Günther Öhlschläger

Einführung in die Sprachwissenschaft

Leipzig 2011

Inhalt

1. Sprache und Sprachwissenschaft 4
   1.1 Einleitende Bemerkungen 4
   1.2 „Sprache“ als Gegenstand der Sprachwissenschaft 5
   1.3 Verschiedene Perspektiven auf Sprache – verschiedene Teilgebiete der Sprachwissenschaft 8
   1.4 Warum beschäftigt man sich mit Sprachwissenschaft? 11
   1.5 Zur Geschichte der Sprachwissenschaft 16
   Literaturhinweise 19

2. Allgemeine sprachtheoretische Grundlagen 20
   2.1 Sprache als System 20
   2.2 Funktionen von Sprache 25
   2.3 Sprachsystem und Sprachverwendung 27
   Literaturhinweise 32

3. Semantik 33
   3.1 Grundlegende Unterscheidungen 33
      3.1.1 Lexikalische Semantik vs. Satzsemantik 33
      3.1.2 Satzbedeutung – Äußerungsbedeutung – kommunikativer Sinn 35
   3.2 Grundbegriffe der lexikalischen Semantik 37
   3.3 Mehrdeutigkeit sprachlicher Ausdrücke 42
   3.4 Semantische Relationen 49
   3.5 Beschreibung von Bedeutungen 54
   Literaturhinweise 58

4. Syntax 59
   4.1 Einleitende Bemerkungen 59
   4.2 Grundbegriffe 59
      4.2.1 Grammatikalität 59
      4.2.2 Syntaktische Beziehungen 62
      4.2.3 Komplexe Sätze 72
   4.3 Syntaktische Beschreibungsmodelle 75
      4.3.1 Konstituentenstrukturgrammatik 76
      4.3.2 Wortart- und Satzgliedlehre 86
      4.3.3 Feldermodell 91
   Literaturhinweise 94

5. Morphologie 95
   5.1 Einleitende Bemerkungen 95
   5.2 Grundbegriffe 95
      5.2.1 Lexem – Wortform – morphosyntaktisches Wort 95
      5.2.2 Flexion 98
   5.3 Bildung von Wortformen 100
   5.4 Beschreibungsansätze 104
      5.4.1 Wortbezogene Morphologie 105

5.4.2 Morphembezogene Morphologie 108
Literaturhinweise 111

6. Wortbildung 112
6.1 Einleitende Bemerkungen 112
6.2 Funktionen der Wortbildung 113
6.3 Wortbildungsarten 115
6.4 Semantische Aspekte der Wortbildung 121
6.5 Beschreibung von Wortbildungsregularitäten 123
Literaturhinweise 124

7. Phonetik/Phonologie 125
7.1 Gegenstand und Aufgaben von Phonetik und Phonologie 125
7.2 Grundbegriffe der Phonetik 126
7.3 Grundbegriffe der Phonologie 130
7.4 Prosodie 134
Literaturhinweise 138

8. Graphematik/Orthographie 139
8.1 Gegenstandsbestimmung 139
8.2 Gesprochene und geschriebene Sprache 140
8.3 Grundbegriffe der Graphematik 143
8.4 Prinzipien der Schreibung 147
Literaturhinweise 149

9. Literatur 150

1. Sprache und Sprachwissenschaft

1.1 Einleitende Bemerkungen

Womit beschäftigt sich die Sprachwissenschaft? Warum beschäftigt man sich mit dieser Wissenschaft? Und: Warum soll, warum muss ich mich mit dieser Wissenschaft beschäftigen? Dies sind Fragen, die wohl die meisten – vielleicht alle – haben, die mit dem Studium der germanistischen Sprachwissenschaft, also der Sprachwissenschaft des Deutschen, bzw. mit dem Studium der Germanistik beginnen, zumal sicherlich einige von Ihnen überrascht gewesen sein dürften, dass zum Studium der Germanistik auch – und zwar hier in Leipzig gleichberechtigt – das Studium der Sprachwissenschaft gehört, denn in der Öffentlichkeit einschließlich der Medien wird Germanistik ja in der Regel nur als Literaturwissenschaft, als Wissenschaft von der deutschen Literatur verstanden bzw. wahrgenommen.

Die eingangs genannten Fragen stellen sich bei der Sprachwissenschaft bzw. Linguistik – beide Begriffe sind gebräuchlich, ich verwende sie hier ohne Bedeutungsunterschied nebeneinander – in besonderem Maße, als sie – anders als viele andere Wissenschaften – im öffentlichen Bewusstsein kaum präsent ist, keine oder höchstens sehr vage Vorstellungen davon bestehen, was es mit der Sprachwissenschaft im Allgemeinen, mit der germanistischen Sprachwissenschaft im Besonderen auf sich hat. „Sprache" ist zwar oft Gegenstand öffentlichen Interesses – ich denke an die Rechtschreibreform, an die Diskussion um den Einfluss von Fremdwörtern, insbesondere aus dem Englischen, an die – teilweise daran anknüpfenden – Klagen über den Verfall unserer Sprache, an die Kritik insbesondere am öffentlichen Sprachgebrauch – etwa von Politikern und Journalisten – in Form von Sprachglossen o.ä., und ich beziehe mich auf das lebhafte Interesse vieler an richtigem, gutem Sprachgebrauch – das sich in häufiger Inanspruchnahme von Sprachberatungsstellen und der hohen Auflagenzahl vieler Sprachratgeberbücher manifestiert – sowie auf das bei vielen bestehende Bedürfnis, etwas über die Herkunft von Wörtern – nicht zuletzt auch von Namen – und ihren „eigentlichen" Bedeutungen zu erfahren. An der Sprachwissenschaft dagegen gibt es – in auffälligem Gegensatz zum Interesse an Sprache – so gut wie kein öffentliches Interesse, und wenn sie einmal in den Fokus der Öffentlichkeit gerät – wie etwa im Zusammenhang mit der Diskussion um die Rechtschreibreform –, hat sie keine besonders gute Presse.

Natürlich ist es nicht möglich, die Eingangsfragen im gegebenen Rahmen auch nur annähernd erschöpfend zu beantworten; ich möchte aber versuchen, zumindest ansatzweise zu umreißen, womit sich die Sprachwissenschaft – und damit auch die germanistische Sprachwissenschaft – beschäftigt, warum man sich mit dieser Wissenschaft beschäftigt und warum es sinnvoll ist, dass Sie sich als Germanistikstudenten auch mit dieser Wissenschaft beschäftigen. Dabei möchte ich zunächst – bezogen auf die erste Frage – näher bestimmen, was man unter „Sprache" als Gegenstand der Sprachwissenschaft zu verstehen hat, sowie die verschiedenen Perspektiven benennen, unter denen man Sprache wissenschaftlich betrachten und untersuchen kann und durch die jeweils bestimmte Aspekte des Phänomens „Sprache" in den Mittelpunkt gerückt werden. Im Anschluss daran sollen – als Antwort auf die zweite Frage, die Frage nach dem Warum der Sprachwissenschaft – mit der Sprachwissenschaft verbundene Interessen und Anwendungsbereiche thematisiert werden. Mit den Antworten auf die erste und die zweite Frage ist im Grunde auch schon die dritte Frage, die Frage, warum Sie sich als Germanistikstudenten mit Sprachwissenschaft beschäftigen sollten, beschäftigen müssen,

beantwortet. Dennoch möchte ich auf diese Frage noch einmal gesondert eingehen und Ihnen dabei einige berufliche Möglichkeiten vorstellen, die sich aus dem Studium der Germanistik – insbesondere aus der Sicht der Sprachwissenschaft – ergeben.
Am Ende des Kapitels soll noch ein kurzer Abriss der Geschichte der Sprachwissenschaft gegeben werden, aus dem hervorgehen soll, wie sich Gegenstand, Perspektiven, Interessen und Anwendungsfelder der Sprachwissenschaft im Laufe ihrer Geschichte verändert haben.

1.2 „Sprache" als Gegenstand der Sprachwissenschaft

Die naheliegende erste Antwort auf die Frage „Womit beschäftigt sich die Sprachwissenschaft?" – „mit Sprache" – ist zumindest in zweierlei Hinsicht unbefriedigend: zum einen ist sie zu trivial, zu ungenau – denn wer diese Frage stellt, möchte natürlich etwas mehr, Konkreteres hören –, zum andern ist die Antwort keineswegs so eindeutig, wie man auf den ersten Blick vielleicht meinen könnte, da das Wort *Sprache* z.T. sehr unterschiedlich verwendet wird. So spricht man von Sprachen wie dem Deutschen, dem Englischen, dem Französischen, von formalen Sprachen wie in der Mathematik und Logik, von Programmiersprachen, von Tiersprachen, wie z.B. der Sprache der Bienen oder der Sprache der Delphine oder der Sprache der Vögel, von Körpersprache, der Sprache der Musik, der Sprache der Blumen oder der Sprache des Herzens usw.

Gegenstand der Sprachwissenschaft sind nur Sprachen im erstgenannten Sinne, also Sprachen wie Deutsch, Englisch, Französisch usw. – Sprachen in diesem Sinne nennt man normalerweise **natürliche Sprachen**. Eine allgemein gültige, allumfassende Definition des Begriffs „natürliche Sprache" gibt es ebenso wenig wie eine solche Definition des Begriffs „Sprache" (im weiteren Sinne). Alle bisherigen Definitionen gehen jeweils nur von bestimmten Aspekten des komplexen Phänomens Sprache aus: So hat man Sprache u.a. als Mittel zum Ausdruck von Gedanken und Gefühlen, als wichtigstes und artspezifisches Kommunikationsmittel des Menschen, als strukturiertes System von Zeichen, als internalisiertes System von Regeln, als Menge der Äußerungen in einer Sprachgemeinschaft, als Handlungsinstrument oder als Werkzeug des Denkens definiert.
Man kann aber – und nur darum soll es im Folgenden gehen – aufgrund der Gegenüberstellung und des Vergleichs mit Sprachen im weiteren Sinne einige charakteristische Eigenschaften natürlicher Sprachen herausarbeiten, mit denen man natürliche Sprachen, den Begriff ‚natürliche Sprache' klar von Sprachen im weiteren Sinne, von anderen, weiteren Sprachbegriffen abgrenzen kann, um auf diese Weise klarer umreißen zu können, was natürliche Sprachen ausmacht, was für sie konstitutiv ist, also: womit sich die Sprachwissenschaft beschäftigt.
Wenn man die bisher genannten – aber auch noch andere – Beispiele für Sprachen im weiteren Sinne betrachtet, kann man feststellen, dass viele – natürliche Sprachen eingeschlossen – die Eigenschaft haben, dass mit ihnen Inhalte durch den Gebrauch von symbolischen Zeichen übermittelt werden, dass bei ihnen mit symbolischen Zeichen kommuniziert wird, d.h. mit Zeichen, deren Bedeutung **arbiträr**, also willkürlich ist, und auf einer **Konvention**, einer üblichen Praxis beruht. So könnte – um ein Beispiel aus einer natürlichen Sprache zu nehmen – der Ausdruck *Tisch* im Deutschen prinzipiell auch so verwendet werden, dass man mit ihm nicht auf Tische, sondern auf Stühle oder Fahrräder oder Bücher usw. Bezug nehmen kann – nur die geltende Konvention, die übliche Praxis verhindert dies. Prinzipiell könnte auch das % in der Sprache der Mathematik – also einer formalen Sprache – auch die Bedeutung des + oder des = haben. Und Kopfschütteln könnte – um ein

letztes Beispiel zu nennen – prinzipiell ebensogut Zustimmung statt Ablehnung bedeuten. In all diesen Fällen fungieren die Ausdrücke bzw. Verhaltensweisen als **Symbole**, d.h. sie haben kraft Konvention eine bestimmte Bedeutung. Für die Sprache der Musik, die Sprache der Blumen, für die Sprache des Herzens u.a., auch für das, was man oft als Körpersprache bezeichnet, gilt dies nicht – hier hat man es nicht mit Symbolen zu tun bzw. – um es etwas vorsichtiger zu formulieren – nur in vereinzelten Fällen. Insofern kann man hier entweder von Formen nichtsymbolischer Kommunikation bzw. nichtsymbolischen Kommunikationssystemen oder aber nur von metaphorischer Verwendung des Wortes *Sprache* sprechen.

Wenn man nun in einem nächsten Schritt natürliche Sprachen mit anderen symbolischen Kommunikationssystemen vergleicht, lassen sich weitere, für natürliche Sprachen zentrale und insgesamt für natürliche Sprachen konstitutive Eigenschaften feststellen. So ist es zwar unstrittig, dass auch viele Tiere symbolisch kommunizieren – durch Bewegungen wie bei den Bienen, durch Töne wie Vögel oder Wale, durch elektrische Signale wie bei bestimmten Fischen –, doch gibt es – zumindest beim derzeitigen Stand der Forschung – eine Reihe von Eigenschaften, hinsichtlich derer sich natürliche Sprachen – wie auch künstliche Sprachen, auf die ich noch zu sprechen kommen werde –, also **menschliche Sprachen** von tierischen Kommunikationssystemen, von „Tiersprachen" unterscheiden:

1. Menschliche Sprache ist situationsungebunden, d.h. man kann sich mit ihr – anders als bei tierischer Kommunikation – nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch auf die Vergangenheit und die Zukunft wie auch auf Dinge beziehen, die von der Äußerungssituation weit entfernt sind, u.U. nicht einmal existieren.
2. In menschlicher Sprache besteht im Unterschied zu Tiersprachen die Möglichkeit, begriffliche Verallgemeinerungen durch Symbole auszudrücken, d.h. man kann – anders als in Tiersprachen – nicht nur über konkrete, sondern auch über abstrakte Gegenstände wie Freiheit, Armut, Neoliberalismus, Verwandtschaft u.ä. sprechen.
3. Die Sprache selbst kann bei menschlicher Sprache Gegenstand des Sprechens werden, wenn man etwa die Bedeutung eines bestimmten Wortes erläutert oder wenn man sagt, dass ein Verb wie *schwimmen* stark flektiert wird. Nach allem, was man weiß, ist dies bei Tiersprachen nicht möglich.
4. Während in tierischen Kommunikationssystemen jeweils ein Ausdruck mit einem bestimmten Inhalt verbunden ist und eine nicht weiter zerlegbare Einheit bildet – so hat z.B. ein bestimmter Tierruf als Einheit eine bestimmte kommunikative Funktion, eine bestimmte Bedeutung –, sind Ausdrücke menschlicher Sprache auch intern strukturiert: Sätze bestehen aus kleineren Einheiten (Wortgruppen, Satzglieder), diese wiederum aus Wörtern, viele Wörter bestehen ihrerseits aus kleineren Einheiten und diese schließlich aus einzelnen lautlichen bzw. graphischen Einheiten, einzelnen Lauten und Buchstaben, die selbst keine Bedeutung tragen. So besteht ein Satz wie

   (1) Die alte Haustür klemmte.

   aus der Wortgruppe *die alte Haustür* und dem Wort *klemmte*, die Wortgruppe *die alte Haustür* aus den Wörtern *die*, *alte* und *Haustür*, das Wort *Haustür* aus den Bestandteilen *Haus* und *Tür*, das Wort *klemmte* aus den Bestandteilen *klemm* – das die Bedeutung des Verbs trägt – und *te* – das die grammatische Bedeutung ‚Präteritum' zum Ausdruck bringt, und ein Wort wie *alte* oder ein Wortbestandteil wie *klemm* seinerseits besteht wiederum aus einzelnen Lauten bzw. Buchstaben. Dieses für menschliche Sprachen spezifische Phänomen bezeichnet man als **zweifache Gliederung** oder **doppelte Artikulation** (double articulation) der Sprache, wobei

man als erste Gliederung die Gliederung in – unterschiedlich komplexe – bedeutungstragende Einheiten versteht, als zweite Gliederung die Gliederung der kleinsten bedeutungstragenden Einheiten in nicht bedeutungstragende Einheiten, also Laute und Buchstaben.

Menschliche Sprache weist also elementare Bausteine – Laute und Buchstaben – auf, die selbst keine Bedeutung tragen, mit denen aber bedeutungstragende Einheiten – Wortbestandteile, Wörter, Wortgruppen, Sätze, Texte – gebildet werden können. Menschliche Sprache ist also im Unterschied zu tierischen Kommunikationssystemen hierarchisch aufgebaut: Aus einer endlichen Anzahl von Einheiten lassen sich nach bestimmten Kombinationsregeln jeweils Einheiten einer höheren Ebene bis hin zur unendlichen Anzahl komplexer sprachlicher Ausdrücke bilden. So kann ein Laut wie z.B. das *a* in *alte* ebenso Bestandteil anderer Wortbestandteile oder Wörter sein wie das *l* in *alte* – man denke etwa an *Amme*, *Wasser*, *Masche* einerseits, *Lampe*, *Blut*, *Tal* andererseits. Ein Wortbestandteil wie *klemm* kann auch Teil der Wörter *klemmt* oder *klemmtest* sein, der Wortbestandteil *te* auch Teil der Wörter *sagte*, *lachte* oder des gerade erwähnten *klemmtest*. Das Wort *Haustür* kann auch Bestandteil anderer Wortgruppen sein wie z.B. *die neue Haustür*, *meine Haustür*, *Haustüren aus Holz* und diese Wortgruppen können so wie die Wortgruppe *die alte Haustür* oder das Wort *klemmte* zusammen mit anderen Wörtern andere Sätze bilden wie z.B.

(2) Die neue Haustür klemmte
(3) Meine Haustür knarrt
(4) Haustüren aus Holz sind sehr zu empfehlen.
(5) Das Schloss klemmte schon seit einigen Tagen.

Diese Eigenschaft menschlicher, insbesondere natürlicher Sprachen, aus einer endlichen Anzahl von sprachlichen Einheiten eine unendliche Anzahl komplexer sprachlicher Einheiten bilden zu können, bezeichnet man als sprachliche **Kreativität**.

Die unter 4. genannten Eigenschaften stellen – zumindest nach derzeitigem Wissensstand – den entscheidenden Unterschied zwischen menschlicher, insbesondere natürlicher Sprache und tierischen Kommunikationssystemen, „Tiersprachen", dar.

Darüber hinaus werden oft noch weitere Unterschiede genannt, die aber umstritten sind und die hier nur genannt seien, ohne dass ich Stellung dazu beziehen möchte:

- Tierische Kommunikation ist – anders als Kommunikation mit natürlicher Sprache – nicht vom Willen gesteuert (intentional), sondern nur instinktgeleitetes Reiz-Reaktions-Verhalten.
- Tiersprachen müssen – anders als natürliche Sprachen – nicht erlernt werden, sondern sind angeboren.

Wie schon erwähnt, verfügt der Mensch nicht nur über natürliche Sprachen, sondern auch über **künstliche Sprachen**, also Sprachen, die von Menschen für bestimmte Zwecke geschaffen wurden: **formale Sprachen** in der Mathematik und Logik, aber auch anderen Wissenschaften, um durch ihre spezifischen Eigenschaften (Eindeutigkeit, Explizitheit und leichte Überprüfbarkeit) viele Fragestellungen und Probleme besser behandeln zu können, **Programmiersprachen**, um Aufgaben und Problemlösungen in einem für Computer zugänglichen Format formulieren zu können, aber auch **Welthilfssprachen** wie z.B. Esperanto, um eine bessere internationale Verständigung über alle Einzelsprachen hinweg zu ermöglichen. Bei allen Unterschieden untereinander und bei allen Unterschieden und

Gemeinsamkeiten einzelner künstlicher Sprachen mit natürlichen Sprachen ist jedoch eine entscheidende Differenz zwischen natürlichen Sprachen auf der einen und künstlichen Sprachen auf der anderen Seite festzuhalten, die für einige nur natürlichen Sprachen zukommende Eigenschaften verantwortlich ist und es deshalb notwendig macht, natürliche und künstliche Sprachen getrennt zu untersuchen: Natürliche Sprachen sind historisch gewachsen und verändern sich – wobei der Veränderung durch bewusste Eingriffe des Menschen sehr enge Grenzen gesetzt sind –, während künstliche Sprachen ihre Existenz einer willkürlichen, durch bestimmte Interessen motivierten Setzung verdanken und nur durch bewusste Eingriffe veränderbar sind.
Zusammenfassend lassen sich – ohne den Anspruch einer allgemeingültigen, umfassenden Definition erheben zu wollen – einige Eigenschaften als **Charakteristika natürlicher Sprachen** festhalten:

- Natürliche Sprachen bedienen sich symbolischer Zeichen
- Natürliche Sprachen können situationsungebunden verwendet werden
- In natürlichen Sprachen lassen sich auch begriffliche Verallgemeinerungen ausdrücken
- Natürliche Sprachen können selbst Gegenstand des Sprechens werden
- Natürliche Sprachen sind hierarchisch strukturiert, sie weisen die Eigenschaften der doppelten Artikulation und der sprachlichen Kreativität auf
- Natürliche Sprachen sind historisch gewachsen und unterliegen der ständigen – vom Menschen in der Regel nicht bewusst beeinflussbaren – Veränderung

Wenn im Folgenden von „Sprache" die Rede ist, dann ist immer natürliche Sprache in diesem Sinne gemeint – Gegenstand der Sprachwissenschaft ist also die natürliche Sprache bzw. sind natürliche Sprachen.

Natürliche Sprachen sind allerdings auch Gegenstand anderer Wissenschaften, wie z.B. der Literaturwissenschaft, der Philosophie, der Kommunikations- und Medienwissenschaften, der Psychologie, der Theologie, der Rechtswissenschaft u.a. Allerdings thematisieren diese Wissenschaften Sprache immer nur unter bestimmten Aspekten, von ihren jeweiligen fachlichen Interessen her. Demgegenüber geht es in der Sprachwissenschaft um Sprache um ihrer selbst willen – in der Sprachwissenschaft steht die Sprache im Zentrum, was die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaften, die sich für Sprache interessieren, jedoch ebensowenig ausschließt wie Überlegungen zu möglichen Anwendungen theoretischer Ergebnisse in unterschiedlichsten Feldern.

1.3 Verschiedene Perspektiven auf Sprache – verschiedene Teilgebiete der Sprachwissenschaft

Sprache ist ein sehr komplexes, sehr vielschichtiges Phänomen. Dementsprechend lässt sich Sprache unter einer ganzen Reihe unterschiedlicher Perspektiven wissenschaftlich untersuchen, wobei jeweils ganz bestimmte Aspekte des Phänomens „Sprache" in den Vordergrund gerückt werden. Je nach gewähltem Aspekt kann man verschiedene Teilgebiete der Sprachwissenschaft unterscheiden, die sich allerdings nicht immer klar voneinander abgrenzen lassen, da es sowohl viele Überschneidungsbereiche als auch die Möglichkeit der Kombination verschiedener Perspektiven gibt.
Im Zentrum der Sprachwissenschaft steht – gleichzeitig die unabdingbare Voraussetzung für die Untersuchung von Sprache unter Bezug auf andere Aspekte – die Erforschung von Sprache als System, die Untersuchung von Sprache und Sprachen im Hinblick auf ihre jeweiligen Einheiten (Laute, Wörter usw.) und deren Eigenschaften sowie im Hinblick auf die Regeln der

Kombination der Einheiten zu größeren Einheiten (z.B. Sätzen) – ich erinnere an meine Bemerkungen zur hierarchischen Struktur natürlicher Sprachen in 1.2. M. a. W.: Es geht hier um Sprache in dem Sinne, in dem man sagt, dass jemand eine Sprache spricht, versteht, erlernt. Dazu gehört u.a., dass man als Sprecher des Deutschen die Bedeutung von Wörtern wie *Fisch*, *kommen*, *alt*, *weil* usw. kennt, dass man weiß, dass z.B. (6) (a) und (b) korrekt gebildete Sätze, (6) (c) und (d) dagegen keine korrekt gebildeten Sätze des Deutschen sind:

(6) (a) Gestern war ich im Kino.
(b) Die Vorlesung beginnt sehr früh.
(c) Gestern im Kino ich war.
(d) Die Vorlesung beginnen sehr früh.

Dazu gehört auch, dass man z.B. weiß, dass die Form *(sie) kam* korrekt gebildet ist, (*sie) kommte* dagegen nicht, dass es *sie ist gekommen* und nicht *sie ist gekommt* heißt, dass man weiß, dass das Wort *Fahrrad* auf der ersten und nicht auf der zweiten Silbe betont wird, usw., usw. Das Teilgebiet der Sprachwissenschaft, das sich mit Dingen dieser Art, also den Einheiten und Regularitäten des Systems einer Sprache beschäftigt, wird verschiedentlich – heute eher seltener – als **Systemlinguistik** bezeichnet, mittlerweile oft auch als **Grammatik** (in einem weiten, im Alltag, teilweise auch in der Sprachwissenschaft so nicht gebräuchlichen Sinne). Häufig wird – da man annimmt, dass das Sprachsystem selbst wieder aus Teilsystemen besteht – ganz auf einen Oberbegriff verzichtet und man beschränkt sich dann auf die Bezeichnungen der Disziplinen , die sich mit den verschiedenen Teilsystemen beschäftigen: die **Phonologie**, die es mit den lautlichen Phänomenen zu tun hat, die **Graphematik**, deren Gegenstand die Regularitäten der Schreibung sind, die **Morphologie** (einschließlich der **Wortbildungslehre**), die die Struktur von Wörtern untersucht, die **Syntax**, der es um den Aufbau, um die Struktur von Sätzen geht, und die **Semantik**, die sich mit der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke beschäftigt, je nach theoretischem Ansatz auch die **Lexikologie** als Teildisziplin, die sich dem Wortschatz einer Sprache widmet. Und schließlich fasst man vielfach nicht alle, sondern nur einige das Sprachsystem betreffende Disziplinen unter dem Begriff „Grammatik" zusammen, wobei auch hier kein Konsens besteht, welche man dazu rechnen soll, welche nicht.

So wichtig und so grundlegend die Perspektive auf Sprache als System ist – nur die Berücksichtigung zusätzlicher Aspekte wird der Komplexität und Vielschichtigkeit des Phänomens „Sprache" wirklich gerecht:

- dass Sprache Funktionen hat, dass sie **gebraucht** wird, um diese Funktionen – in erster Linie die der Kommunikation – zu erfüllen,
- dass Sprache ein **soziales Phänomen** ist, dass es vielfältige Beziehungen zwischen Sprache und Gesellschaft gibt,
- dass es Zusammenhänge zwischen sprachlichen und **räumlichen**, **geographischen Gegebenheiten** gibt, wie sich insbesondere bei den Dialekten zeigt,
- dass Sprache eine **historische Dimension** hat, dass sie sich im Laufe der Zeit beständig wandelt,
- dass Sprache auch ein **psychisches Phänomen** ist, dass Sprache eine Fähigkeit ist, über die Menschen verfügen,
- dass Sprache, dass die Sprachfähigkeit, das Sprachvermögen eine **biologische**, **neurophysiologische Grundlage** hat.

Die sprachwissenschaftliche Teildisziplin, die sich mit dem Gebrauchs-, dem Verwendungsaspekt von Sprache, mit den Modalitäten und Regularitäten des Sprachgebrauchs beschäftigt, ist die **Pragmatik** (oder **Pragmalinguistik**). Sie untersucht u.a. die verschiedenen Arten sprachlicher Handlungen – wie Behaupten, Feststellen, Versprechen, Befehlen, Bitten, Fragen usw. – sowie die verschiedenen Möglichkeiten, sprachliche Handlungen sprachlich zu realisieren, und die Unterschiede zwischen diesen verschiedenen Möglichkeiten – ob man z.B. mit Satz (7) (a) oder (7) (b) oder (7) (c) eine Frage stellt:

(7) (a) Warst du gestern im Kino?
(b) Du warst gestern im Kino?
(c) Ich möchte wissen, ob du gestern im Kino warst.

Gegenstand der Pragmatik ist z.B. auch die sog. Informationsstruktur von Äußerungen, d.h. die unterschiedliche Gewichtung, die unterschiedliche Perspektivierung der mit einer Äußerung gegebenen Informationen, wie man sie an den folgenden Beispielen erkennen kann:

(8) (a) Anna hat gestern ein Buch gekauft.
(b) Gestern hat Anna ein Buch gekauft.
(c) Ein Buch hat Anna gestern gekauft.
(d) Anna hat ein Buch gestern gekauft.
(e) Ein Buch gekauft hat Anna gestern.
(f) Gestern gekauft hat Anna ein Buch.

In gewisser Weise lassen sich auch die **Textlinguistik** und die **Gesprächslinguistik** (meist eher als **Gesprächsanalyse** bezeichnet) der Pragmatik zuordnen, insofern, als es ihnen außer um den Aufbau auch um die Konstitutions- und Verwendungsbedingungen von Texten bzw. um die Struktur und Modalitäten von Gesprächen geht.

Sprache als soziales Phänomen ist Gegenstand der **Soziolinguistik**, die von der Annahme ausgeht, dass soziale Unterschiede mit sprachlichen Unterschieden korrelieren, dass sich durch verschiedene Faktoren (Schicht, Alter, Geschlecht, Berufszugehörigkeit, Rolle usw.) konstituierte soziale Gruppen auch hinsichtlich ihres Sprachverhaltens, hinsichtlich der von ihnen verwendeten spezifischen Sprachausprägungen unterscheiden (schichtspezifische Sprache, Jugendsprache, geschlechtsspezifische Sprache – „Frauensprache" vs. „Männersprache" –, Fachsprachen, Sprachen bestimmter Sportarten, Verwaltungssprache usw.). Dementsprechend geht es in der Soziolinguistik um die Erfassung der vielen wechselseitigen Zusammenhänge zwischen sprachlichen und sozialen Merkmalen und ihren Auswirkungen auf Sprache und Gesellschaft sowie um die Beschreibung der für bestimmte soziale Gruppen charakteristischen Sprachausprägungen, die man als Soziolekte bezeichnet. Da auch solche außersprachlichen Faktoren, die nur in sehr weitem Sinne oder aber gar nicht als soziale Faktoren verstanden werden können, spezifische Sprachausprägungen konstituieren, hat man für alle mit außersprachlichen Faktoren korrelierenden Sprachausprägungen den Begriff ‚Varietät' eingeführt und im Zusammenhang damit die Bezeichnung **Varietätenlinguistik** für das Teilgebiet der Sprachwissenschaft, das sich mit der Untersuchung und Beschreibung von Varietäten befasst. Die Varietätenlinguistik umschließt insofern die Soziolinguistik, berücksichtigt aber auch situationsspezifische und funktionsspezifische Varietäten – dass man sich beispielsweise im Gespräch mit Freunden anders ausdrückt als in einem Prüfungsgespräch

oder bei einer öffentlichen Rede, dass man sich in einem Bewerbungsschreiben anderer sprachlicher Mittel bedient als in einem Liebesbrief usw. In dem erläuterten Sinne umfasst die Varietätenlinguistik auch die **Dialektologie**, da die Dialekte, die den Gegenstand der Dialektologie bilden, auch Varietäten sind, und zwar Varietäten, die in erster Linie durch räumliche, durch geographische Faktoren konstituiert sind.

Die historische Dimension von Sprache, die Tatsache, dass sich Sprache im Laufe der Zeit verändert, greift die **historische Sprachwissenschaft** (oft auch nur **Sprachgeschichte**, seltener **Historiolinguistik** genannt) auf. Sie beschäftigt sich zum einen mit den Bedingungen und Ursachen von Sprachwandel sowie mit den konkreten Sprachwandelvorgängen in einzelnen Sprachen, zum andern mit der Untersuchung und Beschreibung früherer Sprachzustände, früherer Sprachstufen (Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Frühneuhochdeutsch, das Deutsch des 18. Jh. usw.).

Sprache als psychisches Phänomen ist Ausgangspunkt der **Psycholinguistik**, für die die Erforschung der bei der Sprachproduktion und –rezeption (Sprechen/Schreiben vs. Hören/Lesen/Verstehen) ablaufenden Prozesse (oft als „Sprachverarbeitung" bezeichnet), der Art und Weise der Speicherung des sprachlichen Wissens – d.h. dessen, worüber jemand verfügt, wenn man von ihm sagt, dass er eine Sprache beherrscht – im Gedächtnis sowie des Spracherwerbs, der Spracherlernung im Mittelpunkt stehen.

Um Sprache als biologisches Phänomen schließlich geht es in der **Neurolinguistik**, die sich mit den neurophysiologischen Grundlagen der Sprache, des Verfügens über Sprache, mit der Repräsentation von Sprache im Gehirn sowie mit den für die Sprachverarbeitung und den Spracherwerb relevanten Gehirnfunktionen beschäftigt.

Ein letzter Unterschied hinsichtlich der Perspektive bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache hat nichts mit der Komplexität, der Vielschichtigkeit des Phänomens „Sprache" zu tun, sondern damit, dass das sprachwissenschaftliche Interesse nur auf eine einzelne Sprache oder Sprachgruppe gerichtet sein kann – so etwa die germanistische Sprachwissenschaft auf das Deutsche, die anglistische Sprachwissenschaft auf das Englische (und Amerikanische), die romanistische und slawistische Sprachwissenschaft auf die romanischen bzw. slawischen Sprachen usw. –, dass das Interesse aber auch dem Vergleich verschiedener Sprachen gelten kann (in der vergleichenden Sprachwissenschaft): entweder im Hinblick auf ihre genetische Verwandtschaft (historisch-vergleichende Sprachwissenschaft) oder – unabhängig von historisch-genetischen Zusammenhängen – im Hinblick auf Gemeinsamkeiten ihrer sprachsystematischen Eigenschaften (Sprachtypologie). Schließlich können auch – in der allgemeinen Sprachwissenschaft – die generellen, universellen Eigenschaften von Sprachen sowie die allgemeinen theoretischen Grundlagen für die Beschreibung von Sprachen und Sprachgruppen (Sprachtheorie) im Mittelpunkt stehen.

1.4 Warum beschäftigt man sich mit Sprachwissenschaft?

Eine erste, wohl die beste Antwort auf diese Frage ist – wie bei jeder anderen Wissenschaft: weil einen der Gegenstand der Wissenschaft interessiert, weil man neugierig ist, weil man – bezogen auf den Gegenstand der Sprachwissenschaft – mehr über Sprache, mehr über bestimmte Sprachen – im Fall der germanistischen Sprachwissenschaft über das Deutsche – erfahren möchte.

So ist es ja ein durchaus erstaunliches Phänomen, dass man dadurch, dass man den Mund auf und zu macht und Schallwellen produziert oder dass man Striche auf das Papier und an die Tafel macht, durch Tastendruck bestimmte graphische Gebilde zustande bringt, anderen etwas zu verstehen geben kann, von der einfachsten Bitte bis zum Äußern tiefster Gefühle, vom menschenverachtenden Befehl bis zum empfindsamsten lyrischen Gedicht, von der alltäglichen Gebrauchsanweisung bis zum philosophischen Traktat, vom Versprechen bis zum Verurteilen usw. Und das Verstehen wiederum bedeutet ja, dass man die Schallwellen bzw. graphischen Erscheinungen wahrnimmt und über diese Wahrnehmung zu dem kommt, was der andere einem zu verstehen geben wollte. Wie ist das möglich? Wie funktioniert das? Was liegt dem zugrunde? Worüber müssen wir verfügen, welche Kenntnisse und Fähigkeiten müssen wir besitzen, um anderen etwas zu verstehen geben zu können bzw. das zu verstehen, was mir ein anderer zu verstehen geben möchte? Wie kommen wir zu diesen Kenntnissen und Fähigkeiten? In welchem Zusammenhang stehen diese Kenntnisse und Fähigkeiten zu anderen geistigen Fähigkeiten? Wie sind diese Kenntnisse und Fähigkeiten biologisch verankert? Wie verfügen wir darüber, wie bedienen wir uns dieser Kenntnisse und Fähigkeiten beim alltäglichen Sprechen, Schreiben, Hören, Lesen? All dies sind m.E. Fragestellungen, die hochinteressant, die außerordentlich spannend sind – es ist deshalb kein Zufall, dass dies Fragen sind, die derzeit im Mittelpunkt des Interesses vieler Sprachwissenschaftler stehen und in interdisziplinärer Zusammenarbeit mit Wissenschaften wie der Psychologie, den Neurowissenschaften, der Philosophie, der Anthropologie, der Künstlichen Intelligenzforschung und der Informatik zu beantworten versucht werden. Sprachwissenschaft versteht sich hier als Teil der sog. Kognitionswissenschaft, die sich die Erforschung der verschiedenen Aspekte des menschlichen Geistes zum Ziel gesetzt hat – diese Ausrichtung der Sprachwissenschaft bezeichnet man deshalb auch als **kognitive Linguistik**. Dass diese Fragen im Alltag kaum oder gar nicht gestellt werden, hat sicherlich auch damit zu tun, dass Sprache ein zu selbstverständlicher Bestandteil unseres Lebens ist, auf den man nur dann aufmerksam wird, wenn es Probleme damit gibt, wenn etwas schiefläuft.

Eine ebenso spannende Frage ist die, warum sich Sprachen eigentlich verändern. Oder: Warum sich Sprachen, warum sich beispielsweise das Deutsche so verändert hat, wie es sich verändert hat – warum z.B. der Nominativ und der Akkusativ Plural von *Tag* heute *Tage* und nicht mehr *taga* wie im Althochdeutschen heißt, warum aus Adjektiven abgeleitete Adverbien wie *schnell* in *Sie läuft schnell* nicht mehr wie im Althochdeutschen, teilweise noch im Mittelhochdeutschen eigens gekennzeichnet werden (*snello* bzw. *snelle*), warum und wie das Wort *schnell* im Laufe der Jahrhunderte seine Bedeutung verändert hat – im Althochdeutschen und im Mittelhochdeutschen hatte es (auch) noch die Bedeutungen ‚kräftig', ‚tapfer', ‚eifrig' -, warum das Präteritum von Verben wie *backen* oder *weben* heute meist *backte* und *webte*, aber kaum noch *buk* oder *wob* heißt, während bei Verben, die ihr Präteritum mit *te* bzw. *t* bilden, keinerlei Tendenzen in der anderen Richtung festzustellen sind, dass beispielsweise *sug* die Form *sagte* als Präteritum von *sagen* oder *lob* das *lebte* als Präteritum von *leben* ablösen würde usw.

Andere wiederum interessiert es vielleicht, warum bei einem Wort wie *Bundesaußenminister* der zweite Bestandteil – also *Bundes'außenminister* (das Zeichen ´ zeigt an, dass die nachfolgende Silbe betont wird) – betont wird, bei einem Wort wie *Nebenstellenleiter* dagegen der erste Bestandteil, also *´Nebenstellenleiter*. Wieder andere fragen sich, ob die Pluralbildung deutscher Substantive (*Pfad – Pfade, Bach – Bäche, Hand – Hände, Schmerz – Schmerzen, Neffe – Neffen, Frau – Frauen, Balken – Balken, Garten – Gärten, Dach – Dächer, Auto – Autos, Oma – Omas* usw.) wirklich so chaotisch ist, wie man zunächst denken könnte, oder ob es systematische Regeln dafür gibt.

Warum kann man Wörter wie *brauchbar*, *waschbar*, *zerlegbar*, *brennbar* bilden, aber nicht *schlafbar*, *schämbar*, *langbar*, *schönbar* oder *kaputtbar*? Auch dies ist eine Frage, die sich nicht von selbst beantwortet.
Und worin bestehen die Bedeutungsunterschiede zwischen *Neger*, *Farbiger*, *Schwarzer*, *Nigger*, *Mohr*, *Afrikaner*, *Kaffer*, *Kanake*? Gibt es hier auch einen neutralen, nicht wertenden Ausdruck?
Warum beginnt Kafkas „Vor dem Gesetz" so:

> *Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz.*

und nicht so:

> *Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Ein Mann vom Lande kommt zu diesem Türhüter und bittet um Eintritt in das Gesetz.*

oder so:

> *Ein Türhüter steht vor dem Gesetz. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz.*

oder aber so:

> *Ein Türhüter steht vor dem Gesetz. Ein Mann vom Lande kommt zu diesem Türhüter und bittet um Eintritt in das Gesetz.*

Sicherlich ist dies kein Zufall – aber wie sind diese Unterschiede zu erfassen, zu erklären und worin unterscheiden sich die verschiedenen Möglichkeiten hinsichtlich ihrer Funktionen, ihrer Wirkungen? Warum dürfte wohl Einigkeit bestehen, dass Kafkas Version „die beste" ist?

Ich möchte mit den Beispielen an dieser Stelle abbrechen – die Liste ließe sich praktisch endlos fortsetzen. Doch dürften diese wenigen Beispiele – zusammen mit den Ausführungen in 1.3 – schon deutlich gemacht haben, wie vielfältig die Fragen sind, die Motivation für die Beschäftigung mit der Sprachwissenschaft im Allgemeinen, mit der germanistischen Sprachwissenschaft im Besonderen sein können, wie breit das Spektrum der Fragestellungen ist, die die Sprachwissenschaft zu beantworten versucht, dass es also sehr viele Gründe gibt, sich mit der Sprache allgemein, mit bestimmten Sprachen – in unserem Fall mit dem Deutschen – rein aus Interesse an der Sache wissenschaftlich zu beschäftigen.
Nun werden sicherlich viele – oder alle – von Ihnen nicht alle Beispiele und Gebiete in gleicher Weise interessant finden – auch mir selbst geht es so. Und wahrscheinlich gibt es auch einige unter Ihnen – über die Zahl möchte ich nicht spekulieren -, die nichts von dem, was ich hier angeführt habe, interessant finden. Außerdem ist vielen – damit meine ich jetzt nicht nur Sie – die Antwort suspekt, zumindest nicht ausreichend, dass man sich aus reinem Interesse an der Sache mit der Sprachwissenschaft beschäftigt, beschäftigen kann: Vor nicht allzu langer Zeit hat man immer nach dem gesellschaftlichen Nutzen einer Wissenschaft gefragt, auf die gesellschaftliche Relevanz einer Wissenschaft gepocht, heute steht die Frage nach dem ökonomischen Nutzen einer Wissenschaft unübersehbar im Raum – mit der Unterstellung, dass alles, was keinen ökonomischen Nutzen verspricht, nutzlos, sinnlos ist –, und natürlich stellen Studierende zu Recht die Frage nach Feldern, in denen die theoretischen Ergebnisse und Erkenntnisse der Sprachwissenschaft praktisch umgesetzt, praktisch nutzbar gemacht werden können. Deshalb möchte ich auch hierzu einige Hinweise geben, die zeigen sollen, dass es auch vom Gesichtspunkt der praktischen Anwendung her durchaus lohnend ist, sich mit Sprachwissenschaft zu beschäftigen, wobei ich dabei ausdrücklich auch Berufsperspektiven, die sich für Sie daraus ergeben können, thematisieren möchte. Ich beschränke mich bei meinen Bemerkungen auf die für die germanistische Sprachwissenschaft einschlägigen Anwendungsfelder sowie auf den Nutzen, den Studierende der Germanistik aus dem Studium

der Sprachwissenschaft ziehen können – einschließlich des Eröffnens beruflicher Möglichkeiten auch über den von vielen von Ihnen angestrebten Lehrerberuf hinaus. Natürlich sind je nach Anwendungsfeld jeweils ganz bestimmte Teilgebiete der Sprachwissenschaft besonders relevant und andere nicht oder nur am Rande einschlägig; in vielen Fällen ergibt sich jedoch ein komplexes Zusammenspiel verschiedener Teildisziplinen.

Ein solches Anwendungsfeld ist beispielsweise die – teilweise interdisziplinär angelegte – **linguistisch fundierte Analyse von Texten und Gesprächen** aus den unterschiedlichsten Bereichen – literarische Texte, politische Texte, Werbetexte, Gebrauchsanweisungen, Gesetzestexte, Verwaltungsschreiben, Formulare, private E-Mails, sozialwissenschaftliche Interviews, Interviews in verschiedenen Medien, Talkshows, Kommunikation vor Gericht, in Ämtern, zwischen Arzt und Patient, innerbetriebliche Kommunikation usw. – eine ganze Reihe möglicher Analysegesichtspunkte habe ich in 1.3 sowie in diesem Abschnitt schon genannt. Solche Analysen dienen u.a. dazu, Texte und Gespräche besser verstehen zu können – bei älteren Texten sind sprachliche und sprachwissenschaftliche Kenntnisse notwendig, um sie überhaupt verstehen zu können –, dazu, bestimmte Zusammenhänge und Implikationen erkennen zu können. Sie können aber auch die Funktion haben, den Autor eines Textes zu erkennen – z.B. in der Literaturwissenschaft im Falle anonymer Texte oder in der forensischen Linguistik, die es mit dem Zusammenhang von Sprache und Rechtswesen zu tun hat (etwa bei einem Erpresserschreiben). Teilweise werden solche Analysen aber auch in kritischer Absicht durchgeführt, z.B. um Verschleierungsstrategien, manipulative Absichten usw. aufzudecken.
Ein weiterer Grund, solche Analysen durchzuführen, hat mit dem nächsten Anwendungsfeld der Sprachwissenschaft zu tun, der **Verbesserung und Optimierung sprachlicher Praxis**. Darunter sind u.a. zu verstehen Bemühungen um die Verständlichkeit von Texten, um ein besseres und differenzierteres sprachliches Ausdrucksvermögen der Sprecher und Schreiber einer Sprache, aber auch Überlegungen und Konzepte zur Verbesserung und Optimierung von Kommunikationsabläufen, etwa in Wirtschaftsunternehmen.
Nicht zuletzt – und damit kann ich an den letzten Punkt anknüpfen – in der zunehmenden Bedeutung von Sprache in der Gesellschaft – Stichwort: Informations- und Kommunikationsgesellschaft –, in durch die ökonomische und soziale Entwicklung veränderten Kommunikationsverhältnissen – neue Formen der internen Kommunikation und Ausweitung des Beratungsbereichs in Unternehmen, die höhere sprachlich-kommunikative Anforderungen an die Mitarbeiter stellen – ist auch ein weiteres, expandierendes Anwendungsfeld zu sehen: die **Sprachberatung**, die Hilfestellung leistet bzw. leisten soll bei grammatischen und orthographischen Zweifelsfällen, bei Fragen und Problemen des richtigen Umgang mit der deutschen Sprache sowie teilweise auch als Instanz gesehen wird, Empfehlungen für guten und angemessenen Sprachgebrauch zu geben. Die Anfragen bei den verschiedenen Sprachberatungsstellen, die telefonisch, schriftlich oder elektronisch Auskünfte geben, belegen diese Einschätzung, denn die meisten Anfragen sind beruflich motiviert (allerdings ist auch der Anteil von Anfragen von Lehrern nicht gering). Dieses Anwendungsfeld wird von vielen Sprachwissenschaftlern sehr kritisch, sehr skeptisch gesehen, da in der Sprachwissenschaft weitgehend Konsens besteht, dass Sprachwissenschaft nur **deskriptiv**, d.h. rein beschreibend, ohne jegliche Wertungen, nicht aber **präskriptiv** bzw. **normativ**, also vorschreibend, normensetzend vorgehen sollte.

Ein weiterer Anwendungsbereich ist die **Lexikographie**, die es mit dem Erstellen von Wörterbüchern unterschiedlicher Art und mit unterschiedlichen Zielsetzungen zu tun hat. Die

Hauptaufgabe der Lexikographie besteht heute in der deskriptiven Erfassung des Wortbestandes einer oder mehrerer – in der Regel zweier – Sprachen unter verschiedenen Gesichtspunkten: nach dem Sprachstadium (z.B. Wörterbücher des Althochdeutschen, des Mittelhochdeutschen, des Frühneuhochdeutschen, des Neuhochdeutschen), nach dem „Informationsangebot" (u.a. allgemeine Wörterbücher, Bedeutungswörterbücher, Synonymwörterbücher, etymologische Wörterbücher, orthographische Wörterbücher, Aussprachewörterbücher, Häufigkeitswörterbücher) sowie weiteren Aspekten (Fremdwörterbuch, Namenswörterbuch, Dialektwörterbuch usw.).

Ein wichtiges Hilfsmittel für die heutige Lexikographie ist der Computer, was uns direkt zum nächsten – in seiner Bedeutung rasant wachsenden – Anwendungsfeld führt, der **Computerlinguistik**, die allerdings – im Rahmen der schon erwähnten kognitiven Linguistik, im Rahmen der Kognitionswissenschaften – auch eine wichtige Rolle in der theoretisch orientierten Sprachwissenschaft, in der Grundlagenforschung spielt – so etwa im Zusammenhang mit der Erforschung der bei der Sprachverarbeitung ablaufenden Prozesse, aber auch bei der Simulation theoretischer Beschreibungsmodelle sowie der Erstellung der Datengrundlage für linguistische Untersuchungen. Wichtige Bereiche der anwendungsorientierten, praktischen Computerlinguistik sind – außer der schon erwähnten computergestützten Lexikographie – die maschinelle Übersetzung, die automatische Erzeugung und Erkennung von Sprache (z.B. lautes Lesen für Blinde, Sprechhilfe bei Sprachbehinderten, Auskünfte aus Datenbanken sowie Umsetzen von Diktaten, mündliche Befehle für den PC, mündliche Eingabe der Ergebnisse ärztlicher Untersuchungen, Hilfsmittel für Körperbehinderte beim Autofahren usw.) sowie die Erstellung von Konkordanzen und Textdatenbanken.

Mit der Erforschung, Diagnostik und Therapie von Sprach-, Sprech- und Sprachentwicklungsstörungen befasst sich in einem weiteren Anwendungsfeld die **Patholinguistik** oder **Klinische Linguistik** – als Beispiele seien durch Unfall oder Krankheit bedingte (teilweise) Ausfälle des Sprachvermögens (z.B. Aphasien), Probleme bei der Artikulation bestimmter Sprachlaute, Verzögerungen oder Behinderungen beim Spracherwerb, Lese- und Rechtschreibschwierigkeiten (Legasthenie) genannt.

Es ist unmöglich, bei der Aufzählung von Anwendungsfeldern auch nur annähernd Vollständigkeit zu erreichen – so könnte man noch die für die Soziolinguistik einschlägigen Probleme im Umgang mit Sprachbarrieren, d.h. sprachlich bedingten sozialen Benachteiligungen, oder mit Sprachnormen nennen, die wichtige Funktion der historischen Sprachwissenschaft für die Geschichts- und Kulturwissenschaften usw. Auf einen zentralen Anwendungsbereich – für die Mehrzahl von Ihnen ohnehin d e r Anwendungsbereich – möchte ich aber noch – last but not least – zu sprechen kommen – den **Sprachunterricht**. Sowohl für den Fremdsprachenunterricht – in unserem Zusammenhang Deutsch als Fremdsprache – als auch für den Primärsprachunterricht Deutsch legt die germanistische Sprachwissenschaft die notwendigen fachwissenschaftlichen Grundlagen, die Basis für sprachdidaktische Konzepte des Sprachunterrichts, für die Erstellung von Sprachbüchern, Unterrichtsmaterialien, für die Ausarbeitung von Unterrichtseinheiten. Wie breit das Spektrum möglicher Gegenstände und Themen – auf Ihr Studienfach Germanistik bezogen – im Primärsprachunterricht ist – auch weit über die Lehrpläne hinaus –, dürften die bisherigen Ausführungen schon deutlich gemacht haben, und wie wichtig die Behandlung solcher Dinge angesichts der zentralen Bedeutung von Sprache für die Gesellschaft und das einzelne Individuum im Sprachunterricht ist, auch.

Damit bin ich auch schon bei den **Berufsperspektiven** für Germanistikstudenten. Natürlich strebt die Mehrzahl von Ihnen den Lehrerberuf an – in Grundschulen, Mittelschulen, Förderschulen, Gymnasien. Aber nicht alle, die den polyvalenten Lehramtsbachelorstudiengang gewählt haben, werden diesen Beruf letztlich ausüben (können bzw. wollen) – es gibt ja die Möglichkeit, in den Nicht-Lehramtsmaster zu wechseln oder das Studium nach dem Bachelor zu beenden. Und auch die, die das Studium mit dem Lehramts-Master abschließen, können nicht unbedingt davon ausgehen, dass sie in den Schuldienst übernommen werden. Insofern ist es für alle Germanistikstudenten wichtig, zu wissen, welche anderen beruflichen Möglichkeiten es noch gibt, wobei ich diese Frage natürlich vor allem aus sprachwissenschaftlicher Sicht behandle. In den meisten Fällen – dies sei auch noch ausdrücklich betont – sind allerdings noch Zusatzqualifikationen erforderlich. Das Germanistikstudium soll Sie aber in die Lage versetzen, über die solide fachwissenschaftliche Basis für die in der heutigen und auch künftigen Arbeitsmarktsituation notwendige Flexibilität zu verfügen, mit der Sie auf wechselnde Anforderungen reagieren können (müssen).
Eine Möglichkeit, die aber immer nur für wenige in Frage kommt, ist die wissenschaftliche Tätigkeit an Universitäten oder Forschungsinstituten. Eine andere Möglichkeit ist die – mit entsprechender Zusatzausbildung –, Deutsch als Fremdsprache zu unterrichten – sei es als Lektor im Ausland, sei es im Inland im Sprachunterricht für Migranten (ein Bereich, dem in zunehmenden Maße Bedeutung zukommen dürfte). Weitere berufliche Möglichkeiten – für Studierende mit dem Schwerpunkt auf der Sprachwissenschaft – liegen in den schon erwähnten Anwendungsfeldern Computerlinguistik, Patholinguistik bzw. Klinische Linguistik, Lexikographie, Sprachberatung, Kommunikationsberatung (Verbesserung und Optimierung sprachlicher Praxis), forensische Linguistik (dafür gibt es z.B. im Bundeskriminalamt eine eigene Abteilung). Weitere Berufe, die Kenntnisse über Sprache im Allgemeinen und über Deutsch im Besonderen, erfordern, sind Tätigkeiten in der Erwachsenenbildung, der Fort- und Weiterbildung, in Verlagen, im Bereich Bibliotheken/Archive/Dokumentation, im Kultur- und Wissensmanagement, in der Kultur- und Wissenschaftsverwaltung, im Journalismus, in den Medien, in der Öffentlichkeitsarbeit, in der Werbung usw. Möglichkeiten für diese Tätigkeiten gibt es im öffentlichen Dienst, in Bildungs- und Wissenschaftsorganisationen, in Verbänden, Parteien, Gewerkschaften und sonstigen Vereinigungen sowie in privatwirtschaftlichen Unternehmen – nicht nur in einschlägigen Unternehmen wie Verlagen, Zeitungen, Rundfunk- und Fernsehsendern, Onlinediensten, Unternehmen der Computerbranche, Werbeagenturen, sondern auch in anderen Unternehmen (dies gilt vor allem für Tätigkeiten in den Bereichen Kommunikationsberatung und Öffentlichkeitsarbeit). Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: die beruflichen Perspektiven für Germanistikstudenten sind nicht so gut, wie es angesichts der hier ausgebreiteten Vielfalt von Möglichkeiten vielleicht den Anschein haben könnte. Aber ich denke, es ist wichtig, diese Möglichkeiten zu kennen, sie schon frühzeitig in die Planung des Studiums einfließen zu lassen, wenn sich Wahlmöglichkeiten ergeben, und – schon frühzeitig – sich auch außerhalb der Universität umzuschauen.

1.5 Zur Geschichte der Sprachwissenschaft

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Sprache ist zwar schon mehrere Jahrtausende alt, eine Sprachwissenschaft als eigenständige wissenschaftliche Disziplin, die Sprache um ihrer selbst willen untersucht, gibt es dagegen erst seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Begonnen hat die wissenschaftliche Beschäftigung unabhängig voneinander in mehreren Kulturkreisen, wobei die Anstöße jeweils vor allem von bestimmten Problemen im Umgang mit älteren Texten,

teilweise aber auch von philosophischen Fragestellungen ausgingen – in Mesopotamien, in Indien, in China, im arabischen Kulturkreis, schließlich – worauf die abendländische Tradition der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache zurückgeht – in der griechischen Antike. Auch hier waren philosophische Fragestellungen der Ausgangspunkt, aber auch das Bemühen, ältere Texte zu verstehen. Diesem Bemühen ist die erste griechische Grammatik (Dionysios Thrax, 2. Jh. v. Chr.) zu verdanken, deren Begrifflichkeit und Anlage ebenso wie die der Grammatik des Apollonios Dyskolos (2. Jh. n. Chr.) in der noch heute gebräuchlichen „traditionellen Schulgrammatik" bis heute nachwirkt. In der römischen Antike traten die philosophischen Probleme eher in den Hintergrund, im Mittelpunkt stand die – normativ verstandene – Grammatik für Zwecke des Unterrichts und der Rhetorik, die ganz der griechischen Tradition verpflichtet blieb; insbesondere die Grammatiken von Donatus (4. Jh. v. Chr.) und Priscian (5./6. Jh. n. Chr.) haben als Modelle für die schon erwähnte traditionelle Schulgrammatik – deshalb auch als „lateinische Grammatik" bezeichnet – gewirkt.
Philosophische Probleme, Hilfsfunktion für das Verstehen von Texten, vor allem aber der Sprachunterricht (sprich: Lateinunterricht) – dies sind bis in die Renaissance die Gründe für die Beschäftigung mit Sprache. Die Ablösung des Lateinischen als der allein dominierenden Sprache, die zunehmende Bedeutung der europäischen Volkssprachen sowie – im Zeitalter der Entdeckungen – der Kontakt mit außereuropäischen Sprachen führten seit der Renaissance zu einer Vielzahl von Grammatiken, Lehr- und Wörterbüchern – bei den europäischen Volkssprachen in Zusammenhang mit dem Loslösungsprozess vom Lateinischen zur Standardisierung, Normierung und Kodifizierung dieser Sprachen; daneben erlangten in der Aufklärung philosophische Fragestellungen bei der Beschäftigung wieder stärkere Bedeutung.
Entstanden ist die Sprachwissenschaft als eigenständige Wissenschaft, der es um Sprache um ihrer selbst willen geht, durch den – gelungenen – Versuch, die Verwandtschaft der indogermanischen bzw. indoeuropäischen Sprachen nachzuweisen, sowie die Absicht, die Entstehung und die Entwicklung dieser Sprachen zu erforschen. **Sprache als historisches Phänomen** war also die Perspektive, unter der Sprache erstmals um ihrer selbst willen wissenschaftlich untersucht wurde. Diese Perspektive blieb auch das ganze 19. Jahrhundert hindurch die dominierende, man kann auch sagen: die einzige wissenschaftliche Perspektive auf Sprache. Daneben gab es zwar noch die Fortsetzung normativer und logisch-philosophisch orientierter Traditionen, doch blieb dies weitgehend auf den Schulbereich beschränkt – als wissenschaftliche Beschäftigung mit Sprache galt nur die historische. Trotz der konstanten Ausrichtung auf die Sprachgeschichte wandelten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts jedoch die Sicht auf die Sprache sowie die angewandten Methoden – vereinfachend gesagt: von einer eher geisteswissenschaftlich und geistesgeschichtlich orientierten Sicht (z.B. bei J. Grimm) über die naturwissenschaftlich geprägte Vorstellung von Sprache als Organismus (F. Bopp, A. Schleicher) bis zu den an den positivistischen Methoden der Naturwissenschaften ausgerichteten Vorstellungen der von Leipzig ausgehenden sog. Junggrammatiker, die mit ihren hohen Anforderungen an Exaktheit und Präzision seit der Mitte der 70er Jahre die Sprachwissenschaft der nächsten Jahrzehnte entscheidend prägten und maßgeblich zur Herausbildung der modernen Sprachwissenschaft beigetragen haben (K. Brugmann, H. Paul, H. Osthoff, A. Leskien, H. Braune, E. Sievers, K. Verner). Ohne die Leistungen der Sprachwissenschaftler des 19. Jahrhunderts wäre die heutige historische Sprachwissenschaft nicht denkbar; die meisten Erkenntnisse und Ergebnisse haben heute noch Bestand und gehören zu den Grundpfeilern der historischen Sprachwissenschaft.
Eine Neuorientierung setzte um die Wende zum 20. Jahrhundert ein, verbunden vor allem mit dem Namen von F. de Saussure, für den Sprache als System, als strukturiertes System von Zeichen im Mittelpunkt stand – dies führte dementsprechend zu einer Ablösung der

dominierenden historischen Perspektive durch eine systemorientierte, in der Praxis meist auf die Gegenwartssprache bezogene Blickrichtung. Diese strukturalistische Sicht auf Sprache hat die Sprachwissenschaft im 20. Jahrhundert ganz entscheidend geprägt – die sog. **strukturalistische Sprachwissenschaft** mit ihren unterschiedlichen Schulen war lange Zeit gleichbedeutend mit „moderner Sprachwissenschaft". Die Sprachwissenschaft in Deutschland bildet allerdings insofern eine Ausnahme, als der Strukturalismus – von einigen wenigen Ausnahmen in den 20er Jahren abgesehen – erst Mitte der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts rezipiert wurde. In Deutschland dominierte bis dahin noch weitgehend die historische Perspektive – z.T. in der junggrammatischen Tradition, z.T. auch anders akzentuiert (so in der neo-idealistischen Sprachwissenschaft, der Dialektgeographie und in der Kulturmorphologie von Th. Frings). Die Ansätze in Deutschland vor der Rezeption des Strukturalismus, sich auch mit der Gegenwartssprache zu beschäftigen, sind deutsche Sonderwege geblieben (die inhaltbezogene Grammatik L. Weisgerbers und die funktionale Grammatik von W. Schmidt).

Neu an der strukturalistischen Sprachwissenschaft waren aber nicht nur das Verständnis von Sprache als System, als Struktur, und die Dominanz des auf die Erforschung von Sprachzuständen, insbesondere die Erforschung der Gegenwartssprache ausgerichteten Interesses, sondern auch die hohen Standards hinsichtlich der methodischen Strenge, Präzision und Explizitheit, die dazu führten, dass sich die Sprachwissenschaft sehr häufig auch formaler Mittel bediente. Noch einen Schritt weiter ging Mitte der 50er Jahre der amerikanische Sprachwissenschaftler N. Chomsky, dem es nicht nur bzw. nicht mehr – wie dem Strukturalismus – um die Bestimmung und Klassifikation einzelner Erscheinungen einer Sprache sowie ihrer Beziehungen zueinander ging – und geht –, sondern darum, das dem aktuellen Sprachgebrauch zugrunde liegende Wissen der Sprecher – von ihm als Kompetenz bezeichnet – mit Hilfe eines Systems von expliziten, formalen Regeln zu erfassen, mit Hilfe einer **generativen Grammatik**. Die generative Grammatik, die im Laufe der Zeit einige grundlegende Veränderungen erfahren hat, stellt noch heute weltweit die dominierende linguistische Richtung dar und bildet als Theorie von der Sprachfähigkeit des Menschen das Zentrum der in 1.4 erwähnten kognitiven Linguistik.

Die starke Konzentration sowohl des Strukturalismus als auch der generativen Grammatik auf das Sprachsystem führte Anfang der 70er Jahre zur sog. **pragmatischen Wende** in der Sprachwissenschaft, d.h. zur stärkeren Hinwendung zu Fragen der Sprachverwendung, des Sprachgebrauchs, die sich in der Herausbildung neuer Teildisziplinen (Pragmatik bzw. Pragmalinguistik einschließlich der Textlinguistik und der Gesprächsanalyse, der Soziolinguistik und Varietätenlinguistik) niederschlug.

Die heutige Situation in der Sprachwissenschaft allgemein wie auch speziell in der germanistischen Sprachwissenschaft ist gekennzeichnet durch eine Vielzahl konkurrierender Auffassungen, Theorien, Methoden und Interessen, wobei neben der kognitiven Linguistik (einschließlich der generativen Grammatik) und den verschiedenen pragmatisch orientierten Richtungen auch noch strukturalistische sowie eher traditionelle Positionen, teilweise auch Mischformen aus verschiedenen Ansätzen vertreten werden.

Literaturhinweise

Zum Thema „linguistisch fundierte Analyse von Texten“ zeigen z.B. die zahlreichen Beispiele in (24) und (25) sehr anschaulich, welche Möglichkeiten man hat, ein und dasselbe auf unterschiedliche Weise sprachlich auszudrücken, und welche Implikationen mit den verschiedenen Formulierungen verbunden sind.
In (1) werden unterschiedliche Anwendungsfelder der Sprachwissenschaft – auch allgemein der Zusammenhang zwischen Sprachwissenschaft und Alltag – thematisiert, verschiedene Ziele und Zwecke der Sprachwissenschaft werden in (14), S. 10-28, genannt, verschiedene Berufsfelder ebd., S. 202-204. Zu Berufsfeldern sei auch auf (5) verwiesen.
Ausführlichere Darstellungen zur Geschichte der Sprachwissenschaft finden sich in (19), (12), S. 39-61, sowie (14), S. 121-168.
Einen sehr anschaulichen Überblick über die verschiedenen Bereiche und Fragestellungen der Sprachwissenschaft bietet (7), Abrisse der in diesem Kapitel behandelten Gegenstände sind die Artikel „Sprache“ und „Sprachwissenschaft“ in (6).

2.1 Allgemeine sprachtheoretische Grundlagen

2.1 Sprache als System

Sprache als System – diese Perspektive steht heute im Mittelpunkt der Sprachwissenschaft, und zwar in zweierlei Hinsicht: Zum einen, was den Interessenschwerpunkt vieler Sprachwissenschaftler angeht, zum andern insofern, als die durch andere Perspektiven auf Sprache motivierten Teilgebiete der Sprachwissenschaft die Beschäftigung mit dem Systemaspekt notwendigerweise einschließen, d.h. alle anderen Teilgebiete zusätzliche Aspekte des Phänomens Sprache thematisieren. Dies habe ich im dritten Teil des ersten Kapitels näher erläutert.

Im letzten Teil dieses Kapitels, der der Geschichte der Sprachwissenschaft gewidmet war, habe ich auch darauf hingewiesen, dass der Schweizer Sprachwissenschaftler **Ferdinand de Saussure** der erste war, der die grundlegende Bedeutung des Systemaspekts – damals gegenüber der eindeutig dominierenden historischen Ausrichtung – mit allem Nachdruck ins Blickfeld der Sprachwissenschaft gerückt hat. Saussures Überlegungen, seine grundlegenden Begriffe und Unterscheidungen haben – auch darauf habe ich schon hingewiesen – die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts entscheidend geprägt und haben auch heute noch – wenn auch teilweise in etwas anderer Form – weitgehend Gültigkeit.
Ein erster grundlegender Beitrag de Saussures besteht in einer weiteren Differenzierung des Sprachbegriffs – über die in Kapitel 1.2 getroffenen Unterscheidungen hinaus: Auch wenn man von Sprache im Sinne von natürlicher Sprache spricht, kann man Unterschiedliches meinen: Wenn man z.B. sagt, dass Sprache von grundlegender Bedeutung für jegliche menschliche Gesellschaft sei, bezieht man sich auf Sprache „an sich", auf das Phänomen Sprache. Wenn man sagt, jemand beherrsche vier Sprachen, meint man damit, dass er die Regeln, die Regularitäten, das System bzw. die Systeme dieser Sprachen kennt. Und wenn man sagt, man habe auf einer DVD Sprache aufgezeichnet, dann meint man damit, dass man sprachliche Äußerungen aufgezeichnet hat. Diesen Unterschieden trägt Saussure dadurch terminologisch Rechnung, dass er im ersten Fall von **Langage** – im Deutschen meist mit „menschliche Rede" übersetzt –, im zweiten Fall von **Langue** und im dritten Fall von **Parole** spricht, wobei insbesondere die Unterscheidung von Langue und Parole von methodologisch nicht zu überschätzender Bedeutung ist – **Parole** als die Ebene der Sprachverwendung, die Ebene der konkreten sprachlichen Äußerungen der einzelnen Individuen, **Langue** als die Ebene des Sprachsystems, das den einzelnen konkreten Äußerungen zugrunde liegt und diese erst möglich und verständlich macht. In diesem Sinne ist die Langue sozial und überindividuell.

Von Sprachs y s t e m spricht Saussure deshalb, weil die Langue für ihn nicht einfach ein Inventar von sprachlichen Einheiten, von Lauten und Wörtern ist, sondern sich dadurch konstituiert, dass diese Einheiten in ganz bestimmten Beziehungen zueinander stehen, also eine **Struktur** bilden. Von zentraler Bedeutung in diesem Zusammenhang ist der Begriff des **Werts** (**valeur**) einer sprachlichen Einheit. Saussure meint damit, dass das, was eine sprachliche Einheit – Laute, Wörter usw. – ausmacht, nicht isoliert betrachtet werden, sondern nur als etwas verstanden werden kann, das sich aus den Beziehungen zu anderen Einheiten ergibt – der Wert einer sprachlichen Einheit konstituiert sich also durch all seine Beziehungen zu anderen Einheiten in einem System.
Ich möchte dies an einigen Beispielen veranschaulichen: So gibt es im Deutschen unterschiedliche *r*-Laute – ich verweise auf das in Bayern und Österreich gesprochene

„gerollte“ *r*, das z.B. durch Franz Müntefering bekannte sauerländische *r* oder das in den meisten Gebieten des mittleren und nördlichen Deutschlands übliche *r*. Phonetisch, d.h. von der Art und Weise der Artikulation und den physikalischen Eigenschaften her, handelt es sich hier eindeutig um unterschiedliche Laute. Von ihren Beziehungen zu anderen Lauten im Deutschen, also ihrem Wert innerhalb des Systems des Deutschen her betrachtet, handelt es sich aber nicht um verschiedene sprachliche Einheiten, sondern nur um unterschiedliche Realisierungen, um Varianten e i n e r sprachlichen Einheit. Dies zeigt sich daran, dass es z.B. für den Unterschied von *raufen* und *taufen* irrelevant ist, welcher *r*-Laut realisiert wird, aber nicht, ob ein *r*-Laut oder ein *t* am Anfang des Wortes steht: der Austausch eines *r*-Lauts durch ein *t* bewirkt eine Bedeutungsveränderung – ein anderes Wort –, der Austausch eines *r*-Lauts durch einen anderen tut dies nicht – es bleibt beim gleichen Wort mit der gleichen Bedeutung. Insofern sind also *r* und *t* aufgrund ihrer Beziehungen zueinander, aufgrund ihres strukturellen Orts im System des Deutschen, zwei verschiedene sprachliche Einheiten, die verschiedenen *r*-Laute dagegen haben – trotz der verschiedenen phonetischen Eigenschaften – den gleichen strukturellen Ort, den gleichen sprachlichen Wert, bilden zusammen also eine – abstrakte, d.h. in diesem Fall von den jeweiligen phonetischen Eigenschaften abstrahierende – sprachliche Einheit.

Ein vergleichbarer Fall liegt in Fällen wie *singen – sang – gesungen* vor: Auch hier hat man es mit – isoliert betrachtet – unterschiedlichen Einheiten zu tun, nämlich *sing*, *sang* und *sung*, die aber – unabhängig von ihren Unterschieden – doch etwas gemeinsam haben, nämlich die Bedeutung ‚sing’, wie man an der Gegenüberstellung von *singen* zu *tanzen*, *sang* zu *tanzte* und *gesungen* zu *getanzt* erkennen kann. Auch hier sind *sing*, *sang* und *sung* keine verschiedenen sprachlichen Einheiten, sondern bilden zusammen eine – abstrakte – sprachliche Einheit, da sie alle den gleichen sprachlichen Wert innerhalb des Systems des Deutschen haben.

Vielleicht noch deutlicher wird das, was Saussure mit dem Begriff des sprachlichen Werts meint, wenn man zwei Wörter verschiedener Sprachen, die sich in ihrer Bedeutung zumindest teilweise entsprechen, miteinander vergleicht, etwa das englische *to ask* und das deutsche *fragen*. Dadurch, dass im Deutschen ein Unterschied von *fragen* zu *bitten* besteht, den es beim englischen *to ask* nicht gibt, hat *fragen* im Deutschen einen anderen Wert als *to ask* im Englischen. Übrigens verhält es sich im Niederländischen ebenso wie im Englischen, nur heißt dort das Verb *vragen*.
Ein letztes Beispiel – wieder aus einem anderen Bereich – sei noch angefügt: Es gibt im Deutschen bei den Verben bekanntlich ein Präteritum (Imperfekt) und ein Perfekt, also z.B. (*sie*) *kam* und (*sie*) *ist gekommen*. Beide sind zwar in vielen Fällen austauschbar, ohne dass sich an der Bedeutung der Sätze etwas ändert, in Fällen wie den folgenden aber nicht – in beiden Fällen ist nur das Perfekt möglich und das Präteritum ausgeschlossen (dies soll der vorangestellte Stern kennzeichnen):

(1) (a) Wer hat das Fenster geöffnet? Es ist kalt.
(b) *Wer öffnete das Fenster? Es ist kalt.
(2) (a) Bald hat er es geschafft.
(b) *Bald schaffte er es.

Warum dies so ist und worin der Unterschied zwischen Perfekt und Präteritum besteht, soll hier nicht weiter verfolgt werden, da es im gegebenen Zusammenhang auf etwas anderes

ankommt: In den süddeutschen Dialekten gibt es nämlich grundsätzlich kein Präteritum, sondern nur das Perfekt, aber – und dies ist für uns hier der springende Punkt – das Perfekt hat in diesen Dialekten trotz Identität der Konstruktion – vom Lautlichen und manchen morphologischen Besonderheiten abgesehen – einen anderen sprachlichen Wert als das Perfekt im Standarddeutschen und in den Dialekten, in denen es auch ein Präteritum gibt. Denn der Bezug des Perfekts zu anderen Tempora ist hier – aufgrund des Nichtvorhandenseins des Präteritums – ein anderer – vergleichbar dem *to ask* im Englischen und dem *vragen* im Niederländischen. Sprachliche Einheiten sind – um dies noch einmal zu rekapitulieren – nach de Saussure also nur durch ihren sprachlichen Wert (valeur) innerhalb des Sprachsystems bestimmt, d.h. durch ihre Beziehungen zu anderen Einheiten; alle Einheiten zusammen bilden aufgrund ihrer Beziehungen zueinander eine Struktur, die das Sprachsystem ausmacht.

Die Beziehungen, die den Wert einer sprachlichen Einheit ausmachen, sind – auch diese Unterscheidung wurde von de Saussure eingeführt – von zweierlei Art: einerseits **syntagmatische**, andererseits **paradigmatische** Beziehungen. Unter **paradigmatischen Beziehungen** versteht man Beziehungen zwischen Einheiten, die in **Opposition** zueinander stehen, d. h. die prinzipiell an der gleichen Position innerhalb eines sprachlichen Ausdrucks stehen können, also austauschbar sind, also Beziehungen auf der vertikalen Ebene. So stehen – um auf die Beispiele zur Erläuterung des Begriffs „sprachlicher Wert" zurückzugreifen – das *r* und das *t* in *raufen* und *tauschen* ebenso in paradigmatischer Beziehung – auf der lautlichen Ebene – wie *singen* und *tanzen* oder *fragen* und *bitten* auf der semantischen und *kam* und *ist gekommen* auf der morphologischen Ebene. Von **syntagmatischen Beziehungen** spricht man, wenn sprachliche Einheiten im **Kontrast** zueinander stehen, d.h. in einem sprachlichen Ausdruck zusammen vorkommen bzw. vorkommen können, es sich also um Beziehungen auf der horizontalen Ebene handelt. So stehen z.B. die Laute *b*, *l*, *u* und *t* in dem Wort *Blut* in syntagmatischer Beziehung zueinander, wobei insbesondere die Beziehung zwischen *b* und *l* wichtig ist, weil diese Laute am Anfang von Wörtern bzw. Silben nur in dieser Reihenfolge möglich sind – *l* kann in dieser Position nie vor *b* stehen. Syntagmatische Beziehungen liegen auch – auf syntaktischer Ebene – in Fällen wie *Sie kommt* vor, wo zwischen *sie* und *kommt* die syntagmatische Beziehung der Kongruenz – also der Übereinstimmung hinsichtlich bestimmter grammatischer Merkmale – besteht, denn *sie* kann ebenso wenig zusammen mit *kommst* vorkommen wie *kommt* mit *du*: sowohl *sie kommst* als auch *du kommt* sind keine korrekt gebildeten Sätze des Deutschen. Andere Beispiele für syntagmatische Beziehungen sind – auf der morphologischen Ebene – die Beziehungen zwischen *komm* und *t* oder zwischen *komm* und *st* – *kommer* oder *komms* wären keine korrekt gebildeten Wortformen; oder – auf der semantischen Ebene – die Beziehungen zwischen *blond* und *Haare* oder zwischen *blöken* und *Schaf* oder *Rind*: *blond* kann nur mit *Haare* bzw. menschlichen Personenbezeichnungen zusammen vorkommen – *blonde Blumen* oder *blonde Tischdecken* sind keine im Deutschen möglichen Bildungen –, und *blöken* ist auf die Kombination mit *Schaf* oder *Rind* beschränkt – Sätze wie *Der Hund blökt* oder *Der Vogel blökt* oder *Dieser Mensch blökt* sind nicht – oder höchstens in metaphorischer Verwendung – im Deutschen möglich.
In engem Zusammenhang mit der Unterscheidung von Langue und Parole, mit der Auffassung der Langue als einem strukturierten System von sprachlichen Einheiten steht auch eine weitere methodologische Unterscheidung de Saussures, die grundlegend für die moderne Sprachwissenschaft geworden ist: die Unterscheidung zwischen **synchronischer** und **diachronischer Betrachtungsweise** von Sprache. Wenn Sprache als System verstanden wird, dann kann dies nur auf einen bestimmten Sprachzustand zu einem bestimmten Zeitpunkt

bzw. zu einem begrenzten Zeitraum bezogen sein, aber nicht auf den Sprachwandel, auf Sprachveränderungen im Laufe der Zeit, denn der Wert einer sprachlichen Einheit, sein struktureller Ort innerhalb eines Systems kann immer nur in Bezug auf einen bestimmten Sprachzustand ermittelt werden. Dementsprechend ist es notwendig, zwischen zwei verschiedenen Betrachtungsweisen zu unterscheiden, die strikt voneinander getrennt werden müssen: der auf einen bestimmten Sprachzustand gerichteten Betrachtungsweise, die **synchronische Betrachtungsweise** genannt wird, und der auf die Sprachveränderung in der Zeit bezogenen **diachronischen Betrachtungsweise**. Davon abgeleitet bezeichnet man einen Sprachzustand auch als **Synchronie**, eine Entwicklungsphase der Sprache als **Diachronie**. Der synchronischen Betrachtungsweise kommt dabei insofern das Primat zu, als Sprachveränderungsprozesse immer Prozesse in Bezug auf sprachliche Einheiten sind, die ihren Wert immer nur in einem bestimmten System, innerhalb eines bestimmten Sprachzustands besitzen. Dies bedeutet, dass diachronische Untersuchungen den Sprachwandel, die Veränderungen sprachlicher Einheiten nicht isoliert betrachten dürfen, sondern immer den jeweiligen systematischen Zusammenhang innerhalb der zeitlich aufeinanderfolgenden Sprachzustände berücksichtigen müssen. M. a. W.: Die diachronische Untersuchung setzt die synchronische Beschreibung der jeweiligen Sprachzustände, die zueinander in Beziehung gesetzt werden, voraus. Diese Überlegungen machen auch deutlich, dass diachronische und historische Betrachtungsweise nicht identisch sind, denn die diachronische Betrachtungsweise bezieht sich nur auf die Sprachveränderungen im zeitlichen Ablauf, die historische Perspektive – ich erinnere an meine Ausführungen in Kapitel 1.3 – schließt jedoch auch die synchronische Untersuchung und Beschreibung früherer Sprachzustände – etwa des Althochdeutschen oder des Mittelhochdeutschen oder des Frühneuhochdeutschen mit ein.

Im ersten Kapitel habe ich als ein wichtiges Charakteristikum natürlicher Sprachen ihre Eigenschaft genannt, dass bei ihnen Inhalte durch den Gebrauch symbolischer Zeichen übermittelt, dass bei ihnen mit symbolischen Zeichen kommuniziert wird. Im vorliegenden Kapitel, in dem es bisher um den Systemcharakter von Sprache ging, habe ich dagegen nie von symbolischen Zeichen, von sprachlichen (symbolischen) Zeichen, von Sprache als System von (sprachlichen) Zeichen gesprochen, sondern immer nur von **sprachlichen Einheiten**, die zueinander in bestimmten Beziehungen stehen, von Sprache als System sprachlicher Einheiten. Dies ist keine terminologische Schludrigkeit oder Inkonsequenz, sondern darin begründet, dass – ich erinnere an den im ersten Kapitel eingeführten Begriff „zweifache Gliederung" oder „doppelte Artikulation" – nicht alle sprachlichen Einheiten auch sprachliche Zeichen sind. **Sprachliche Zeichen** sind – auch dies habe ich im ersten Kapitel schon angedeutet – Einheiten, die eine Bedeutung tragen, und genau dies trifft für Laute und Buchstaben nicht zu: Sie sind sprachliche Einheiten der zweiten Gliederungs- bzw. Artikulationsebene, die selbst keine Bedeutung tragen, aus denen man aber sprachliche Einheiten bilden kann – Einheiten der ersten Gliederungsebene –, die Bedeutung tragen, also Zeichen sind. Von einem **Zeichen** kann man generell nur dann sprechen, wenn etwas für etwas anderes steht. Im Falle **sprachlicher Zeichen** ist dieses Etwas, das für etwas anderes steht je nach der Realisierungsform von Sprache ein Lautbild oder ein Schriftbild – Saussure nennt dies **signifiant**, im Deutschen als Ausdruck, Ausdrucksseite, Ausdrucksebene bezeichnet. Demgegenüber trägt das, wofür der Ausdruck steht, bei Saussure die Bezeichnung **signifié**, im Deutschen Bezeichnetes, Bedeutung, Inhalt, Inhaltsseite, Inhaltsebene genannt. Beide – Ausdruck und Inhalt – sind untrennbar miteinander verbunden, oder anders ausgedrückt: Von einem Zeichen allgemein, demnach auch von einem sprachlichen Zeichen kann man nur dann sprechen, wenn eine Zuordnung von Ausdruck und Inhalt besteht. *Tisch*

beispielsweise ist ein sprachliches Zeichen des Deutschen, weil es sowohl über eine Ausdrucksseite als auch eine Inhaltsseite verfügt und der Ausdrucksseite [tɪʃ] eine bestimmte Bedeutung zugeordnet ist, nämlich ‚Tisch' – die einfachen Anführungszeichen wählt man in der Sprachwissenschaft, wenn man nur auf die Inhalte, die Bedeutungen sprachlicher Zeichen Bezug nehmen möchte. Gleiches gilt für Wörter wie *kommen*, *heute*, *weil* usw. im Deutschen, für Wörter wie *table*, *come*, *today*, *because* usw. im Englischen usw. usw. Dagegen sind *Schlof*, *Foch* oder *flanten* keine sprachlichen Zeichen im Deutschen, da ihnen keine Inhaltsseite, keine Bedeutung entspricht, und ebensowenig *limine* oder *fambra* oder *temelungs* im Englischen. Ausdrücklich betont sei noch, dass unter signifiant, dem Ausdruck, der Ausdrucksseite eines sprachlichen Zeichens nicht die konkrete lautliche oder schriftliche Realisierung gemeint ist – auf der Ebene der Parole –, sondern eine abstrakte Größe – ein Lautbild oder Schriftbild auf der Ebene der Langue: sprachliche Zeichen sind Einheiten der Langue und zu unterscheiden von Verwendungen sprachlicher Zeichen auf der Ebene der Parole. Und auch unter dem signifié, dem Inhalt, der Bedeutung eines Zeichens ist nicht ein konkreter Gegenstand, sondern ebenfalls eine abstrakte Einheit, eine Vorstellung, ein Begriff zu verstehen – darauf komme ich im Kapitel zur Semantik zu sprechen.

Die Zuordnung von Ausdruck und Inhalt bei sprachlichen Zeichen – auch diese, schon im ersten Kapitel erwähnte Bestimmung geht auf de Saussure zurück – ist **arbiträr**, also willkürlich, und konventionell, d.h. es gibt keinen inneren Zusammenhang zwischen Ausdruck und Inhalt – dem Ausdruck [tɪʃ] könnte genausogut der Inhalt ‚Fisch' zugeordnet sein, dem Ausdruck *schwimmen* [ʃvɪmən] der Inhalt ‚tanzen' usw. Sprecher einer Sprache können aber nicht einfach, wenn sie auf einen Fisch Bezug nehmen wollen, den Ausdruck [tɪʃ] verwenden, oder den Ausdruck *schwimmen* [ʃvɪmən], wenn sie sagen wollen, dass jemand tanzt, denn die Zuordnung von Ausdruck und Inhalt ist zwar prinzipiell arbiträr, aber durch die übliche Praxis **konventionell** festgelegt; die Zuordnung gilt kraft einer Konvention in einer Sprachgemeinschaft.

Zeichen, bei denen ein solcher Zusammenhang zwischen Ausdruck und Inhalt besteht, nennt man **symbolische Zeichen** oder einfach **Symbole**. Davon zu unterscheiden sind Zeichen, bei denen die Beziehung zwischen Ausdruck und Inhalt auf Ähnlichkeiten beruht, also ein gewisser innerer Zusammenhang zwischen Ausdruck und Inhalt besteht – solche Zeichen nennt man **ikonische Zeichen** oder **Ikone** (**Ikon** im Singular). Beispiele hierfür sind Piktogramme, bestimmte Verkehrszeichen – etwa wenn ein Radfahrer oder ein Erwachsener mit einem Kind abgebildet ist –, Landkarten, bestimmte Gesten – wie etwa das Zeigen auf einen bestimmten Gegenstand u.a.; bei bestimmten – marginalen – sprachlichen Zeichen könnte man u.U. auch von ikonischen Zeichen sprechen, nämlich bei den sog. Onomatopoetika wie z.B. dt. *Kuckuck*, lat. *cuculus*, frz. *coucou*, engl. *cuckoo*, ndl. *koekoek*.

Die **Semiotik** – so nennt man die allgemeine Wissenschaft von den Zeichen – nimmt schließlich noch eine dritte Klasse von Zeichen an, die von sprachlichen Zeichen noch weiter entfernt sind, die sog. **indexikalischen Zeichen** oder **Indexe** (im Singular **Index**). Damit sind solche Fälle gemeint, bei denen eine Information aufgrund einer kausalen Beziehung erschlossen werden kann, dass etwas ein Anzeichen für etwas anderes ist – etwa beschleunigter Pulsschlag für Fieber, ein roter Kopf für Wut oder für Anstrengung, Lallen für einen alkoholisierten Zustand usw.

2.2 Funktionen von Sprache

Die zentrale Funktion von Sprache – wenn man unter **Funktionen von Sprache** die Zwecke versteht, denen Sprache dienen kann – ist sicherlich die **kommunikative Funktion**, d.h. die Vermittlung von Gedanken, der Austausch von Fakten, Ansichten und Wünschen an andere bzw. mit anderen, wobei diesem Zweck aber nicht nur Sprache dienen kann – auch mit Gesten wie z.B. dem Zeigen auf einen Gegenstand oder Bewegungen wie Kopfschütteln kann man kommunizieren. Der hier verwendete Begriff „kommunikativ" bzw. „Kommunikation" bedarf allerdings noch insofern einer Präzisierung, als Kommunikation im Zusammenhang mit Sprache gegenüber einem auch gebräuchlichen, weiteren Kommunikationsbegriff abzugrenzen ist. Charakteristisch für **Kommunikation** im hier zugrunde gelegten, engeren Sinn ist, dass die Kommunikation, der Austausch von Gedanken, Fakten, Ansichten, Wünschen usw. **intentional** und **partnerorientiert** ist, dass – m. a. W. – der Austausch absichtlich erfolgt, also dass dem Verhalten des Sprechenden/Schreibenden/Handelnden die Absicht, die Intention unterstellt wird bzw. unterstellt werden kann, dass er dem Kommunikationspartner bzw. den Kommunikationspartnern etwas mitteilen, etwas übermitteln will. Wenn jemand z.B. aufgrund seiner ‚Körpersprache' oder aufgrund seines vor Wut oder vor Scham rot gewordenen Kopfes oder durch seine – zufälligerweise umgebundene – schwarz-weiß-rot gestreifte Krawatte anderen etwas von seinen Ansichten, Gefühlen usw. zu erkennen gibt bzw. andere aus diesen Dingen bestimmte Rückschlüsse auf Ansichten, Gefühle usw. ziehen – das Verhalten also interpretieren –, ist dies nicht Kommunikation in dem hier verstandenen Sinne, da es sich nicht um Verhalten mit der Absicht handelt, anderen etwas mitzuteilen, anderen etwas zu übermitteln. Kommunikation in diesem engeren Sinne muss aber nicht zwangsläufig sprachliche Kommunikation sein – dies zeigen die schon erwähnten Beispiele des Zeigens auf einen Gegenstand oder des Kopfschüttelns. Der Unterschied zwischen dem engeren, in der Sprachwissenschaft üblichen, und dem weiteren Kommunikationsbegriff lässt sich auch an einem Beispiel wie dem der schwarz-weiß-rot gestreiften Krawatte zeigen, denn man kann mit dem Umbinden einer solchen Krawatte auch etwas kommunizieren insofern, als eine solche Krawatte – in Anspielung auf die schwarz-weiß-rote Flagge des deutschen Kaiserreichs und die Verwendung dieser Farben in der Reichskriegsflagge der Nazizeit – auch ein Zeichen für eine bestimmte politische Einstellung sein kann. Das Tragen einer solchen Krawatte kann also Zufall sein – dann läge kein Fall von Kommunikation in unserem Sinne vor –, es kann aber auch mit Absicht geschehen sein, um eine bestimmte Einstellung kundzutun – dann würde es sich um Kommunikation in unserem Sinne handeln. Dass nicht immer leicht – oder vielleicht gar nicht – zu entscheiden ist, welcher Fall vorliegt, belegt das Beispiel eines Nachrichtensprechers des Zweiten Deutschen Fernsehens, der vor einigen Jahren verschiedentlich mit einer solchen Krawatte auf dem Bildschirm erschien.

So wie Kommunikation nicht immer sprachliche Kommunikation sein muss, muss Sprache, müssen sprachliche Äußerungen auch nicht immer der Kommunikation dienen, also kommunikative Funktion haben. So haben Tagebücher, Notizzettel beim Erarbeiten eines Referats, einer Hausarbeit – oder einer Vorlesung –, Einkaufszettel u.ä. eigentlich keine kommunikative Funktion – es sei denn, man fasst dies als Kommunikation mit sich selbst auf (Fälle von literarischen Tagebüchern, die schon von der Intention her für die Veröffentlichung bestimmt sind, sind hier natürlich nicht einschlägig). Ebenfalls im eigentlichen Sinne nicht kommunikativen Zwecken dienen Selbstgespräche, bei denen es sich eher um eine Art lautes Denken handelt; beim begrifflichen Denken generell, das ja zu großen Teilen sprachlich abläuft, kann man in keinem Fall von kommunikativer Funktion von Sprache sprechen – diese Funktion kann man eher als **kognitive Funktion** bezeichnen.

Sprache kann aber auch einfach der Gefühlsäußerung dienen – so wie unartikuliertes Schreien, Geschirr an die Wand werfen, ein Papier zerreißen, mit der Faust auf den Tisch hauen usw.: durch Schimpfen, Fluchen usw. Diese Funktion, die man **emotive** oder **expressive**, teilweise auch **emotionale Funktion** von Sprache nennt, kann aber auch – und dies ist ein erstes Beispiel dafür, dass ein und dieselbe Äußerung, ein und derselbe Text gleichzeitig mehreren Funktionen dienen kann – bei einer Äußerung hinzutreten, die z.B. kommunikativen Zwecken dient: wenn jemand z.B. durch seine Intonation, seine Akzentsetzung, auch durch bestimmte Wörter, die einen emotionalen Bedeutungsanteil haben – etwa *Bulle* statt *Polizist* oder *Flasche* für jemanden, von dem man hinsichtlich seiner Leistungen nicht viel hält – seinen Gefühlen sprachlich Ausdruck gibt.
Um wieder einen anderen Fall von nicht-kommunikativer Funktion von Sprache handelt es sich, wenn Sie z.B. in einem Zugabteil von Ihrem Nachbarn angesprochen werden und aus Höflichkeit – oder weil Ihnen die beabsichtigte Abwehr des Gesprächs nicht gelingt – sich auf ein Gespräch einlassen. Hier wollen Sie ja eigentlich gar nicht kommunizieren, reden aber über irgendetwas, das Ihnen möglicherweise völlig egal ist – nur aus Höflichkeit. Es ist also ein Reden, ein Sprechen um des Sprechens willen – unabhängig von den Inhalten –, ein Sprechen, das nur der Aufrechterhaltung – bzw. von Seiten des Ansprechenden der Herstellung – eines sozialen Kontaktes dient. Dementsprechend spricht man bei dieser Funktion von **Kontaktfunktion** – teilweise auch **phatische Funktion** genannt. Weitere Beispiele sind die bekannt-berüchtigten Gespräche im Aufzug mit Personen, mit denen man lieber nichts zu tun hätte, die oft gesprächseinleitenden Unterhaltungen über das Wetter oder die Fragen nach dem Befinden, aber auch die verschiedenen – mehr oder weniger glücklichen – Versuche, mit einem Wunschpartner Kontakt aufzunehmen, salopp als Anmachen oder Anbaggern bezeichnet.
Eine weitere wichtige Funktion, die Sprache erfüllen kann, ist die **soziale** oder **identitätsstiftende Funktion**. Diese Funktion geht darauf zurück, dass Sprache in jeder menschlichen Gemeinschaft eine zentrale Rolle spielt und das Sprechen einer bestimmten Sprache bzw. Sprachausprägung (Varietät) einen wichtigen Teil der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinschaft , zu bestimmten Gemeinschaften, bestimmten Gruppen ausmacht. Und da die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinschaft einen wesentlichen Beitrag zur persönlichen Identität eines Individuums leistet, kommt auch Sprache in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle zu – dies ist gemeint, wenn von der sozialen oder identitätsstiftenden Funktion von Sprache die Rede ist. Diese Funktion – die teilweise, in der Regel sogar meist, zusammen mit anderen Funktionen auftritt – zeigt sich etwa im Sprechen einer bestimmten Gruppensprache – ein Beispiel hierfür ist die sog. Jugendsprache –, im Sprechen eines Dialekts mit anderen Sprechern dieses Dialekts auch in einer anderssprachigen Umgebung oder etwa daran, wenn z.B. ein Sprecher des Deutschen, der lange Jahre im anderssprachigen Ausland gelebt hat, nach langer Zeit Deutschen begegnet und sich mit ihnen auf Deutsch unterhält, obwohl er weder am Thema noch vielleicht auch an den Personen interessiert ist, sondern nur daran, „wieder einmal Deutsch zu sprechen".

Als spezielle Funktionen von Sprache könnte man darüber hinaus die **poetische Funktion** und die **magische Funktion** nennen. Beispiele für die erstgenannte Funktion lassen sich vor allem in der Literatur nennen, etwa bei Klanggedichten oder wenn es auf spezifische klangliche Assoziationen in Lyrik ankommt – z.B. dunkle vs. helle Vokale –, auch die verschiedenen Formen des Reims könnte man nennen usw. Teilweise wird diese Funktion – die man verschiedentlich auch ästhetische Funktion nennt – aber auch in der Werbung genutzt. Die **magische Funktion** von Sprache kommt z.B. bei bestimmten sprachlichen Tabus zum

Tragen – etwa dass man das Wort *sterben* meidet und stattdessen lieber *ableben*, *entschlafen*, *einschlafen*, *heimgehen* usw. verwendet oder dass man *schwere Erkrankung* statt *Krebs* sagt.

Um es abschließend noch einmal ausdrücklich zu betonen: In vielen Fällen lassen sich keine eindeutigen Zuordnungen vornehmen, dass nun Sprache, dass bestimmte sprachliche Äußerungen, dass ein bestimmter Text einer bestimmten Funktion – in dem genannten Sinne von „Funktion" – dient; sehr häufig überlagern sich die Funktionen, sehr häufig lassen sich zwei oder mehr Funktionen gleichzeitig konstatieren.

2.3 Sprachsystem und Sprachverwendung

Nachdem ich in 2.1 Sprache als System und in 2.2 die Funktionen von Sprache, also den Verwendungsaspekt von Sprache, thematisiert habe, soll es nun um das Verhältnis von Sprachsystem und Sprachverwendung, um den Zusammenhang von Sprachsystem und Sprachverwendung gehen. Oder anders ausgedrückt: Welche Rolle spielt das Sprachsystem für das Sprechen und Schreiben, d.h. – mit dem üblichen Begriff etwas technizistisch ausgedrückt – bei der Produktion sprachlicher Äußerungen, welche Rolle spielt das Sprachsystem für das Hören und Lesen, für das Verstehen, für die – wieder technizistisch ausgedrückt – Rezeption sprachlicher Äußerungen? Diese Fragen sind am besten zu beantworten, wenn man das Sprachsystem nicht wie de Saussure und die sich an ihn anschließende strukturalistische Linguistik als System von strukturellen Beziehungen zwischen sprachlichen Einheiten bzw. Zeichen auffasst, sondern – wie dies die kognitiv orientierte Linguistik im Anschluss an Chomsky tut (ich erinnere an die erste Vorlesung) – als Fähigkeit, als System von Regeln, über die die Sprecher einer Sprache verfügen. Für das so verstandene Sprachsystem hat Chomsky den Begriff **Kompetenz** geprägt, die Ebene der konkreten Sprachverwendung, der konkreten sprachlichen Äußerungen bezeichnet er als **Performanz**. Methodologisch gesehen entspricht diese Unterscheidung genau der Saussureschen Unterscheidung von Langue und Parole; der Unterschied besteht nur in der unterschiedlichen Sichtweise auf das Sprachsystem.
Die aufgeworfene Frage nach dem Verhältnis von Sprachsystem und Sprachverwendung möchte ich im Folgenden an einem Beispiel verfolgen, wobei der leitende Gesichtspunkt sein soll: Worüber muss ein Hörer bzw. Leser – also: der Adressat einer sprachlichen Äußerung – verfügen, was muss er wissen, was muss er kennen, um diese Äußerung verstehen zu können? Aus Einfachheitsgründen beschränke ich mich zunächst auf die Adressatenperspektive und beziehe erst in einem zweiten Schritt auch die Sprecher/Schreiber-Perspektive mit ein. Zuvor möchte ich aber noch – um mögliche Missverständnisse zu vermeiden – einige Bemerkungen zur Terminologie machen: Mit „Regel" ist hier kein Merksatz, keine Formulierung, wie man sie etwa in Grammatiken finden kann – z.B. „Starke Verben bilden ihr Präteritum mit Ablaut und ohne Dentalsuffix" – gemeint, und auch keine Normen wie etwa die durch den Satz „Beginne keinen Satz mit *ich*!" zum Ausdruck gebrachte Norm, sondern **Regeln** in dem hier zugrundegelegten Verständnis sind die Regularitäten, über die die Sprecher einer Sprache verfügen, um Sätze ihrer Sprache bilden und verstehen zu können. Dieses Verfügen über die Regeln einer Sprache, die **Kenntnis** dieser Regeln, das **Wissen** um diese Regeln ist normalerweise unbewusst – ob ein Sprecher über die Regeln verfügt, ob er sie kennt, ob er um sie weiß, zeigt sich nicht daran, dass er sie benennen, dass er sie explizit machen kann – dies können die wenigsten Sprecher einer Sprache –, sondern daran, dass er Sätze, dass er Ausdrücke dieser Sprache korrekt bilden und angemessen verstehen sowie beurteilen kann, ob Sätze seiner Sprache korrekt gebildet sind oder nicht. Wenn im Folgenden also – einem

üblichen Sprachgebrauch folgend – davon die Rede ist, dass Sprecher über Regeln verfügen, dass sie diese Regeln kennen, dass sie über **Kenntnissysteme**, über **Wissenssysteme** verfügen, dann ist immer – dem alltäglichen Sprachgebrauch eher widersprechend – unbewusste Kenntnis, unbewusstes Wissen gemeint.

Nach diesen terminologischen Vorklärungen nun zurück zur Ausgangsfrage und dem angekündigten Beispiel: Was muss jemand wissen, worüber muss er verfügen, um eine Äußerung des Satzes (3) zu verstehen:

(3) Ich habe mir gestern eine der letzten Karten für das nächste Konzert mit dem Gewandhauskapellmeister gekauft.

Abgesehen von den allgemeinen Voraussetzungen für das Verstehen jeglicher sprachlicher Äußerungen – der Fähigkeit zur Wahrnehmung, allgemein: den biologischen und psychologischen Voraussetzungen (aus der Sprecherperspektive käme z.B. noch die Fähigkeit zur Artikulation bzw. zum Schreiben dazu) – ist die erste Antwort natürlich: Er/sie muss die Sprache kennen, in der die Äußerung gemacht wurde, d.h. – in der Terminologie der kognitiven Linguistik – er/sie muss über die entsprechende Sprachkompetenz, das entsprechende sprachliche Wissen verfügen, z.B. die Bedeutung der verwendeten Wörter kennen, er/sie muss wissen, auf welche Weise die Wörter kombiniert wurden bzw. kombiniert werden können, er/sie muss wissen, dass *Karten* die Pluralform von *Karte* ist, er/sie muss die wahrgenommenen Schallwellen– wenn es sich um eine gesprochene Äußerung handelt – überhaupt erst als sprachliche Laute, als Laute und Einheiten der betreffenden Sprache – in diesem Fall des Deutschen – identifizieren können, usw.

Die Kenntnis des Sprachsystems, das Verfügen über die Regeln dieser Sprache, hier des Deutschen, ist aber nur eine notwendige, keine hinreichende Bedingung für das Verstehen einer Äußerung des Satzes (3). Denn um zu verstehen, auf welchen konkreten Sachverhalt mit der Äußerung Bezug genommen wurde, muss der Adressat wissen, wer die Äußerung gemacht hat, wann sie gemacht wurde, wer Gewandhauskapellmeister zum Zeitpunkt der Äußerung ist usw. Dieses Wissen ist aber kein sprachliches Wissen mehr, sondern außersprachliches Wissen, Weltwissen. Das sprachliche Wissen gewährleistet nur das Verstehen des bei der Äußerung verwendeten Satzes, ist für das Verstehen der Äußerung aber – wie schon erwähnt – nicht ausreichend.
Auch hier scheint mir eine terminologische Klärung notwendig: Mit **Äußerung** ist die konkrete Verwendung eines Satzes in einer konkreten Situation gemeint, mit **Satz** das, was den verschiedenen Äußerungen zugrunde liegt, was konstant bleibt. Wenn also z.B. zehn Personen Satz (3) verwenden, handelt es sich um zehn Äußerungen, aber nur um einen Satz; und wenn ich diesen Satz mehrfach verwende, bleibt es immer bei dem einen Satz, auch wenn ich mehrere Äußerungen gemacht habe. „Satz" ist in diesem Sinne also eine Einheit der Langue bzw. der Kompetenz, „Äußerung" eine Einheit der Parole bzw. der Performanz.
Um auf das Beispiel zurückzukommen: Was das sprachliche Wissen zum Verstehen einer Äußerung des Satzes (3) beiträgt, ist nur, dass man versteht, dass derjenige, der die Äußerung macht, am Tag vor dem Äußerungszeitpunkt eine der letzten Karten für das auf den Äußerungszeitpunkt folgende nächste Konzert mit der Person, die zum Zeitpunkt der Äußerung Gewandhauskapellmeister ist, gekauft hat. Dies ist das, was bei allen Äußerungen dieses Satzes konstant bleibt. Auf welchen Sachverhalt sich derjenige, der die Äußerung macht, bezieht, ist dagegen nur in der jeweiligen Äußerungssituation zu verstehen. Wenn z.B. jemand

von Ihnen diesen Satz äußert, nimmt er auf einen anderen Sachverhalt Bezug, als wenn ich diesen Satz äußere – mit *ich* ist jeweils eine andere Person gemeint. Und wenn ich diesen Satz einmal heute, einmal morgen äußere, bringe ich auch verschiedene Sachverhalte zum Ausdruck – hier variiert der Zeitpunkt, auf den mit *gestern* Bezug genommen wird. Und – um ein letztes Beispiel auszuführen – wenn ich diesen Satz z.B. vor sieben Jahren geäußert hätte, wäre es nicht nur wegen des anderen Zeitpunkts ein anderer Sachverhalt, auf den ich mit der Äußerung Bezug nehme, sondern auch, weil vor sieben Jahren nicht Riccardo Chailly, sondern Herbert Blomstedt Gewandhauskapellmeister war, also mit dem Wort *Gewandhauskapellmeister* auf eine andere Person Bezug genommen wurde.
Man sieht an diesen Überlegungen zweierlei: Zum einen ist das Verständnis einer Äußerung – über das Verstehen des bei der Äußerung verwendeten Satzes hinaus – immer von der Äußerungssituation abhängig, vom **Kontext** als dem, was in einer Äußerungssituation für das Verständnis relevant ist, zum andern sind für das Verständnis weitere Kenntnissysteme außer dem sprachlichen Wissen notwendig. Im konkreten Fall ist das **situationsspezifisches Wissen** – bezogen auf Sprecher, Hörer, Zeitpunkt und Ort der Äußerung (diese Faktoren bilden den Kontext im engeren Sinne) –, aber auch **enzyklopädisches Wissen** wie z.B., wer zum Zeitpunkt der Äußerung Gewandhauskapellmeister ist, wann das nächste Konzert mit dem Gewandhauskapellmeister nach dem Äußerungszeitpunkt stattfindet usw. Beide Wissenssysteme fasst man oft unter dem Begriff **Weltwissen** (oder begriffliches oder konzeptuelles Wissen) zusammen – die Terminologie ist nicht einheitlich.

Aber auch damit ist das Verstehen einer mit dem Satz (3) gemachten Äußerung noch nicht ausreichend gesichert, denn ich kann einen Satz wie (3) z.B. als Mitteilung, aber auch als Feststellung, als Ratschlag, als Vorwurf usw. meinen bzw. verstehen – als Mitteilung, wenn ich jemandem etwas sagen möchte, was er noch nicht weiß, als Feststellung, wenn der Adressat dies zwar schon weiß, es aber Gründe gibt, den Sachverhalt noch einmal zu thematisieren, als Ratschlag, wenn ich z.B. dem Adressaten sagen möchte, dass er sich beeilen sollte, wenn er auch noch eine Karte bekommen möchte, als Vorwurf, wenn ich dem Hörer gegenüber z.B. zum Ausdruck bringen möchte, dass er mir diese Karte schon längst hätte schenken können, usw. M. a. W.: Man kann mit verschiedenen Äußerungen auf den gleichen Sachverhalt Bezug nehmen, aber eine andere kommunikative Absicht, einen anderen kommunikativen Sinn damit verbinden. Um dies zu verstehen, muss ein Adressat auch über Kenntnisse hinsichtlich verschiedener sprachlicher Handlungen – Mitteilen, Feststellen, Raten, Vorwerfen – verfügen, wissen, was diese Handlung ausmacht und wie man sie realisieren kann – er braucht **Sprachhandlungswissen**.

Wissen wieder anderer Art ist notwendig, wenn jemand z.B. den Satz (4)

(4) Stoiber ist ein exzellenter Redner.

äußert und der Adressat weiß, dass der Sprecher der Auffassung ist, dass Stoiber ein miserabler Redner ist. Der Adressat wird dann nicht einfach davon ausgehen, dass der Sprecher etwas Falsches gesagt hat, dass er ihn etwa belügen wollte o.ä., sondern dass der Sprecher etwas anderes gemeint hat, als er gesagt hat – dass er die Äußerung ironisch gemeint hat. Um Äußerungen als ironische Äußerungen zu verstehen, ist es notwendig, außer über die bisher behandelten Kenntnisse bzw. Kenntnissysteme hinaus – einschließlich des Wissens über den Sprecher – über die Fähigkeit zu verfügen, das Gemeinte aus dem Gesagten abzuleiten, also zum ironischen Verständnis der Äußerung zu kommen. Diese

Möglichkeit, ironische Äußerungen als ironische Äußerungen zu verstehen, beruht zum einen auf dem Verfügen über bestimmte sog. **Konversationsmaximen**, d.h. bestimmte Grundannahmen, die jeglicher Kommunikation zugrunde liegen, sowie auf der allgemeinen kognitiven Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen. Die gleichen Voraussetzungen sind nötig, um z.B. metaphorische Verwendungen eines Satzes wie (5)

(5) Der König von Bayern ist ein exzellenter Redner.

zu verstehen, wenn mit *der König von Bayern* Edmund Stoiber gemeint ist.
Dass darüber hinaus oft noch andere Kenntnissysteme für das Verstehen einer Äußerung erforderlich sind, hat damit zu tun, dass Äußerungen in der Regel nicht isoliert vorkommen, sondern in einen größeren Text- bzw. Gesprächszusammenhang eingebettet sind. Wenn es z.B. um den zweiten Satz in dem folgenden Mini-Text geht:

(6) Das nächste Konzert wird wieder der Gewandhauskapellmeister dirigieren. Er hat dafür fünf Proben angesetzt.

dann wird jeder das *er* im zweiten Satz so verstehen, dass es sich auf den in der vorangehenden Äußerung genannten Gewandhauskapellmeister bezieht. Und ebenso wird man das *sie* im zweiten Satz des folgenden Beispiels auf die in der vorangehenden Äußerung mit *eine Frau, die ich nicht kannte* gemeinte Frau beziehen:

(7) Eine Frau, die ich nicht kannte, kam auf mich zu. Etwas verlegen fragte sie mich, ob ich wisse, wo Müllers wohnten.

Und jeder, der am Ende eines Briefs *mit freundlichen Grüßen* oder – heute aus der Mode gekommen – *hochachtungsvoll* liest, weiß, dass er dies hier anders zu verstehen hat, als wenn im Zusammenhang mit einer Abschiedsszene in einer Erzählung von freundlichen Grüßen die Rede ist oder in einem Text eine Äußerung wie

(8) Er begegnete ihm hochachtungsvoll.

vorkommt. All dies kann man nur deshalb richtig verstehen, weil man Wissen hat in Bezug auf die Regularitäten für den Aufbau und die Struktur von Texten, also – anders formuliert – über **Textstrukturwissen** verfügt.
Ähnliches gilt für Gespräche, also gesprochene Texte: Auch hier muss man, um Äußerungen innerhalb eines Gesprächszusammenhangs richtig zu verstehen, über **Gesprächsstrukturwissen** verfügen, um z.B. – wenn jemand zu Beginn eines Gesprächs fragt

(9) Wie geht's?

nicht mit einer ausführlichen Schilderung des eigenen Befindens zu antworten, sondern die Frage als Eröffnungsfloskel eines Gesprächs zu verstehen. Ebenso gehört zu diesem auf die Struktur von Gesprächen bezogenen Wissen die Kenntnis der Regeln für den sog. Sprecherwechsel, d.h. wie sich der Wechsel der Sprecher in einem Gespräch vollzieht – auch diese Regeln befolgen wir normalerweise unbewusst.

Das Sprachhandlungswissen, die Kenntnis der Konversationsmaximen sowie das Textstruktur- und das Gesprächsstrukturwissen fasst man oft unter dem Begriff pragmatisches Wissen oder **pragmatische Kompetenz** zusammen.

Bei der Beantwortung der Frage nach der Rolle des Sprachsystems für das Sprechen und Schreiben, d.h. die Sprachverwendung, also nach dem Verhältnis von Sprachsystem und Sprachverwendung habe ich mich bisher auf die Adressatenperspektive beschränkt. Ich möchte nun aber – wie schon angekündigt – auch die Perspektive des Sprechers bzw. Schreibers thematisieren – der Einfachheit halber spreche ich im Folgenden immer nur vom Sprecher, da der Unterschied zwischen lautlicher und schriftlicher Realisierung von Sprache für den gegebenen Zusammenhang irrelevant ist. Allerdings ergeben sich dabei keine wesentlichen neuen Gesichtspunkte, denn über all die Kenntnisse, über die die Adressaten verfügen müssen, um eine sprachliche Äußerung zu verstehen, muss auch ein Sprecher verfügen, wenn er anderen mit seiner Äußerung etwas zu verstehen geben will:

- Er muss über das sprachliche Wissen verfügen, um die entsprechenden Sätze bilden zu können und das, was er sagen will, „versprachlichen" zu können, also z.B. die richtigen Wörter wählen zu können – erinnern Sie sich nur an Situationen, die Sie sicherlich schon erlebt haben, wenn Sie in einem Land, in dem eine Sprache, die Sie nicht oder nur sehr mangelhaft beherrschen, gesprochen wird, nach dem passenden Wort oder den passenden Wörtern suchen, um sich verständlich zu machen.
- Er muss über Weltwissen – Situationswissen wie enzyklopädisches Wissen – verfügen, um überhaupt etwas versprachlichen zu können und es auf bestimmte Weise versprachlichen zu können – z.B. muss jemand, der den Satz (3) äußert und mit dem Wort *Gewandhauskapellmeister* auf Riccardo Chailly Bezug nehmen will, wissen, dass Riccardo Chailly zum Zeitpunkt der Äußerung Gewandhauskapellmeister ist. Und er muss z.B. wissen, ob das Konzert, das er meint, das nächste Konzert mit dem Gewandhauskapellmeister nach dem Äußerungszeitpunkt ist, um mit der Wortgruppe *das nächste Konzert mit dem Gewandhauskapellmeister* auf dieses Konzert Bezug nehmen zu können usw.
- Der Sprecher muss über Sprachhandlungswissen verfügen, um das, was er einem Adressaten zu verstehen geben will, so zu versprachlichen, dass seine Äußerung als sprachliche Handlung einer bestimmten Art, etwa als Mitteilung oder als Ratschlag verstanden werden kann.
- Er muss um die Konversationsmaximen wissen, denn nur dann kann er davon ausgehen, dass seine – etwa eine ironische oder eine metaphorische – Äußerung vom Adressaten so verstanden werden kann, wie er sie verstanden haben möchte – da der Adressat sie nur auf dem Wege der Konversationsmaximen so verstehen kann.
- Er muss Textstrukturwissen besitzen – zum einen aus den gleichen Gründen wie bei den Konversationsmaximen, zum andern auch, weil er die Regularitäten kennen muss, wie sich aus der Aneinanderreihung von Sätzen ein Text ergibt – ob eine Folge von Sätzen wie in (10) als Text betrachtet werden kann, ist zumindest fraglich:

  (10) Heute scheint die Sonne. Die Sonne ist ein Himmelskörper. Wolkiger Himmel deutet auf Regen. Zwei mal zwei ist vier. Vier Bücher besitze ich. Sie kam gestern.

  Außerdem muss der Sprecher etwas über den Aufbau bestimmter sog. Textsorten wissen, etwa wie man einen Brief schreibt, wie man eine Hausarbeit schreibt usw.

- Und schließlich muss der Sprecher natürlich auch über Gesprächsstrukturwissen verfügen, z.B. auch, wie man für den oder die Gesprächspartner Möglichkeiten für den Sprecherwechsel signalisiert, usw.

Natürlich sind für Sprecher und Adressat aus den jeweiligen Kenntnissystemen teilweise unterschiedliche Wissensbestände relevant, wie auch schon die Beispiele gezeigt haben – dies ist aber für den gegebenen Zusammenhang irrelevant: Im gegebenen Zusammenhang ging und geht es nur um das Verhältnis von Sprachsystem und Sprachverwendung, um die Rolle des Sprachsystems bei der Sprachverwendung. Und hier ist deutlich geworden, dass das Sprachsystem zwar eine wichtige Rolle spielt, dass das Verstehen einer Äußerung und das Andern-etwas-zu-verstehen-Geben aber eine ganze Reihe von Kenntnissystemen voraussetzt, über die Sprecher/Schreiber und Hörer/Leser verfügen und die sie in der Kommunikation aktivieren müssen. Es kann aber kein Zweifel bestehen, dass das Sprachsystem im Zentrum steht, als notwendige Basis für jegliches Verstehen sprachlicher Äußerungen.

Literaturhinweise

Zu den Unterscheidungen von Saussure sei auf (12), S. 40-42, (22), S. 30-39, zum Zeichenbegriff auf (22), S. 17-25, verwiesen, außerdem zu beidem auf die entsprechenden Passagen im Original: (34). Die verschiedenen Funktionen von Sprache werden in (7), S. 10-13, thematisiert, weitere Ausführungen zum Verhältnis von Sprachsystem und Sprachverwendung finden sich in (26), S. 64-67; ebd., S. 8-9, auch einige Bemerkungen zur Unterscheidung von Satz und Äußerung und der Rolle des Kontexts.

3. Semantik

3.1 Grundlegende Unterscheidungen
3.1.1 Lexikalische Semantik vs. Satzsemantik

Die Semantik – dies haben Sie schon im ersten Kapitel gelesen – ist die Teildisziplin der Sprachwissenschaft, die sich mit den Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke beschäftigt. Die zentralen sprachlichen Ausdrücke, denen Bedeutung zukommt, sind die Wörter. Wenn Sie sich z.B. in einem Land aufhalten, dessen Sprache Sie nicht beherrschen, dann ist eines der wichtigsten Requisiten, die Sie benötigen, ein Wörterbuch dieser Sprache, in dem Sie die Bedeutungen von Wörtern nachschlagen können: z.B. wenn Sie eine Hinweistafel oder eine Speisekarte verstehen oder wenn Sie sich verständlich machen, anderen etwas zu verstehen geben wollen – beim Einkauf, im Lokal usw. Die Wörter und ihre Bedeutungen spielen für die Kommunikation eine so große Rolle, dass im Alltag die Kenntnis einer Sprache fast mit der Kenntnis der Wörter dieser Sprache, der Bedeutungen der Wörter dieser Sprache gleichgesetzt wird.

Dass dies nicht so ist, dass zur Kenntnis einer Sprache mehr gehört als die Kenntnis der Wörter und ihrer Bedeutungen, habe ich in Kapitel 2.3 erläutert. Und dass auch die Semantik nicht nur mit Wörtern und ihren Bedeutungen zu tun hat, dass das semantische Wissen als Teil des sprachlichen Wissens nicht nur in der Kenntnis der Bedeutungen der Wörter besteht – dies zeigen die folgenden Beispiele:

(1) (a) Der Mann half dem Nachbarn.
(b) Der Nachbar half dem Mann.

Beide Sätze weisen genau die gleichen Wörter auf, unterscheiden sich aber eindeutig hinsichtlich ihrer Bedeutung. Dies wäre nicht erklärbar, wenn die Bedeutung von Sätzen sich nur aus der Addition der Bedeutungen der in ihnen vorkommenden Wörter ergäbe. Entscheidend für die Bedeutung von Sätzen ist – dies zeigen Beispiele wie (1) (a) und (1) (b) eindeutig – auch die Art und Weise der Kombination der Wörter miteinander, die syntaktische Struktur dieser Sätze. Konkret auf die beiden Sätze bezogen: Dadurch, dass *der Mann* in (1) (a) sowie *der Nachbar* in (1) (b) im Nominativ stehen und als Subjekt der jeweiligen Sätze fungieren, wird im Zusammenhang mit der Bedeutung von *half* bzw. *helfen* deutlich, dass der Mann – in (1) (a) – bzw. der Nachbar – in (1) (b) – jeweils derjenige ist, der hilft; und dadurch, dass *dem Nachbarn* in (1) (a) und *dem Mann* in (1) (b) im Dativ steht und als Objekt fungiert, verstehen Sprecher des Deutschen im Zusammenhang mit der Bedeutung des Verbs die Sätze so, dass der Nachbar in (1) (a) derjenige ist, dem geholfen wird, und derjenige, dem geholfen wird, in (1) (b) der Mann ist.

Dass noch ein weiterer Faktor bei der Konstitution der Bedeutung von Sätzen eine Rolle spielt – außer den Bedeutungen der einzelnen Wörter und der Art und Weise ihrer Kombination – zeigen die folgenden Beispiele:

(2) (a) Sie kauft das Buch.
(b) Sie kauft die Bücher.
(3) (a) Die Frau kommt.
(b) Die Frau kam.

Auch diese Sätze unterscheiden sich jeweils hinsichtlich ihrer Bedeutung, wobei aber weder die Bedeutungen der Wörter noch die Art und Weise der Kombination der Wörter miteinander dafür verantwortlich sind, sondern die Formveränderungen der Wörter *Buch* und *kommen*: *Buch* ist eine Singularform von *Buch*, *Bücher* eine Pluralform, und *kommt* ist eine Präsensform von *kommen*, *kam* eine Präteritumform. An diesen Beispielen erkennt man also, dass auch Formveränderungen von Wörtern – also morphologische Faktoren – Einfluss auf die Bedeutung von Sätzen haben können. Die Bedeutungen, die mit solchen Formveränderungen verbunden sind, nennt man **grammatische Bedeutungen** – im Unterschied zu den fest mit einzelnen Wörtern verbundenen Bedeutungen, den Wortbedeutungen bzw. – wie man in der Sprachwissenschaft meist sagt – **lexikalischen Bedeutungen**, wobei *lexikalisch* darauf zurückgeht, dass man in der Sprachwissenschaft den Wortschatz einer Sprache oft als das **Lexikon** dieser Sprache bezeichnet.

Zusammenfassend kann man also sagen, dass sich die Bedeutung von Sätzen aus den (lexikalischen) Bedeutungen der einzelnen Wörter, deren grammatischen Bedeutungen sowie der Art und Weise ihrer Kombination, d.h. ihrer syntaktischen Struktur, ergibt. Dieses für die Semantik zentrale Prinzip nennt man **Kompositionalitätsprinzip**, da es zum Ausdruck bringt, dass sich die Bedeutung von Sätzen – auf die erläuterte Weise – kompositional ergibt. Da dieses Prinzip auf den bedeutenden deutschen Philosophen, Logiker und Mathematiker Gottlob Frege zurückgeht, ist es auch unter dem Namen **Frege-Prinzip** bekannt. Zu unserem semantischen Wissen, also dem, worüber wir – bezogen auf die Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke – verfügen müssen, wenn wir sprachliche Äußerungen in dieser Sprache verstehen bzw. mit Äußerungen in dieser Sprache anderen etwas zu verstehen geben wollen (ich erinnere an den letzten Teil der vorhergehenden Vorlesung) – zu diesem semantischen Wissen gehören also die Kenntnis der lexikalischen Bedeutung der Wörter, die Kenntnis der mit bestimmten morphologischen Merkmalen von Wörtern verbundenen grammatischen Bedeutungen sowie die Kenntnis der mit verschiedenen syntaktischen Strukturen in Beziehung stehenden semantischen Kombinationsregeln.

Vor dem hier skizzierten Hintergrund unterscheidet man in der Semantik zwischen der **lexikalischen Semantik** – die sich mit den lexikalischen Bedeutungen der einzelnen Wörter beschäftigt – und der **Satzsemantik**, deren Gegenstände die grammatischen Bedeutungen sowie die Art und Weise des Aufbaus der Bedeutungen von Sätzen aus den Bedeutungen der einzelnen Wörter – also die mit syntaktischen Strukturen verbundenen semantischen Regeln – sind. Statt von lexikalischer Semantik ist teilweise auch von **Wortsemantik** die Rede, statt von Satzsemantik auch von **kompositionaler Semantik**, wobei Satzsemantik dann teilweise auch enger verstanden wird: als Teildisziplin, die sich nur mit den auf syntaktische Strukturen bezogenen semantischen Regeln beschäftigt.

Die sprachwissenschaftliche Semantik hat sich lange Zeit fast ausschließlich mit der lexikalischen Semantik beschäftigt – die grammatischen Bedeutungen waren Gegenstand der Grammatik, die Satzsemantik i.e.S. hat erst in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts unter dem Einfluss der formalen Logik in der Sprachwissenschaft Fuß gefasst. Da die lexikalische Semantik ohnehin das Herzstück der Semantik darstellt, beschränke ich mich bei meinen weiteren Ausführungen in diesem Skript auf zentrale Punkte der lexikalischen Semantik.

3.1.2 Satzbedeutung – Äußerungsbedeutung – kommunikativer Sinn

In Kapitel 2 habe ich am Beispiel des Satzes

(4) Ich habe mir gestern eine der letzten Karten für das nächste Konzert mit dem Gewandhauskapellmeister gekauft.

den Unterschied von Satz und Äußerung erläutert: Wenn man von einer Äußerung spricht, dann meint man damit die konkrete Verwendung eines Satzes in einer konkreten Situation; wenn man von einem Satz spricht, dann meint man das, was den verschiedenen Äußerungen zugrunde liegt, was konstant bleibt. Anders ausgedrückt: Sätze sind Einheiten der Langue bzw. der Kompetenz, Äußerungen sind Einheiten der Parole bzw. der Performanz.

Dementsprechend muss man – auf die semantische Ebene bezogen – auch zwischen der Bedeutung eines Satzes – der **Satzbedeutung** – und der Bedeutung einer Äußerung – der **Äußerungsbedeutung** – unterscheiden. Die Satzbedeutung ist immer konstant, sie ist bei allen Äußerungen eines Satzes gleich: Sie ist die Bedeutung, die sich allein aufgrund des semantischen Wissens in dem in 3.1.1 erläuterten Sinne rein kompositional ergibt. Die Äußerungsbedeutungen der verschiedenen Äußerungen ein und desselben Satzes dagegen variieren je nach Äußerungskontext. Ein Satz hat also e i n e Satzbedeutung – von Mehrdeutigkeiten, auf die ich in diesem Skript noch zu sprechen komme, einmal abgesehen –, aber potentiell unendlich viele Äußerungsbedeutungen, genauer: die potentiell unendlich vielen Äußerungen eines Satzes können eine jeweils spezifische, jeweils andere Äußerungsbedeutung haben.
So lässt sich – um die erläuterten Zusammenhänge an unserem Beispiel zu illustrieren – die Satzbedeutung von (4) in einer ersten Annäherung etwa so angeben:

(5) Derjenige, der die Äußerung macht, hat am Tag vor dem Äußerungszeitpunkt eine der letzten Karten für das erste Konzert, das nach dem Äußerungszeitpunkt mit der Person, die zum Äußerungszeitpunkt Gewandhauskapellmeister ist, stattfindet, gekauft.

Zugegebenermaßen klingt das sehr umständlich, aber die Formulierung erfasst in etwa das, was bei allen Verwendungen dieses Satzes konstant ist, sie erfasst die Bedeutung, die bei allen Äußerungen des Satzes konstant bleibt, den Äußerungen zugrunde liegt – ja, die Äußerungen erst verstehbar bzw. kommunikativ verwendbar macht. Denn erst, wenn ich z.B. weiß, dass mit dem Wort *ich* auf die Person Bezug genommen wird, die die Äußerung macht – wenn ich also die lexikalische Bedeutung von *ich* kenne –, kann ich bei einer Äußerung eines Satzes, der – wie (4) – *ich* enthält, in einer bestimmten Äußerungssituation eine bestimmte Person identifizieren, auf die bei der Äußerung mit *ich* Bezug genommen wurde. Gleiches gilt für *gestern*, *nächste*, *Gewandhauskapellmeister* usw.
Dass die Äußerungsbedeutungen dagegen je nach Äußerungssituation variieren können, zeigt sich an den folgenden Überlegungen: Wenn ich diesen Satz z.B. am 7. November 2011 äußere, dann nehme ich damit auf einen Sachverhalt Bezug, der etwa so angegeben werden könnte:

(6) Günther Öhlschläger hat am 6. November 2011 eine der letzen Karten für das Konzert mit Riccardo Chailly am 29. Dezember 2011 gekauft.

Wenn ich diesen Satz am 10. Oktober 2011 geäußert hätte, hätte ich damit auf einen anderen Sachverhalt Bezug genommen:

(7) Günther Öhlschläger hat am 9. Oktober 2011 eine der letzten Karten für das Konzert mit Riccardo Chailly am 29. Dezember 2011 gekauft.

Wenn ich den Satz am 7. November 2004 geäußert hätte, hätte ich den in (8) angegebenen Sachverhalt zum Ausdruck gebracht:

(8) Günther Öhlschläger hat am 6.November 2004 eine der letzten Karten für das Konzert mit Herbert Blomstedt am 28. November 2004 gekauft.

Und wenn eine gewisse Anna Müller diesen Satz am 7. November 2011 äußern würde, würde sie auf den in (9) umschriebenen Sachverhalt Bezug nehmen:

(9) Anna Müller hat am 6. November 2011 eine der letzen Karten für das Konzert mit Riccardo Chailly am 29. Dezember 2011 gekauft.

Also – die Liste ließe sich unendlich fortsetzen: Bei jeder Äußerung meint der Sprecher/die Sprecherin etwas anderes, jede Äußerung hat insofern eine andere Bedeutung – eine andere Äußerungsbedeutung. Die Bedeutung des geäußerten Satzes – die Satzbedeutung – ist jedoch immer konstant: Allen Äußerungen mit ihren je anderen Äußerungsbedeutungen liegt die in (5) angegebene Satzbedeutung zugrunde.
Während sich die Satzbedeutung – wie schon erwähnt – kompositional allein aufgrund des semantischen Wissens ergibt, ist für das Verständnis, für die Identifikation der Äußerungsbedeutung darüber hinaus noch Weltwissen (situationsspezifisches und enzyklopädisches Wissen) erforderlich, wie die hier vorgeführten Beispiele hinreichend deutlich gemacht haben dürften. Die Äußerungsbedeutung ergibt sich – im Unterschied zur Satzbedeutung – erst im jeweiligen Äußerungskontext, aufgrund des semantischen u n d des Weltwissens. Dass bei der Äußerungsbedeutung, bei unterschiedlichen Äußerungsbedeutungen verschiedener Äußerungen ein und desselben Satzes auch noch andere Aspekte eine Rolle spielen können, soll in 3.3 noch thematisiert werden.
Teilweise spricht man statt von Satzbedeutung verallgemeinernd von **Ausdrucksbedeutung** und meint damit die Beutung aller sprachlichen Ausdrücke, die sich nur auf das semantische Wissen beziehen: die sich aus dem semantischen Wissen kompositional ergebenden Bedeutungen von Sätzen, aber auch von Wortgruppen wie z.B. *das nächste Konzert mit dem Gewandhauskapellmeister*, *mit dem Gewandhauskapellmeister* oder *dem Gewandhauskapellmeister*, sowie die lexikalischen Bedeutungen von Wörtern.

Dass man mit verschiedenen Äußerungen eines Satzes Verschiedenes meinen kann, bezieht sich aber nicht nur auf Unterschiede hinsichtlich der Sachverhalte, die mit einer Äußerung ausgedrückt werden, sondern – auch dies habe ich in Kapitel 2 schon angesprochen – auch darauf, welche kommunikative Absicht mit einer Äußerung verbunden ist. Wenn ich z.B. den Satz (4) jemandem gegenüber äußere, von dem ich annehme, dass er noch nicht weiß, dass ich mir gestern eine solche Karte gekauft habe, ist die mit der Äußerung verbundene Absicht eine andere, als wenn ich dies zu jemandem sage, von dem ich weiß, dass er von meinem Kauf weiß, von dem ich aber schon lange erwartet hatte, dass er mir eine solche Karte kauft bzw. schenkt. Und wieder eine andere Absicht ist mit meiner Äußerung verbunden, wenn ich

weiß, dass mein Adressat auch gerne dieses Konzert besuchen möchte, aber noch keine Karte besitzt. Im ersten Fall würde man von einer Mitteilung sprechen, im zweiten Fall von einem Vorwurf, im dritten Fall von einem Ratschlag. Diese mit einer Äußerung verbundene kommunikative Absicht, die – wie in dem gerade vorgeführten Beispiel – bei gleichem Sachverhaltsbezug, bei gleicher Äußerungsbedeutung unterschiedlich sein kann, bezeichnet man als **kommunikativen Sinn** einer Äußerung oder – dies ein äquivalenter Terminus – als **Sprecherbedeutung**. Der kommunikative Sinn einer Äußerung ergibt sich
– wie die Äußerungsbedeutung – immer erst in der Äußerungssituation, wobei die jeweiligen situationellen Interaktionsbeziehungen entscheidend sind, d.h. ob die Konstellation so ist, dass man z.B. von einer Mitteilung sprechen kann, ob sie so ist, dass man von einem Vorwurf sprechen kann, ob sie so ist, dass man von einem Ratschlag sprechen kann, usw. Das hier einschlägige Wissen ist das in Kapitel 2 ebenfalls schon erwähnte Sprachhandlungswissen.
Die hier vorgetragenen Überlegungen dürften deutlich gemacht haben, dass es für die genauere, für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Semantik von sprachlichen Ausdrücken notwendig ist, zwischen Satzbedeutung (Ausdrucksbedeutung), Äußerungsbedeutung und kommunikativem Sinn zu unterscheiden, und dass der Alltagssprachgebrauch, nach dem man einfach von der Bedeutung von Wörtern oder Sätzen spricht und im Falle unterschiedlicher Äußerungsbedeutungen oder kommunikativer Sinne einfach von einer anderen Bedeutung eines Wortes oder Satzes sprechen würde, zu Missverständnissen führen würde.

3.2 Grundbegriffe der lexikalischen Semantik

Bei meinen bisherigen Überlegungen ist eine zentrale Frage offen geblieben, nämlich die Frage danach, was man unter der Bedeutung eines Wortes, was man unter **lexikalischer Bedeutung** eigentlich zu verstehen hat. Die Antworten, die auf diese Frage – seit der Antike – gegeben wurden, sind sehr vielfältig und sehr unterschiedlich; es würde im gegebenen Rahmen zu weit führen, darauf näher einzugehen, da man es nicht bei knappen Andeutungen – die unverständlich wären – belassen könnte, sondern weiter – weiter als es hier möglich ist – ausholen müsste. Stattdessen möchte ich mich darauf beschränken, eine – heute die wohl am meisten verbreitete – Bedeutungsauffassung zu skizzieren, nach der **Bedeutungen** als **Konzepte**, als **Begriffe** verstanden werden. Danach sind Wörter mit bestimmten Konzepten verknüpft, die wir als mentale Repräsentationen von Personen, Gegenständen, Eigenschaften, Vorgängen, Beziehungen in der Welt usw. gespeichert haben – kurz: die das umfassen, was wir über diese Personen, Gegenstände usw. wissen. So ist z.B. das Wort *Hund* mit unserem Konzept von ‘Hund’ verknüpft, also mit dem, was wir über Hunde wissen, das Wort *alt* mit dem, was wir an Wissen über das Altsein, über diese Eigenschaft haben, das Wort *tanzen* mit dem verbunden, was wir über diesen Vorgang, über diese Handlung wissen, und – als letztes Beispiel – das Wort *vor* mit dem, was wir über diese spezifische Beziehung wissen.

Die Rede von der Verknüpfung von Wörtern mit bestimmten Konzepten ist allerdings insofern zu präzisieren, als diese Konzepte nicht einfach mit den lexikalischen Bedeutungen von Wörtern gleichzusetzen sind. So gehört beispielsweise zu unserem Konzept von ‘Hund’, dass Hunde vierbeinige Tiere sind, dass sie ein Fell haben, dass sie mit dem Schwanz wedeln, bellen und beißen können, dass sie klein bis mittelgroß sind, dass sie gut hören und riechen können, dass es viele verschiedene Rassen gibt, dass sie als Haustiere gehalten werden, dass sie teilweise in Hundehütten leben, dass sie als Wachhunde und als Blindenhunde gehalten werden, usw. Und zu unserem Konzept von ‘alt’ gehört u.a., dass alte Personen, Tiere,

Gegenstände schon einen längeren Zeitraum leben bzw. existieren, dass alte Personen, Gegenstände usw. schon verbraucht, abgenutzt sind, dass alte Menschen oft halsstarrig, manche aber auch weise sind, dass alter Wein ein besonders edler Tropfen sein kann usw. Natürlich wäre es mehr als problematisch, ja sinnlos, wenn wir all das, was wir über bestimmte Gegenstände wissen – also unser Konzept davon – als lexikalische Bedeutung der betreffenden Wörter ansehen würden. Dass Hunde teilweise in Hundehütten und auch als Blindenhunde gehalten werden können, hat mit der lexikalischen Bedeutung von *Hund* – bei einem einigermaßen sinnvollen Gebrauch von „lexikalischer Bedeutung" – sicherlich ebensowenig zu tun wie unser Wissen, dass alter Wein ein besonders edler Tropfen sein kann, etwas mit der lexikalischen Bedeutung von *alt* zu tun hat. Als lexikalische Bedeutung kann man deshalb nur einen Teil des jeweiligen Konzepts verstehen – man könnte sagen, denjenigen Teil des Konzepts, über den wir verfügen müssen, um auf die entsprechenden Personen, Gegenstände, Eigenschaften, Vorgänge, Beziehungen Bezug nehmen zu können. Und dazu gehört beim Wort *Hund* u.a. etwa, dass es vierbeinige Tiere mit einem Fell sind, die bellen können, aber sicher nicht das o.g. Hundehütten-Wissen – dies gehört zum enzyklopädischen Wissen, ebenso wie das Wissen um die Qualität alter Weine, während der Teil des mit dem Wort *alt* verknüpften Konzepts, bei dem es um das Leben bzw. Existieren in einem längeren Zeitraum geht, sicherlich zur lexikalischen Bedeutung von *alt* gehört.
Man kann zusammenfassend also sagen, dass das mit einem Wort bzw. einer lexikalischen Einheit verknüpfte Konzept aus zwei Teilen besteht: dem Teil, über den wir verfügen müssen, um mit dem Wort bzw. der lexikalischen Einheit auf die entsprechenden Gegenstände, Personen, Eigenschaften usw. Bezug nehmen zu können – dieser Teil macht die **lexikalische Bedeutung** des betreffenden Wortes aus – und einem zweiten Teil, den man als **enzyklopädisches Wissen** bezeichnen kann. Wo die Grenze im Einzelfall zu ziehen ist, ist nicht immer einfach zu entscheiden – teilweise wird sogar die Frage aufgeworfen, ob sich diese Grenze überhaupt ziehen lässt.
Dass die lexikalische Bedeutung eines Wortes kennen heißt, wissen, worauf man mit dem Wort Bezug nehmen kann, bedarf allerdings noch einiger Erläuterungen, denn die Rede vom Bezug auf Gegenstände, vom Bezug auf die Welt ist auf unterschiedliche Weise zu verstehen. So könnte man diese Bestimmung auch so verstehen, dass es zur lexikalischen Bedeutung z.B. von *Gewandhauskapellmeister* gehört, dass derzeit Riccardo Chailly Gewandhauskapellmeister ist, weil er es ist, auf den man derzeit mit diesem Wort Bezug nehmen kann. So ist die Bestimmung aber natürlich nicht zu verstehen, denn das Wissen, wer derzeit Gewandhauskapellmeister ist, gehört sicherlich nicht zum sprachlichen Wissen, sondern zum enzyklopädischen Wissen. Stattdessen ist die Bestimmung so zu verstehen, dass man weiß, welche Eigenschaften eine Person aufweisen muss, damit man mit dem Wort *Gewandhauskapellmeister* auf sie Bezug nehmen kann. Dazu gehört u.a., dass es sich um einen Dirigenten handelt, dass es sich um den Chefdirigenten des Gewandhausorchesters Leipzig handelt, usw. Diesen Unterschied erfasst man – in einer aus der Logik kommenden Redeweise – mit den Termini **Intension** und **Extension**: Als **Intension** eines Wortes, eines sprachlichen Ausdrucks bezeichnet man den begrifflichen Inhalt dieses Ausdrucks, unter der **Extension** des Ausdrucks die Menge der Gegenstände – hier wie auch im Folgenden im weitesten Sinne von Gegenstand –, die unter diesen Begriff fallen, auf die man mit diesem Ausdruck Bezug nehmen kann. So kennt man beispielsweise die Intension des Wortes *Gewandhauskapellmeister*, wenn man weiß, dass der Gewandhauskapellmeister ein Dirigent ist, dass er Chefdirigent des Gewandhausorchesters Leipzig ist, wenn man also weiß, welche Eigenschaften eine Person aufweisen muss, damit sie unter diesen Begriff fällt. Die Extension eines Wortes, etwa von *Gewandhauskapellmeister*, kennen, heißt dagegen, die Menge der

Personen kennen, die unter diesen Begriff fallen, also z.B. Riccardo Chailly, Herbert Blomstedt, Kurt Masur usw. Nur die Intension, nicht die Extension entspricht also der lexikalischen Bedeutung eines Wortes. Mit dem Wechsel von Herbert Blomstedt zu Riccardo Chailly beispielsweise hat sich nicht die Intension, die lexikalische Bedeutung von *Gewandhauskapellmeister* geändert, sondern nur die Extension.
Der Unterschied zwischen Intension und Extension lässt sich auch am Verhältnis von sprachlichen Ausdrücken wie *der Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland* und *der Vorsitzende der SPD* erkennen: beide Ausdrücke haben eindeutig unterschiedliche Intensionen (Ausdrucksbedeutungen); dennoch können sie zu bestimmten Zeiten die gleiche Extension haben – z.B. im Falle von Willy Brandt 1969 bis 1974 oder Gerhard Schröder während seiner Zeit als Kanzler und SPD-Vorsitzender, während sie dazwischen und heute wieder unterschiedliche Extensionen hatten bzw. haben. Dieses Beispiel zeigt auch, dass die Extension von Ausdrücken auf bestimmte sog. Welten bezogen werden kann – z.B. die Welt, wie sie sich 1970 verhielt, die Welt, wie sie sich heute verhält, die Welt, wie sie sich in meinen Wünschen darstellt, fiktive Welten usw. So war die Extension von *der Vorsitzende der SPD* in der Welt von 1970 Willy Brandt, während es in der heutigen Welt Sigmar Gabriel ist. Diese Beispiele zeigen übrigens auch, dass die Intension kennen nicht unbedingt bedeutet, dass man auch die Extension bzw. die Extensionen dieses Ausdrucks kennt, denn wahrscheinlich wissen heute nicht alle, dass Willy Brandt 1970 Vorsitzender der SPD war – wie sich dies heute bei Sigmar Gabriel verhält, sei dahingestellt. Und in der heutigen Welt hat ein Ausdruck wie *der König von Frankreich* – anders als in der Welt von vor 300 Jahren – keine Extension, ein Ausdruck wie *Einhorn* hat keine Extension in der realen Welt, wohl aber in einer fiktiven Welt usw. Teilweise sieht man aber auch vom Bezug auf bestimmte Welten ab und bezieht sich stattdessen auf alle mögliche Welten – so wäre dann z.B. die Extension von *Gewandhauskapellmeister* die Menge der Gewandhauskapellmeister in allen möglichen Welten.
Die Begriffe ‚Intension' und ‚Extension' lassen sich aber nicht nur auf Substantive, sondern auch auf Wörter anderer Wortarten beziehen. So ist die Intension von *alt* der begriffliche Inhalt, die lexikalische Bedeutung von *alt* – die Intension von *alt* kennen heißt wissen, welche Eigenschaften Gegenstände aufweisen müssen, um zur Menge der alten Gegenstände zu gehören –, und die Extension von *alt* ist die Menge der alten Gegenstände.
Wenn man also sagt – um auf den Ausgangspunkt zurückzukommen –, dass die lexikalische Bedeutung eines Wortes kennen heißt, wissen, worauf man mit dem Wort Bezug nehmen kann, ist damit nicht gemeint, dass man die Extension, sondern dass man die Intension dieses Wortes kennt.
Während man – um einen weiteren wichtigen Grundbegriff der lexikalischen Semantik einzuführen – den begrifflichen Inhalt, die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks als Intension, die Menge der unter diesen Begriff fallenden Gegenstände als Extension dieses Ausdrucks bezeichnet, nennt man die Beziehung zwischen dem sprachlichen Ausdruck und der Extension **Denotation** – deshalb wird statt *Extension* manchmal auch **Denotat** verwendet. Man kann danach also sagen, dass das Wort *Hund* die Menge aller Hunde denotiert. Davon strikt zu unterscheiden ist der Begriff der **Referenz**: Von Referenz spricht man dann, wenn ein Sprecher mit einem sprachlichen Ausdruck auf einen oder mehrere Gegenstände aus der Extension des Ausdrucks Bezug nimmt. So sagt man beispielsweise dann, wenn ein Sprecher bei einer Äußerung eines Satzes wie (10) auf einen bestimmten Hund Bezug nimmt, dass er mit dem Wort *Hund* auf diesen Hund referiert:

(10) Dieser Hund gehört Paul.

Den Gegenstand, auf den referiert wird, nennt man den **Referenten**, den Ausdruck, mit dem referiert wird, **referentieller Ausdruck** oder **Referenzausdruck**. Etwas missverständlich bezeichnet man oft alle Ausdrücke, mit denen referiert werden kann, als referentielle Ausdrücke oder Referenzausdrücke – dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass nicht die Ausdrücke, sondern die Sprecher mit Ausdrücken referieren. Statt von referentiellen oder Referenzausdrücken ist – in einer anderen Terminologie – auch von Bezeichnungen, Benennungen, Benennungseinheiten, Nominationseinheiten die Rede. Ohnehin ist die Terminologie in diesem Bereich sehr unterschiedlich, auch was den Gebrauch von *Denotation*, *Referenz*, *Referent* usw. angeht.

Mit Hilfe der hier eingeführten Begrifflichkeit lassen sich auch die spezifischen semantischen Eigenschaften einer großen – für die Sprachwissenschaft aus mehreren Gründen nicht gerade unwichtigen – Gruppe von Wörtern bzw. Wortgruppen näher angeben, der sog. **Eigennamen** wie z.B. *Fritz*, *Anna*, *Paul Müller*, *Riccardo Chailly*, *Leipzig*, *Deutschland*, *die Alpen*, *Harkortstraße*, *Kap der Guten Hoffnung*, *Rotes Meer*, *Sächsische Staatskapelle*, *Hamburger Sportverein* usw. Eigennamen unterscheiden sich von anderen Wörtern – genauer: anderen Substantiven, denn Eigennamen sind immer Substantive – dadurch, dass man mit ihnen zwar auf Personen und Gegenstände Bezug nehmen kann, dass sie eine Menge von Gegenständen denotieren, also über eine Extension verfügen, dass man bei ihnen aber nicht von Intension, einem begrifflichen Inhalt sprechen kann. Bei anderen Substantiven weiß man, wenn man die Intension des Substantivs kennt, welche Eigenschaften ein Gegenstand aufweisen muss, um unter diesen Begriff zu fallen, um zur Extension eines Ausdrucks zu gehören; bei Eigennamen ist dies dagegen nicht der Fall – es gibt keine Eigenschaften, über die eine Person oder ein Gegenstand verfügen muss, um zur Extension von *Fritz* oder *Leipzig* oder *Rotes Meer* usw. zu gehören, d.h. damit man mit dem jeweiligen Wort auf sie, auf ihn Bezug nehmen kann. Stattdessen ist die Beziehung zwischen Ausdruck und Gegenstand – die Denotation – konventionell durch eine Art Taufakt, einen Namengebungsakt festgelegt: **Eigennamen** dienen dementsprechend zur Identifizierung von Personen und Gegenständen; ihre Bedeutung kennen heißt demnach nicht, ihre Intension kennen – über die sie ja nicht verfügen –, sondern ihre Denotation kennen, d.h. wissen, worauf man mit ihnen Bezug nehmen kann. Ob man hier überhaupt von lexikalischer Bedeutung sprechen kann, ist umstritten und hängt auch vom Bedeutungsbegriff ab – ich möchte diese Frage hier nicht weiter verfolgen.

Im Unterschied zu den Eigennamen – die man teilweise auch als onymische Benennungen bezeichnet und mit denen sich eine eigene linguistische Teildisziplin beschäftigt, die **Namenkunde** oder **Onomastik** – nennt man die anderen, die „normalen" Substantive **Gattungsbezeichnungen** oder **Appellativa**. Allerdings ist – wie in vielen anderen Fällen auch – die Grenze eher fließend: zum einen, weil es Übergänge von den Eigennamen in die Klasse der Appellative und umgekehrt gibt, zum andern, weil bei zahlreichen Fällen nicht eindeutig entscheidbar ist, ob es sich bei ihnen um einen Eigennamen oder ein Appellativum handelt. Beispiele für den Übergang sind – in der Richtung von den Eigennamen zu den Appellativa – etwa *Kognak*, *Watt*, *Tempo* (als Bezeichnung für Papiertaschentücher), *röntgen*, in der Richtung von den Appellativa zu den Eigennamen viele Familiennamen – wie *Müller*, *Kürschner*, *Schmied*, *Öhlschläger* – sowie Namen wie *Hamburger Sportverein*, *Ostsee*, *Nordsee* usw., die ursprünglich intensionale Bedeutung hatten. Hier liegt auch die Quelle für die Probleme der Entscheidbarkeit, ob es sich um einen Eigennamen oder ein Appellativum handelt – Probleme, die z.B. auch für die Orthographie eine Rolle spielen: ich nenne als

Beispiele nur *italienischer Salat*, *italienische Schweiz*, *Italienische Republik*, *Deutscher Bundestag*, *Westfälischer Friede*, *Französische Revolution*, *Zweiter Weltkrieg*, *Naher Osten* usw.

Die Gleichsetzung von Intension und lexikalischer Bedeutung bedarf aber auch noch aus einem anderen Grund der Modifikation. So haben z.B. *Hund* und *Köter*, *Pferd* und *Gaul*, *sprechen* und *labern*, *Verteidigungsministerium* und *Kriegsministerium*, *Polizist*, *Schutzmann* und *Bulle* jeweils die gleiche Intension, kann man sich mit ihnen jeweils auf die gleichen Personen bzw. Gegenstände bzw. Vorgänge beziehen. Dennoch haben sie in einer gewissen Weise eine andere Bedeutung, und zwar insofern, als mit einigen dieser Wörter eine bestimmte Bewertung, eine bestimmte Emotion, eine bestimmte Einstellung zum Ausdruck gebracht wird. Diesem Faktum trägt man dadurch Rechnung, dass man annimmt, dass die lexikalische Bedeutung nicht nur eine auf den Gegenstandsbezug gerichtete, **denotative** Komponente hat – die Intension –, sondern auch eine sog. **konnotative** Komponente, einen konnotativen Bedeutungsanteil haben kann, einen Anteil, mit dem Bewertungen, Emotionen, Einstellungen zum Ausdruck gebracht werden. Konnotative Bedeutungsanteile – kurz oft nur **Konnotationen** genannt – sind allgemeine, sozial und kulturell bestimmte Bedeutungsaspekte, die fest mit einem Wort verbunden und demnach von den individuellen, teilweise auch gruppenspezifischen Assoziationen zu unterscheiden sind, die oft mit Wörtern verbunden werden. So wäre die Assoziation vieler Menschen mit dem Wort *Oper* – 'schönes Erlebnis' ebensowenig eine mit *Oper* verbundene Konnotation wie die Assoziation anderer – 'langweilige steife Veranstaltung' oder die Assoziation vieler Politiker – 'überflüssiges Millionengrab'. Allerdings ist auch hier die Grenzlinie nicht immer einfach zu ziehen – man denke nur an Wörter wie *Waldsterben*, *Führer*, *Neger*, *Farbiger*, *Fremdarbeiter*, *Gastarbeiter*, *Ossi*, *Wessi*, *Sozialstaat*, *Reform* usw. Der Begriff ‚Konnotation' ist auch insofern in der Sprachwissenschaft strittig, als oft nicht nur im Falle von Bewertungen, Emotionen, Einstellungen von Konnotationen bzw. einem konnotativen Bedeutungsanteil gesprochen wird, sondern auch von stilistischen Konnotationen– z.B. *Visage* statt *Gesicht*, *Gatte* statt *Ehemann*, *Buch* vs. *Schmöker* vs. *Wälzer* vs. *Schwarte* –, von regionalen Konnotationen – z.B. *Brötchen* vs. *Semmel* vs. *Schrippe* vs. *Weck* vs. *Rundstück*, *Sahne* vs. *Rahm* vs. *Obers* vs. *Schmant* vs. *Creme*, *acht Uhr fünfzehn* vs. *viertel neun* vs. *Viertel nach acht* –, von zeitlichen Konnotationen – z.B. *Oheim*, *Base*, *Perron*, *Fiedel* – u.ä.

Die lexikalische Semantik befasst sich aber nicht nur – darauf sei zum Abschluss von 3.2 hingewiesen – mit der Bedeutung lexikalischer Einheiten von der Bedeutung aus, sondern auch von den bezeichneten bzw. zu bezeichnenden Gegenständen bzw. von den Begriffen aus und untersucht dann, mit welchen sprachlichen Ausdrücken bestimmte Gegenstände, bestimmte Konzepte bezeichnet werden. Diese Betrachtungsweise, die von den Gegenständen, den Konzepten zu den sprachlichen Ausdrücken geht, nennt man **onomasiologische** Betrachtungsweise – sie ist z.B. in der Dialektgeographie, dem Sprachvergleich, bei sprachhistorischen Fragestellungen, aber auch für praktische Zwecke – wenn man z.B. aus stilistischen Gründen verschiedene Ausdrücke für denselben Begriff sucht – sinnvoll. Die in der Semantik weit häufiger verfolgte Vorgehensweise von den sprachlichen Ausdrücken zu den Begriffen und Gegenständen bezeichnet man demgegenüber als **semasiologische** Betrachtungsweise.

3.3 Mehrdeutigkeit sprachlicher Ausdrücke

Bei den bisherigen Überlegungen habe ich von einem zentralen semantischen Phänomen weitgehend abgesehen, der **Mehrdeutigkeit** bzw. – dies ist der in der Sprachwissenschaft üblichere Terminus – **Ambiguität** sprachlicher Ausdrücke, wie sie sich etwa in den folgenden Beispielen zeigt:

(11) Die Lehrerin ärgert die Klasse.
(12) Glaubst du, dass die Leute aus Dresden kommen?
(13) Die Nachricht störte diese Woche.
(14) Einen Film hat jedes Kind gesehen.
(15) Paul und Paula sind verheiratet.
(16) Binde einen Kranz.
(17) Kommt morgen.
(18) (a) Er kaufte sich einen Anzug aus einem teuren Stoff.
(b) Dies ist ein geeigneter Stoff für eine Satire.
(c) Radioaktive Stoffe sind gefährlich.
(d) Diesen Stoff müssen wir noch behandeln.
(19) (a) Er ist in den falschen Zug eingestiegen.
(b) Diese Aussage ist falsch.
(c) Dieser Geldschein ist falsch.
(d) Er trieb ein falsches Spiel mit ihnen.
(20) (a) Die Blätter fallen von den Bäumen.
(b) Das Barometer fällt.
(c) Der Reformationstag fällt im nächsten Jahr auf einen Mittwoch.
(d) Er ist gegen die Tischkante gefallen.
(e) Die Felsen fallen schroff ins Tal.
(f) Die Sonne fällt ins Zimmer.
(21) (a) Sie unterrichtet schon lange an dieser Schule.
(b) Die Schule müsste schon lange renoviert werden.
(c) Die Schule beginnt um acht Uhr.
(d) Die ganze Schule war in der Aula versammelt.
(e) Er ist ein Vertreter der Leipziger Schule.
(22) (a) Ihr Geld liegt auf der Bank.
(b) Sie arbeitet bei einer Bank.
(c) Sie saßen lange zusammen auf einer Bank.
(23) (a) Er sammelt Gefäße aus Ton.
(b) Als der letzte Ton verklungen war, gab es laute Bravorufe.

Bevor ich auf diese Beispiele – und die mit diesen Beispielen veranschaulichten unterschiedlichen Arten von Ambiguitäten – näher eingehe, möchte ich noch auf einige Fälle zu sprechen kommen, in denen im Alltag auch oft von „Mehrdeutigkeit", von „verschiedenen Bedeutungen" die Rede ist, bei denen es sich aber nicht im sprachwissenschaftlichen Sinne um Mehrdeutigkeiten handelt. Dabei greife ich auf Begriffe zurück, die ich in 3.2 eingeführt habe. Wenn ein Satz wie z.B.

(24) Ich habe mir eine Eintrittskarte gekauft.

je nach Äußerungssituation unterschiedlich verstanden werden kann – je nachdem, auf wen mit *ich* Bezug genommen wurde –, dann haben wir es nicht mit einer Ambiguität des Satzes (24) zu tun, sondern damit, dass bei verschiedenen Äußerungen dieses Satzes mit *ich* jeweils auf eine andere Person referiert wird: Wir haben es also mit verschiedenen Äußerungsbedeutungen dieses Satzes zu tun. Das *ich* hat immer dieselbe lexikalische Bedeutung, nur die Referenz bei verschiedenen Äußerungen des Satzes (24) – oder anderer Sätze, die das Wort *ich* enthalten – ist verschieden.
Auch Wörter wie *Gewandhauskapellmeister*, *Fußballweltmeister*, *Papst* u.ä. sind nicht mehrdeutig – nicht ambig –, weil man mit ihnen – je nach dem Zeitpunkt bzw. Zeitraum, über den man spricht – auf unterschiedliche Personen, Mannschaften usw. Bezug nimmt. Denn auch diese Wörter haben immer die gleiche lexikalische Bedeutung (den gleichen begrifflichen Inhalt, die gleiche Intension); was – je nach Zeitpunkt bzw. Zeitraum, je nach der Welt, auf die man sich bezieht – variiert, ist die Extension.
Oft werden von unterschiedlichen Gruppen unterschiedliche Bewertungen mit Wörtern verbunden, z.B. mit Wörtern wie *Sozialstaat*, *Reform*, *Kernenergie*, *Solarstrom*, *Demokratie* usw. – aber auch hier handelt es sich nicht um Fälle von Mehrdeutigkeit, sondern darum, dass die mit diesen Wörtern verbundenen Konzepte bzw. die Gegenstände, die diese Konzepte repräsentieren, auf je unterschiedliche Weise bewertet werden. Damit ist nicht gesagt, dass Wörter wie *Reform* oder *Demokratie* nicht auch – unabhängig von der Frage der Bewertung – unterschiedlich verwendet werden können, mit ihnen also Unterschiedliches bezeichnet werden kann. Dabei handelt es sich jedoch um eine andere Erscheinung, die auch bei vielen anderen Wörtern vorliegt.
So gilt auch für Wörter wie *groß*, *klein*, *warm*, *schwierig*, *krank*, *blau*, *grün* – überhaupt Farbbezeichnungen –, *Liebe*, *Glück*, *erwachsen*, *zumutbar*, *gehen*, *laufen* usw., dass mit ihnen Unterschiedliches bezeichnet werden kann, dass ihre Extension nicht klar umgrenzt ist, also unscharfe Ränder vorliegen. M.a.W.: Die einzelnen Verwendungsweisen sind nicht klar voneinander abgrenzbar, sondern es gibt fließende Übergänge: Wann kann man z.B. von jemandem sagen, dass er krank ist? Natürlich gibt es eindeutige Fälle, aber wie ist es, wenn jemand – zu Recht – krankgeschrieben ist, aber z.B. spazieren gehen kann? Würden dann alle sagen, dass er krank ist? Wie äußert sich Kranksein? Welche Kriterien gibt es dafür? Jeder weiß, dass es dafür verschiedenartige Kriterien gibt, dass hier unterschiedliche Aspekte zum Tragen kommen können, also: dass es oft schwierig ist, zu sagen, dass bzw. ob jemand krank ist. Ähnlich ist es bei den anderen als Beispiele genannten Wörtern – wie ist es z.B., wenn jemand biologisch erwachsen ist, von seinem sozialen Verhalten her aber nicht? Und jeder weiß, dass es auch bei scheinbar eindeutigen Wörtern wie *Vogel*, *Stuhl*, *Sessel* usw. nicht immer eindeutig zu entscheiden ist, ob ein bestimmter Gegenstand unter den jeweiligen Begriff fällt, ob ein bestimmter Gegenstand z.B. zur Extension von *Stuhl* oder zur Extension von *Sessel* gehört. Diese Eigenschaft vieler Wörter – genauer: der lexikalischen Bedeutung vieler Wörter –, dass ihre Extension nicht klar fixierbar ist –, dass sie unscharfe Ränder aufweist, dass die Wörter flexibel gebraucht werden können, dass es fließende Übergänge zwischen verschiedenen Verwendungsweisen gibt, bezeichnet man als **Vagheit**. Zwar handelt es sich auch bei der Vagheit in gewisser Weise um eine Art Mehrdeutigkeit, doch unterscheidet sich Vagheit insofern deutlich von der Mehrdeutigkeit i.e.S, der **Ambiguität**, dass die Grenzen zwischen den verschiedenen Verwendungsweisen fließend sind, während sie bei der Ambiguität klar zu ziehen ist, wie man etwa bei den Beispielen (18) – (23) sehen kann: Mit *Stoff* in (18) (a) ist etwas ganz anderes gemeint als in (18) (b) oder in (18) (c) oder in (18) (d), in (18) (b) wiederum etwas ganz anderes als in (18) (c) usw.; in (19) (a) ist mit *falsch* ´nicht richtig' gemeint, in (19) (b) ´nicht wahr´, in (19) (c) ´nicht echt´ usw. Und auch bei den

Beispielen (22) und (23) – *Bank* und *Ton* – sind die verschiedenen Bedeutungen klar – noch klarer – voneinander unterscheidbar.

Nach diesen Vorklärungen, bei denen es um die Abgrenzung von Fällen vermeintlicher Mehrdeutigkeit bzw. von einer anderen Art der Mehrdeutigkeit – der Vagheit – ging, nun zur Ambiguität sprachlicher Ausdrücke, der Mehrdeutigkeit sprachlicher Ausdrücke im eigentlichen Sinne. Von der Ambiguität sprachlicher Ausdrücke und nicht einfach von der Ambiguität von Wörtern spricht man deshalb, weil auch Sätze ambig sein können – dies zeigen die Beispiele (11) – (17). Satz (11)

(11) Die Lehrerin ärgert die Klasse.

ist insofern ambig, als dieser Satz sowohl so zu verstehen ist, dass die Lehrerin die Ärgernde ist – und die Klasse geärgert wird – als auch so, dass die Klasse ärgert und die Lehrerin geärgert wird. Im ersten Fall fungiert *die Lehrerin* als Subjekt und *die Klasse* als Objekt, im zweiten Fall ist es umgekehrt; (11) ist also aus syntaktischen Gründen ambig, ist **syntaktisch ambig**. Syntaktisch mehrdeutig sind auch die Sätze (12) und (13) – für (12) zeigen dies die nicht syntaktisch mehrdeutigen Sätze (12) (a) und (12) (b), die jeweils einer Bedeutung von (12) entsprechen:

(12) Glaubst du, dass die Leute aus Dresden kommen?
  (a) Die Leute aus Dresden kommen.
  (b) Die Leute kommen aus Dresden.

Anders ausgedrückt: *aus Dresden* kann in (12) entweder als Attribut – wie in (12) (a) – oder als adverbiale Bestimmung – wie in (12) (b) – aufgefasst werden. Und die syntaktische Mehrdeutigkeit von (13)

(13) Die Nachricht störte diese Woche.

ist darin begründet, dass *diese Woche* sowohl als Objekt zu *störte* als auch als adverbiale Bestimmung – in der Bedeutung ´in dieser Woche` – fungieren kann.
Etwas anders verhalten sich die ebenfalls mehrdeutigen Sätze (14) und (15):

(14) Einen Film hat jedes Kind gesehen.
(15) Paul und Paula sind verheiratet.

In diesen Fällen liegt der Grund für die Mehrdeutigkeit darin, dass jeweils unterschiedliche Bezugsbereiche vorliegen können – (14) kann wie in (14) (a) oder wie in (14) (b) verstanden werden, (15) wie in (15) (a) oder wie in (15) (b):

(14) (a) Es gibt einen Film, für den gilt, dass ihn jedes Kind gesehen hat.
  (b) Für jedes Kind gilt, dass es einen Film (irgendeinen Film) gesehen hat.
(15) (a) Paul und Paula sind miteinander verheiratet.
  (b) Paul ist verheiratet und Paula ist verheiratet.

Und auch die grammatische Bedeutung kann für die Ambiguität von Sätzen verantwortlich sein – wie in (16) und (17).

(16) Binde einen Kranz.
(17) Kommt morgen.

In beiden Fällen können die Formen *binde* und *kommt* als Imperativformen (Singular bzw. Plural) verstanden werden, aber auch als Realisierungen der 1. Ps. Sg. Ind. Präs. von *binden* bzw. der 3. Ps. Sg. Ind. Präs. von *kommen*, da es unter bestimmten Umständen möglich ist, auf das Subjekt in einem Aussagesatz zu verzichten – in diesem Fall entsprächen die Bedeutungen von (16) und (17) den Sätzen (16) (a) bzw. (17) (a):

(16) (a) (Ich) binde einen Kranz.
(17) (a) (Er) kommt morgen.

Gemeinsam ist den Mehrdeutigkeiten in (11) – (17), dass es sich bei ihnen um **kompositionale Ambiguitäten** handelt – die Mehrdeutigkeit ist nicht lexikalisch, sondern kompositional bedingt: durch die syntaktische Struktur, die semantischen Bezugsbereiche sowie die grammatische Bedeutung.

In erster Linie ist Ambiguität aber doch ein lexikalisches Phänomen. Dabei unterscheidet man im Wesentlichen zwei Arten **lexikalischer Ambiguität**: Beispiele für die erste Art sind die Wörter *Stoff*, *falsch*, *fallen* und *Schule* in den Sätzen (18) – (21), Beispiele für die zweite Art die Wörter *Bank* und *Ton* in den Sätzen (22) und (23). Charakteristisch für die Mehrdeutigkeit der Wörter *Stoff*, *falsch*, *fallen* und *Schule* ist der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Bedeutungen, so schwierig er im Einzelfall auch explizit zu machen sein mag – intuitiv vermögen wir mehr oder weniger deutlich Beziehungen zwischen den verschiedenen Bedeutungen der jeweiligen Wörter festzustellen. Demgegenüber lassen sich zwischen den verschiedenen Bedeutungen von *Bank* und *Ton* keinerlei semantische Beziehungen erkennen. Bei der ersten Art von Ambiguität spricht man von **Polysemie** und von polysemen Wörtern, also von Wörtern, die mehrere Bedeutungen, mehrere **Bedeutungsvarianten** – andere Bezeichnungen sind Lesarten oder Sememe – aufweisen; dementsprechend besteht die Extension eines polysemen Ausdrucks aus mehreren Mengen, je nach der jeweiligen Intension der Bedeutungsvariante. Bei der zweiten Art von Ambiguität spricht man von **Homonymie** und **homonymen Wörtern** bzw. **Homonymen**, wobei es sich bei homonymen Wörtern, bei Homonymen nicht um jeweils ein Wort mit mehreren Bedeutungen handelt, sondern um mehrere Wörter mit jeweils eigener Bedeutung, die zueinander in der Beziehung der Homonymie stehen: Darunter versteht man die Beziehung, die darin besteht, dass die Wörter über die gleiche Ausdrucksseite verfügen, aber verschiedene Bedeutungen haben, die nichts miteinander zu tun haben.

Dementsprechend ist z.B. *Stoff* ein polysemes Wort, ein Wort, das mehrere Bedeutungsvarianten aufweist, während es sich bei *Bank* um zwei Wörter – Bank_1 und Bank_2 – mit je eigener Bedeutung handelt. Sonderfälle von Homonymie sind die **Homophonie**, die vorliegt, wenn Wörter mit verschiedener Bedeutung nur lautlich, aber nicht in der Schreibung übereinstimmen – wie z.B. *leeren* und *lehren*, *Wal* und *Wahl*, *Seite* und *Saite* –, sowie die **Homographie**, bei der zwei Wörter mit unterschiedlicher Bedeutung nur in der Schreibung, aber nicht lautlich gleich sind – wie z.B. *übersétzen* und *úbersetzen* oder *Tenór* und *Ténor*. In

Wörterbüchern wird dem Unterschied von Polysemie und Homonymie dadurch Rechnung getragen, dass polyseme Wörter einen Wörterbucheintrag erhalten, in dem die verschiedenen Bedeutungsvarianten aufgeführt werden, homonyme Wörter dagegen verschiedene Wörterbucheinträge, als je verschiedene Wörter.
Im Einzelfall ist die Grenzlinie zwischen Polysemie und Homonymie nicht immer einfach zu ziehen. Lange Zeit hat man – entsprechend der ursprünglich dominierenden historischen, genauer: diachronischen Ausrichtung der Sprachwissenschaft – zur Unterscheidung die Etymologie herangezogen, also die Herkunft und Geschichte der Wörter, und dann von Homonymie gesprochen, wenn kein etymologischer Zusammenhang besteht, von Polysemie, wenn ein solcher Zusammenhang vorhanden ist. Wenn man rein synchron arbeitet, entfällt dieses – ohnehin nicht unproblematische – Kriterium natürlich. In vielen Fällen können grammatische Unterschiede hilfreich sein – so sind die unterschiedliche Pluralbildung bei *Bank* (*Banken* vs. *Bänke)* und *Ton* (das ohnehin seltene *Tone* vs. *Töne*) oder das unterschiedliche Genus (*das Band* vs. *der Band* oder *der Kiefer* und *die Kiefer*) Indizien dafür, dass es sich um Homonyme handelt. Dass auch diese Kriterien nicht über jeden Zweifel erhaben sind, zeigt der Vergleich von *hängen – hing – gehangen* vs. *hängen – hängte – gehängt*, wo den grammatischen Unterschieden eindeutig eine enge semantische Verwandtschaft gegenübersteht. Als Fazit lässt sich festhalten, dass Polysemie und Homonymie zwei unterschiedliche Arten lexikalischer Ambiguität sind, dass die Grenzziehung zwischen beiden im Einzelfall aber schwierig sein und zu unterschiedlichen Ergebnissen führen kann.

Welche Bedeutung im Fall von ambigen Wörtern jeweils gemeint ist, hängt letztlich immer vom Kontext ab, in dem die Ambiguität eines Wortes **disambiguiert** wird. In vielen Fällen reicht zur Disambiguierung der sprachliche Kontext aus – so wird man in Sätzen wie (18) (a) oder (b) unabhängig von der jeweiligen Äußerungssituation *Stoff* jeweils richtig verstehen, d.h. jeweils sofort die „richtige" Bedeutungsvariante von *Stoff* bestimmen können, und ebenso bei den Sätzen (22) (b) und (22) (c) sofort wissen, welches Wort *Bank* gemeint ist:

(18) (a) Er kaufte sich einen Anzug aus einem teuren Stoff.
(b) Dies ist ein geeigneter Stoff für eine Satire.

(22) (b) Sie arbeitet bei einer Bank.
(c) Sie saßen lange zusammen auf einer Bank.

Bei Sätzen wie (18) (d) oder (22) (a) ist – wie auch bei allen Fällen kompositionaler Ambiguität – der Einbezug der Äußerungssituation notwendig:

(18) (d) Diesen Stoff müssen wir noch behandeln.
(22) (a) Ihr Geld liegt auf der Bank.

Denn hier kann der sprachliche Kontext – genauer: der Satz, in dem das ambige Wort vorkommt – noch nicht disambiguieren: Der Satz an sich bleibt ambig.

Der Prozess der Disambiguierung ist – um den Bogen zu 3.1.2 zu schlagen, in dem es um die Unterscheidung von Satzbedeutung, Äußerungsbedeutung und kommunikativem Sinn ging – im Übrigen ein weiterer wichtiger Faktor für den Übergang von der Satzbedeutung zur Äußerungsbedeutung – neben der Bezugnahme auf bestimmte Personen und Gegenstände,

d.h. der Festlegung der Referenz sowie einem weiteren Typ von Prozessen, auf den ich gleich noch zu sprechen kommen werde.

So wie die Grenzziehung zwischen Homonymie und Polysemie im Einzelfall nicht immer einfach, manchmal fast unmöglich ist, ist auch die Unterscheidung der verschiedenen Bedeutungsvarianten eines polysemen Wortes ein notorisches Problem der lexikalischen Semantik. Wie viele Bedeutungsvarianten sind bei Wörtern wie *Stoff*, *falsch*, *fallen*, *Schule* usw. anzusetzen? Und wo liegt jeweils die Grenze zwischen einzelnen Bedeutungsvarianten? Ein auch nur flüchtiger Blick in verschiedene Wörterbücher zeigt, dass diese Fragen bei ein und demselben Wort z.T. sehr unterschiedlich beantwortet werden, und manchmal – etwas polemisch formuliert – könnte man den Eindruck haben, dass die Zahl der Bedeutungsvarianten eine Funktion des zur Verfügung stehenden Raumes ist. Man geht nicht zuletzt aus diesem Grund in der Sprachwissenschaft heute oft einen radikal anderen Weg – statt die verschiedenen Verwendungs- und Verständnismöglichkeiten jeweils auf eine spezifische Bedeutungsvariante zurückzuführen, versucht man, auch bei ambigen Wörtern von einer einheitlichen Bedeutung auszugehen und die Unterschiede in der Verwendung und im Verstehen auf andere Ursachen zurückzuführen. Und erst wenn solche Versuche scheitern, geht man von mehr als einer Bedeutung, von verschiedenen Bedeutungsvarianten aus. Diesen Ansatz nennt man **bedeutungsminimalistisch**, den anderen Ansatz **bedeutungsmaximalistisch**.

Zumindest die Grundgedanken des bedeutungsminimalistischen Ansatzes seien am Beispiel des Wortes *Schule* erläutert. Wie die hier noch einmal wiederholten Sätze (21) (a) – (e) zeigen, ist *Schule* in diesen Sätzen jeweils unterschiedlich zu verstehen, handelt es sich bei der Extension von Schule um je verschiedene Mengen:

(21) (a) Sie unterrichtet schon lange an dieser Schule.
(b) Die Schule müsste schon lange renoviert werden.
(c) Die Schule beginnt um acht Uhr.
(d) Die ganze Schule war in der Aula versammelt.
(e) Er ist ein Vertreter der Leipziger Schule.

Ein bedeutungsmaximalistischer Ansatz geht hier von verschiedenen Bedeutungsvarianten eines polysemen Wortes *Schule* aus, ein bedeutungsminimalistischer Ansatz dagegen geht in einem Fall wie diesem von der Beobachtung aus, dass eine Reihe anderer Wörter wie z.B. *Universität*, *Oper*, *Theater*, *Kirche*, *Bundestag* auf gleiche bzw. ähnliche Weise ambig, also systematisch mehrdeutig sind:

(25) (a) Sie wurde vor zwei Jahren an diese Universität berufen.
(b) Die Universität wird derzeit gerade umgebaut.
(c) Die Universität protestierte gegen diese Maßnahme.
(d) Er ist ein Vertreter der humboldtschen Universität.
(26) (a) Sie ist schon lange nicht mehr Mitglied der Kirche.
(b) Die Kirche wurde gerade renoviert.
(c) Die Kirche beginnt in einer halben Stunde.
(d) Die Kirche protestierte gegen diese Maßnahme.
(e) Er ist Angehöriger der evangelischen Kirche.
usw.

In solchen Fällen – die sehr häufig sind – kann man nach dem bedeutungsminimalistischen Ansatz davon ausgehen, dass ein Wort wie *Schule*, *Universität*, *Kirche* usw. eine relativ abstrakte einheitliche Bedeutung hat – bei *Schule* sehr vereinfacht etwa ´etwas, das Lehr- und Lernprozessen dient` – und dass wir enzyklopädisches Wissen der Art haben, dass wir z.B. wissen, dass es für Lehr- und Lernprozesse Institutionen gibt, dass Institutionen normalerweise über ein Gebäude verfügen, dass Institutionen Personen angehören, dass Lehr- und Lernprozesse eine zeitliche Dimension haben usw. Das spezifische Verständnis eines Wortes wie *Schule* bei einer Äußerung eines Satzes wie (21) (a) – dass hier *Schule* als Institution zu verstehen ist –, ergibt sich im jeweiligen Kontext aufgrund unseres Verfügens über die abstrakte einheitliche Bedeutung von *Schule* und unser enzyklopädisches Wissen, also den nichtsprachlichen Teil unseres Weltwissens – in diesem Fall, dass es für Lehr- und Lernprozesse Institutionen gibt und dass man an Institutionen unterrichtet. Das spezifische Verständnis von *Schule* bei einer Äußerung des Satzes (21) (b) ergibt sich aufgrund der gleichen abstrakten Bedeutung in Verbindung mit unserem enzyklopädischen Wissen, dass Gebäude renoviert werden, dass es für Lehr- und Lernprozesse Institutionen gibt und dass Institutionen in der Regel über ein Gebäude verfügen usw.

Das jeweilige Verständnis eines Wortes in einer Äußerung ist nach diesem Ansatz also nicht schon als Bedeutungsvariante Teil der lexikalischen Bedeutung dieses Wortes, sondern ergibt sich erst in der Äußerung im Zusammenspiel von abstrakter, allgemeiner lexikalischer Bedeutung und enzyklopädischem Wissen. Auf diese Weise ist es auch problemlos möglich, zu erfassen, dass man sich bei einer Äußerung eines Satzes wie (27)

(27) Ich möchte gerne den Elefanten.

beim Quartettspielen nicht auf einen richtigen Elefanten, sondern auf eine Spielkarte, auf der ein Elefant abgebildet ist, beziehen kann, ohne dass man eine eigene Bedeutungsvariante dafür postulieren müsste. Und das Gleiche gilt für Fälle wie den, dass ich z.B. einem Kollegen gegenüber den Satz (28)

(28) Ich habe gestern mit Dresden gesprochen.

äußere und damit z.B. meine, dass ich mit dem zuständigen Referenten im Wissenschaftsministerium in Dresden gesprochen habe. Auch ironische und metaphorische Äußerungen lassen sich mit diesem Ansatz problemlos erklären – denn natürlich entspricht dem Wort *exzellent* in einer ironischen Äußerung des Satzes (29)

(29) Stoiber ist ein exzellenter Redner.

keine eigene „ironische" Bedeutungsvariante (davon geht auch niemand aus).

Fälle von Polysemie liegen – wie schon erwähnt – bei einem bedeutungsminimalistischen Ansatz erst dann vor, wenn die verschiedenen Verwendungs- und Verstehensweisen eines Wortes nicht auf der Grundlage einer einheitlichen Bedeutung im Zusammenspiel mit unserem enzyklopädischen Wissen und bestimmten allgemeinen Schlussprinzipien und Maximen zu erklären sind. Lexikalische Bedeutungen sind nach dieser Auffassung oft unterspezifiziert und werden erst im Kontext voll spezifiziert. Die hier wirksamen Prozesse werden oft als **Anreicherungsprozesse** bezeichnet. Damit ist nun auch der letzte, in Abschnitt 3.1.2

schon angesprochene Faktor genannt, der beim Übergang von der Satzbedeutung zur Äußerungsbedeutung eine Rolle spielt: Die Äußerungsbedeutung der Äußerung eines Satzes in einem bestimmten Kontext wird somit bestimmt erstens durch die Satzbedeutung dieses Satzes, d.h. die allein durch das sprachliche Wissen determinierte Bedeutung, zweitens die Disambiguierung eventueller ambiger Ausdrücke, drittens durch Anreicherungsprozesse der genannten Art, die zur vollspezifizierten Bedeutung einer lexikalisch unterspezifizierten Bedeutung führen, sowie viertens die jeweilige Referenz der referentiellen Ausdrücke.

3.4 Semantische Relationen

Wie die Ausführungen zum Begriff des sprachlichen Werts (valeur) im ersten Abschnitt der Vorlesung zu den allgemeinen sprachtheoretischen Grundlagen deutlich gemacht haben, weisen Sprachen, weisen Sprachsysteme eine Struktur auf, d.h. sprachliche Einheiten stehen in bestimmten Beziehungen zueinander, durch die jeweils Strukturen etabliert werden. Dies gilt natürlich auch für den Bereich der Semantik – auch in diesem Bereich bestehen Beziehungen zwischen sprachlichen Ausdrücken, zwischen Wörtern, Wortgruppen und Sätzen. Und auch bei diesen semantischen Beziehungen – in der Sprachwissenschaft spricht man meist von **semantischen Relationen** – gibt es sowohl paradigmatische als auch syntagmatische Relationen.

Im Folgenden sollen zunächst die paradigmatischen semantischen Relationen, dann die wichtigsten syntagmatischen semantischen Relationen vorgestellt werden, und im Anschluss daran soll zumindest angedeutet werden, wie sich aus diesen semantischen Relationen Strukturen im Wortschatz einer Sprache ergeben. Da ich mich in diesem Skript auf die lexikalische Semantik beschränke, bleiben die semantischen Beziehungen zwischen Wortgruppen und Sätzen hier außen vor.

Die **paradigmatischen semantischen Relationen** – also die semantischen Relationen, die zwischen sprachlichen Ausdrücken bestehen, die in Opposition zueinander stehen, d.h. die prinzipiell an der gleichen Position innerhalb eines sprachlichen Ausdrucks stehen können, also austauschbar sind – sind von dreierlei Art: Gleichheits- (Identitäts-), Gegensätzlichkeits- (Polaritäts-) und hierarchische Beziehungen.
Die **Gleichheitsbeziehung** nennt man **Synonymie**. Von Synonymie, davon, dass zwei Wörter synonym sind, spricht man dann, wenn die beiden Wörter in allen Kontexten, in allen komplexen sprachlichen Ausdrücken gegeneinander austauschbar sind, ohne dass sich die Bedeutung der komplexen Ausdrücke ändert. Beispiele sind etwa *fast* und *beinahe*, *anfangen* und *beginnen* oder *Apfelsine* und *Orange*, wie die folgenden Beispielpaare belegen:

(30) (a) Sie hat fast gewonnen.
(b) Sie hat beinahe gewonnen.
(31) (a) Das Konzert fängt um 20 Uhr an.
(b) Das Konzert beginnt um 20 Uhr.
(32) (a) Ich esse gerne Apfelsinen.
(b) Ich esse gerne Orangen.

Wörter wie *Lift* und *Aufzug* zeigen allerdings, dass die Rede davon, dass semantische Relationen zwischen Wörtern bestehen, ungenau ist. Denn aufgrund der Tatsache, dass viele Wörter polysem sind, d.h. über mehrere Bedeutungen bzw. Bedeutungsvarianten verfügen,

bestehen die Beziehungen nicht zwischen den Wörtern, sondern zwischen den einzelnen Bedeutungen bzw. Bedeutungsvarianten von Wörtern. So besteht im Fall von *Lift* und *Aufzug* Synonymie nur zwischen der Bedeutung von *Lift* als `Aufzug` – nicht als Kurzbezeichnung für *Sessellift* oder *Skilift* – und einer bestimmten Bedeutung von *Aufzug* – z.B. nicht der Bedeutung ´Akt` bei Theateraufführungen oder der Bedeutung `Übung beim Reckturnen`. Dennoch soll auch im Folgenden – einer üblichen Praxis folgend – der Einfachheit halber die Rede von semantischen Relationen zwischen Wörtern sein, wenn dies nicht zu Missverständnissen führen kann.
Von etwas anderer Art ist das Verhältnis von Wörtern (bzw. deren Bedeutungen) wie *Hund* und *Köter*, *Polizist* und *Bulle*, *Verteidigungsministerium* und *Kriegsministerium* u.ä. In gewisser Weise besteht auch hier Synonymie, wie z.B. die Gegenüberstellung in (33) zeigt:

(33) (a) Dieser Hund ärgert mich.
(b) Dieser Köter ärgert mich.

Auf der anderen Seite kann man aber nicht sagen, dass *Hund* und *Köter* in a l l e n Kontexten gegeneinander austauschbar sind, ohne dass sich die Bedeutung ändert – es ändert sich ja etwas. Und ein Satz wie (34) (a) ist völlig unproblematisch, (34) (b) dagegen klingt eher merkwürdig:

(34) (a) Dieser Hund ist süß.
(b) Dieser Köter ist süß.

Die Ursache für dieses – bei sehr vielen anderen Wörtern bzw. Wortgruppen auch auftretende – Problem ist die 3.2 schon erwähnte Tatsache, dass die lexikalische Bedeutung von Wörtern nicht nur einen denotativen, gegenstandsbezogenen Bedeutungsanteil hat, sondern auch einen konnotativen Anteil, mit dem Einstellungen, Bewertungen u.ä. zum Ausdruck gebracht werden können. Dementsprechend besteht zwischen *Hund* und *Köter*, *Polizist* und *Bulle* usw. keine totale Synonymie, sondern nur **denotative Synonymie**: hinsichtlich der Denotation sind die Ausdrücke gleich, an der Denotation ändert sich durch den Austausch nichts – sie unterscheiden sich nur hinsichtlich ihrer Konnotationen. Statt von denotativer Synonymie spricht man teilweise auch von partieller Synonymie. Gleichfalls denotative bzw. partielle Synonymie liegt bei *Gefängnis* und *Knast*, *Schreiner* und *Tischler*, *Cousine* und *Base*, *Frauenarzt* und *Gynäkologe* usw. vor, die sich hinsichtlich anderer Merkmale – gruppenspezifische Ausdrucksweise, regionale, stilistische, fachsprachliche Unterschiede u.ä. – jedoch unterscheiden. Ob man hier auch von konnotativen Unterschieden sprechen kann bzw. sollte, hängt vom jeweiligen Verständnis des Begriffs „Konnotation" ab – ich erinnere an meine Ausführungen dazu in 3.2. In der Regel ist Synonymie nur denotative Synonymie; totale Synonymie kommt nur selten vor, und zwar in erster Linie aus sprachökonomischen Gründen: Es ist überflüssig, unökonomisch, über verschiedene Wörter zu verfügen, mit denen man genau das Gleiche zum Ausdruck bringen kann.

Von Synonymie strikt zu unterscheiden ist Referenzidentität bzw. Extensionsgleichheit: Mit *Morgenstern* und *Abendstern* kann man zwar auf den gleichen Gegenstand referieren, beide Wörter haben die gleiche Extension – nämlich die Venus –, aber keineswegs die gleiche Intension, die gleiche Bedeutung. Dass die beiden Wörter die gleiche Extension haben, hat nichts mit Sprache, sondern nur mit enzyklopädischem Wissen zu tun – semantische Relationen wie Synonymie beziehen sich auf sprachliches Wissen, Referenzidentität bzw.

Extensionsgleichheit dagegen auf enzyklopädisches Wissen. Dies zeigt sich auch an einem weiteren Beispiel: dass *der Komponist der „Eroica"*, *der Komponist des „Fidelio"* und *der Komponist des „Lohengrin"* verschiedene Bedeutungen haben, weiß jeder Sprecher des Deutschen; dass die ersten beiden Ausdrücke die gleiche Extension haben, nämlich Ludwig van Beethoven, gehört dagegen nicht zum sprachlichen, sondern zum enzyklopädischen Wissen – trotz ihrer Extensionsgleichheit sind die beiden Ausdrücke also nicht synonym.

In **Gegensätzlichkeits- (Polaritäts)- Beziehungen** stehen solche Wörter bzw. deren Bedeutungen zueinander, die zwar semantische Gemeinsamkeiten aufweisen, sich in bestimmten Punkten aber unterscheiden. Die allgemeine Gegensätzlichkeitsbeziehung, bei der wiederum verschiedene Arten zu unterscheiden sind, nennt man **Inkompatibilität**: Zwei oder mehr Wörter sind inkompatibel, wenn es nichts gibt, das gleichzeitig unter diese Begriffe fallen kann. Beispiele sind z.B. Farbadjektive wie *rot*, *grün*, *blau* usw., die miteinander inkompatibel sind, oder die Bezeichnungen der Jahreszeiten – *Frühling*, *Sommer*, *Herbst*, *Winter* – oder Tierbezeichnungen wie *Hund*, *Katze*, *Pferd*, *Schwein* usw.
Ein spezieller Fall der Inkompatibilität ist die **Antonymie**. Antonyme Wörter sind einerseits miteinander inkompatibel, andererseits lassen sie aber graduelle Abstufungen zu, bezeichnen Endpunkte einer Skala. Beispiele sind *heiß* und *kalt*, *alt* und *jung*, *alt* und *neu*, *schnell* und *langsam*, aber auch Substantive wie *Krieg* und *Frieden*, *Stille* und *Lärm*, Verben wie *lieben* und *hassen*, Pronomina wie *alles* und *nichts*, Adverbien wie *immer* und *niemals*.
Ein weiterer Spezialfall der Inkompatibilität ist die **Komplementarität**, die dann zwischen zwei Wörtern bzw. deren Bedeutungen besteht, wenn die Wörter miteinander inkompatibel sind und alle Gegenstände, auf die man mit diesen beiden Wörtern Bezug nehmen kann, entweder unter den einen oder unter den anderen Begriff fallen. Beispiele für diese nicht allzu häufig auftretende semantische Relation sind *tot* und *lebendig*, *frei* und *besetzt*, *möglich* und *unmöglich*, aber auch Substantive wie *Inland* und *Ausland* oder *Ebbe* und *Flut*.
Schließlich stellt auch noch die **Konversität** (teilweise auch als Konversivität, Konversion, Konversheit bezeichnet) einen dritten Sonderfall der Inkompatibilität dar. Man sagt, dass zwei Wörter konvers zueinander sind, wenn sie inkompatibel miteinander sind und ein und dieselbe Beziehung mit vertauschten Rollen ausgedrückt, aus unterschiedlichen Perspektiven beschrieben wird. Dies ist z.B. der Fall bei *kaufen* und *verkaufen*, *ankommen* und *weggehen*, *geben* und *nehmen*, *vor* und *nach*, *über* und *unter*.

Die beiden wichtigsten **hierarchischen semantischen Relationen** sind die **Hyperonymie** und die zur Hyperonymie spiegelbildliche **Hyponymie**, die Beziehungen von Oberbegriff und Unterbegriff. Ein Wort ist hyperonym zu einem anderem Wort, wenn alle Gegenstände, die unter den zweiten Begriff fallen, auch unter den ersten Begriff fallen, aber nicht umgekehrt; und ein Wort ist hyponym zu einem anderen Wort, wenn alle Gegenstände, die unter den ersten Begriff fallen, auch unter den zweiten Begriff fallen, aber nicht umgekehrt. Beispiele mögen diese vielleicht etwas kompliziert klingenden Definitionen verdeutlichen und gleichzeitig zeigen, dass es sich um einen einfachen Sachverhalt handelt: *Tier* ist hyperonym zu *Hund*, weil alle Hunde Tiere sind, aber nicht alle Tiere Hunde sind, und *Hund* ist hyponym zu *Tier* – und zwar aus dem gleichem Grund: weil alle Hunde Tiere sind, aber nicht alle Tiere Hunde. Hyponym zu *Tier* ist aber nicht nur *Hund*, sondern auch *Katze*, *Pferd*, *Schwein* usw.
– in solchen Fällen, wenn mehrere Wörter in gleicher Weise hyponym zu einem anderen Wort sind, spricht man von **Kohyponymen**; Kohyponyme sind – wie schon gesehen – miteinander inkompatibel. Andere Beispiele für diese Beziehungen sind z.B. *Fluss*, *Bach*, *See*, *Meer*, die alle hyponym zu *Gewässer* sind – *Gewässer* ist hyperonym zu *Fluss*, *Bach*, *See*, *Meer* u.a. –

oder *Rose*, *Nelke*, *Tulpe*, *Veilchen* vs. *Blume* oder – auf einer allgemeineren Stufe – *Tier*, *Mensch*, *Pflanze* vs. *Lebewesen* usw.

Eine etwas andere hierarchische Beziehung ist die **Teil-von-Beziehung** (auch Meronymie oder Partonymie genannt), die etwa zwischen *Dach* und *Haus*, *Finger* und *Hand* oder *Seite* und *Buch* besteht. Die Teil-von-Beziehung hat es zwar auch mit einer Unterordnung zu tun, aber die Definition für die Hyponymie trifft auf diese Fälle eindeutig nicht zu: man kann nicht sagen, dass alle Dächer Häuser sind oder alle Finger Hände sind, usw. Teilweise wird auch die Element-Menge-Beziehung zur Teil-von-Beziehung gerechnet, wie z.B. die Beziehung zwischen *Buch* und *Bibliothek*, *Baum* und *Wald* oder *Rind* und *Herde*.
Dass den semantischen Relationen auch psychologische Realität zukommt, zeigen Versprecher: ein wichtiger Typ von Versprechern besteht gerade darin, dass Wörter, die in einer bestimmten semantischen Relation zueinander stehen, vertauscht werden, wie z.B. in den Beispielen (35):

(35) (a) Die Abende sind schon kurz. (lang)
(b) Ohne diese Hilfe wären diese Erfolge gar nicht notwendig. (möglich)
(c) Ihm war kein Berg zu niedrig. (hoch)
(d) Gibst du mir bitte mal die Gabel. (Messer)

Im Unterschied zu den paradigmatischen semantischen Relationen gibt es bei den **syntagmatischen semantischen Relationen** in der Sprachwissenschaft keinen Konsens, sondern eine Vielfalt unterschiedlicher Begrifflichkeiten und Abgrenzungen. Im Wesentlichen geht es dabei um zwei Dinge: zum einen um das Phänomen, dass bestimmte Wörter, insbesondere Verben, festlegen, wie bestimmte andere Wörter bzw. Wortgruppen in einem Satz semantisch zu interpretieren sind, welche semantische Funktion diesen Wörtern bzw. Wortgruppen zukommt. So ordnet z.B. das Verb *schenken* – wie Satz (36) veranschaulicht – dem Subjekt die semantische Funktion ‚Handelnder' (‚Agens') zu, dem Dativobjekt die semantische Funktion ‚Empfänger' (‚Rezipient') und dem Akkusativobjekt die semantische Funktion des von der Handlung betroffenen Gegenstands:

(36) Paul schenkt seinem Vater ein Buch.

Demgegenüber ordnen Verben wie *besitzen*, *stammen*, *wissen* oder *enthalten* dem Subjekt andere semantische Funktionen als die eines Handelnden zu:

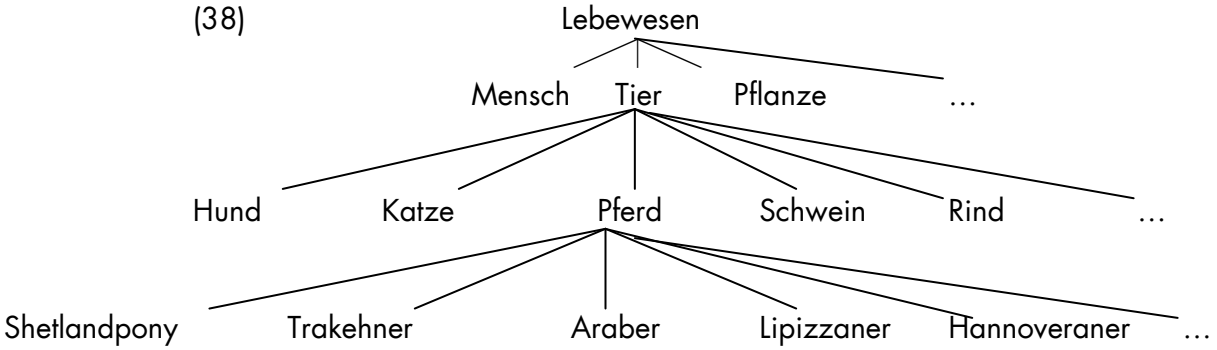
(37) (a) Sie besitzt eine große Bibliothek.
(b) Sie stammt aus Berlin.
(c) Sie weiß, ob Paul gekommen ist.
(d) Dieses Buch enthält viele Fehler.

Und auch das Dativobjekt erhält bei einem Verb wie *gehören* – um ein letztes Beispiel anzuführen – eine andere semantische Funktion als die des Empfängers. Statt von semantischen Funktionen spricht man in diesem Zusammenhang oft von **semantischen Rollen**; andere Bezeichnungen hierfür sind: thematische Rollen, thematische Relationen, Θ-Rollen, semantische Kasus.

Der zweite Komplex syntagmatischer semantischer Relationen hat es mit Beschränkungen hinsichtlich des Miteinandervorkommens von Wörtern in Sätzen (einschließlich erwartbaren Miteinandervorkommens von Wörtern) zu tun. So ist beispielsweise das Wort *blond* auf die Kombination mit *Haare* bzw. mit Personenbezeichnungen beschränkt, so bestehen Assoziationen zwischen Wörtern wie *Rabe* und *schwarz*, so gibt es Kombinationsbeschränkungen wie z.B. *Anordnungen treffen* vs. *Befehle erteilen* (nicht: **Anordnungen erteilen* und **Befehle treffen*), so impliziert ein Wort wie *anfassen* die Wortgruppe *mit der Hand*, und ein Verb wie *wiehern* legt fest, dass das Subjekt ein oder mehrere Pferde bezeichnen muss, und ein Verb wie *bellen*, dass das Subjekt ein oder mehrere Hunde bezeichnen muss, usw.
Wie die Beispiele zeigen, handelt es sich hier um z.T. sehr unterschiedliche Phänomene, und dementsprechend besteht in der Sprachwissenschaft auch alles andere als Einigkeit darüber, wie man mit diesen Beziehungen umgehen, wie man sie klassifizieren und wie man sie terminologisch bezeichnen soll. Ich beschränke mich an dieser Stelle darauf, einige häufiger verwendete Termini aufzulisten, mit denen verschiedene syntagmatische semantische Relationen bezeichnet werden, wobei diese Termini teilweise synonym sind, teilweise sich hinsichtlich ihres Bezugsbereichs überlappen, teilweise ganz unterschiedliche Beziehungen bezeichnen, und es auch nicht selten vorkommt, dass ein Ausdruck in unterschiedlichen theoretischen Ansätzen auch unterschiedlich definiert und verwendet wird: Kollokation, lexikalische Solidarität, wesenhafte Bedeutungsbeziehung, Kompatibilität, Fügewert, semantische Valenz, Selektionsbeschränkung, Sortenbeschränkung usw.

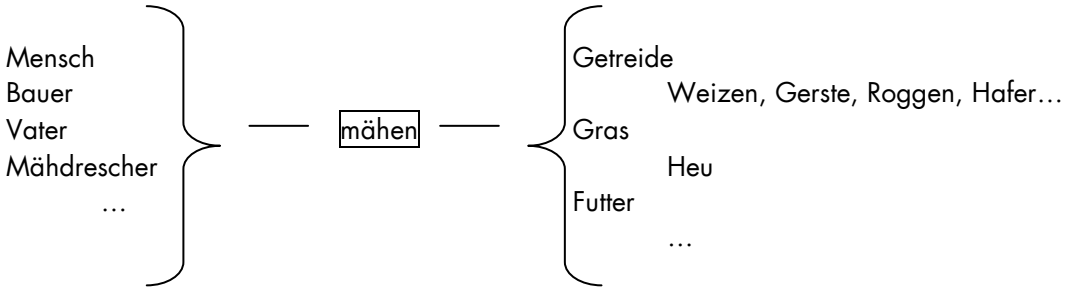
Zum Abschluss dieses Teilkapitels sei – wie schon angekündigt – zumindest angedeutet, wie sich auf der Basis semantischer Relationen bestimmte Strukturen im Wortschatz einer Sprache ergeben. Minimale Strukturen ergeben sich schon durch verschiedene Polaritätsbeziehungen wie bei *alt* und *jung*, *dick* und *dünn*, *kalt* und *warm*, *tot* und *lebendig*, *kaufen* und *verkaufen* usw. Etwas umfangreichere **Wortfelder** – wie man durch semantische Relationen strukturierte Mengen von Wörtern oft nennt – werden durch Kohyponyme eröffnet, wie z.B. *Frühling*, *Sommer*, *Herbst* und *Winter*, die zusammen das Wortfeld `Jahreszeiten` bilden oder *Hund*, *Katze*, *Pferd*, *Schwein*, *Rind*, die zusammen mit anderen Wörtern in der Beziehung der Hyponymie zu *Tier* stehen und das Wortfeld `Tier` bilden. An diesem Beispiel lassen sich auch weitergehende Strukturierungen im Wortschatz skizzieren – so ist *Tier* zusammen mit *Mensch*, *Pflanze* usw. hyponym zu *Lebewesen*; auf der anderen Seite ist *Pferd* das Hyperonym u.a. zu *Shetlandpony*, *Trakehner*, *Araber*, *Lipizzaner*, *Hannoveraner*, so dass sich eine komplexere Struktur, ein komplexeres Wortfeld wie in (38) ergibt, das durch die Beziehungen der Hyperonymie bzw. der Hyponymie und die Beziehung der Inkompatibilität konstituiert ist:

(38)



Ein Beispiel für eine sowohl durch paradigmatische als auch durch syntagmatische semantische Relationen bestimmte Wortschatzstruktur wäre ein – hier ausschnittweise angegebenes – **semantisches Netz** um das Wort *mähen*, das auf den Selektionsbeschränkungen für *mähen* sowie paradigmatischen semantischen Beziehungen zwischen den Wörtern beruht, die mit *mähen* zusammen vorkommen können:

(39)



Weitere Strukturierungen im Wortschatz gehen auf sog. Frames bzw. Scripts zurück – darunter versteht man Komplexe von enzyklopädischem Wissen, die mit einem bestimmten Konzept verbunden sind, z.B. `Küche` oder `Arztbesuch`. Aufgrund solcher um ein Konzept gelagerten Wissensbestände können – nicht semantisch, sondern konzeptuell motivierte – Beziehungen zwischen Wörtern etabliert werden; im Falle von `Küche' etwa zwischen *Herd*, *Ofen*, *Kühlschrank*, *Essen*, *Kochlöffel*, *Besteck*, *abspülen* usw.

3.5 Beschreibung von Bedeutungen

Zum Abschluss der Behandlung der Semantik in diesem Einführungsskript soll eine zentrale Frage – vielleicht sogar d i e zentrale Frage – der Semantik thematisiert werden: Wie beschreibt man eigentlich die Bedeutung eines Wortes?

Wenn jemand im Alltag z.B. nach der Bedeutung von *Rappe* gefragt wird, wird er wahrscheinlich antworten: ein Rappe ist ein schwarzes Pferd. Oder wenn er nach der Bedeutung von *hören* gefragt würde: akustisch wahrnehmen, und bei *neu* vielleicht: erst seit kurzem der Fall seiend. Bei *Schuh* wäre es etwas komplizierter, aber eine Beschreibung der Bedeutung könnte etwa so lauten: Fußbekleidung aus einer festen Sohle und einem Oberteil. In all diesen Fällen wird die Bedeutung eines Wortes dadurch beschrieben, dass ein synonymer sprachlicher Ausdruck genannt wird. Diese Art der Bedeutungsbeschreibung, die man **Paraphrase** nennt, folgt der klassischen, seit der Antike üblichen Form der **Definition**, bei der das genus proximum – der Oberbegriff – und die differentia specifica – das unterscheidende Merkmal – angegeben werden. Im Fall von *Rappe* etwa ist `Pferd` der Oberbegriff und `schwarz` das unterscheidende Merkmal, das *Rappe* z.B. von *Schimmel* unterscheidet, das den gleichen Oberbegriff – `Pferd` –, aber ein anderes unterscheidendes Merkmal – `weiß` – aufweist. Und sowohl beim Hören als auch beim Sehen geht es um Wahrnehmen – als Oberbegriff –, und zwar um akustisches bzw. optisches Wahrnehmen.

Die Art und Weise der Bedeutungsbeschreibung durch eine Paraphrase, wie ich sie hier an den Beispielen vorgeführt habe, lässt zwei grundlegende Eigenschaften von Bedeutungsbeschreibungen erkennen: Die Bedeutung kann letztlich immer nur durch die Angabe anderer sprachlicher Ausdrücke – deren Bedeutung nicht beschrieben, sondern vorausgesetzt wird – beschrieben werden; und – zweitens – die Bedeutungsbeschreibung, die

Sprachbeschreibung läuft am Ende auf eine Sachbeschreibung hinaus (und wird im Alltag in der Regel auch so gegeben) – angesichts der Überlegungen zum Bedeutungsbegriff in dieser Vorlesung, zum Verhältnis von sprachlichem und enzyklopädischem Wissen, zur lexikalischen Bedeutung als einem ausgezeichneten Teil des konzeptuellen Wissens kann dies nicht überraschen.
Da die sprachwissenschaftliche Bedeutungsbeschreibung im Grunde auf der Praxis des alltäglichen Paraphrasierens aufbaut, ist sie mit den gleichen Problemen konfrontiert; sie kann die Vorgehensweise jedoch präzisieren und methodisch reflektieren. Ein erster Schritt zur Präzisierung der Bedeutungsbeschreibung von *Rappe* könnte beispielsweise so aussehen: *Rappe* ist synonym mit *schwarzes Pferd*; und bei *hören* könnte die Bedeutungsbeschreibung so aussehen: *hören* ist synonym mit *akustisch wahrnehmen* usw.

Bei allen z.T. gravierenden Unterschieden zwischen den zahlreichen verschiedenen Modellen zur Beschreibung der Bedeutung von Wörtern kann man zwei grundsätzlich verschiedene Ansätze, zwei grundsätzlich verschiedene Vorgehensweisen unterscheiden: Der eine Ansatz geht davon aus, dass die Bedeutungen von Wörtern weiter analysiert werden können, dass sie in kleinere Bedeutungsbestandteile, in Bedeutungskomponenten zerlegbar sind, die auch Bestandteil der Bedeutung anderer Wörter sind. So kann man z.B. annehmen, dass die Bedeutung von *Frau* aus den drei Bedeutungskomponenten MENSCHLICH, WEIBLICH und ERWACHSEN besteht – man gibt die Bedeutungskomponenten normalerweise in Großbuchstaben an, um sie von den jeweiligen Wörtern zu unterscheiden –, die Bedeutung von *Mann* aus MENSCHLICH, NICHT-WEIBLICH und ERWACHSEN (um die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den Bedeutungen verschiedener Wörter besser zu erfassen, nimmt man weniger Komponenten an und gibt dann jeweils an, ob diese Komponente enthalten ist oder nicht). Die Bedeutung von *Mädchen* könnte dann angegeben werden als aus den Komponenten MENSCHLICH, WEIBLICH, NICHT-ERWACHSEN bestehend, die Bedeutung von *Junge* als bestehend aus MENSCHLICH, NICHT-WEIBLICH, NICHT-ERWACHSEN, die von *Erwachsener* aus MENSCHLICH und ERWACHSEN usw. Diesen Ansatz nennt man den **analytischen Ansatz** – da die lexikalische Bedeutung in Bedeutungskomponenten zerlegt, also analysiert wird – oder den Ansatz der lexikalischen Dekomposition – es geht bei diesem Ansatz ja um die Zerlegung der Bedeutung, die man als aus Komponenten aufgebaut, „komponiert" auffasst.

Das bekannteste analytische Beschreibungsmodell ist die **Merkmalssemantik**, die dem Paradigma der strukturalistischen Sprachwissenschaft entstammt – oft auch als Merkmalanalyse, Komponentenanalyse, Komponentialsemantik oder Semanalyse bezeichnet. Bei diesem Modell geht man davon aus, dass die lexikalischen Bedeutungen genau so in Bedeutungskomponenten, in Merkmale zu zerlegen sind, dass die Merkmale alle notwendigen Bedingungen dafür erfassen, dass ein Gegenstand unter diesen Begriff fällt – zur Extension dieses Wortes gehört – und dass die Merkmale zusammen hinreichend sind, d.h. diesen Begriff, die Bedeutung dieses Wortes eindeutig von der Bedeutung aller anderen Wörter abgrenzen. Im Falle des Beispiels *Frau* wären – ich wähle jetzt die übliche Schreibweise mit positiv und negativ spezifizierten Merkmalen, je nachdem, ob das Merkmal vorliegt oder nicht – die als Merkmale angegebenen notwendigen Bedingungen [+MENSCHLICH], [+WEIBLICH] und [+ERWACHSEN] zusammen hinreichend, um die Bedeutung von *Frau* gegenüber der Bedeutung von *Mann* abzugrenzen, die durch die Merkmale [+MENSCHLICH], [-WEIBLICH] und [+ERWACHSEN] gekennzeichnet wäre – die die notwendigen Bedingungen dafür zum Ausdruck bringen würden, dass ein Gegenstand, dass eine Person zur Extension von *Mann*

gehört. Hinreichend wären die jeweiligen Merkmalkombinationen dadurch, dass sie durch das im Fall von *Frau* positiv und im Fall von *Mann* negativ spezifizierte Merkmal [+WEIBLICH] die Bedeutung von *Frau* und *Mann* eindeutig gegeneinander abgrenzen würden. Im Fall von *Frau* und *Mädchen* würde dies durch das Merkmal [±ERWACHSEN] geleistet, das bei *Frau* positiv und bei *Mädchen* negativ spezifiziert wäre – die Bedeutung von *Mädche*n wäre in diesem Modell als Kombination der Merkmale [+MENSCHLICH], [+WEIBLICH] und [-ERWACHSEN] zu beschreiben. Wie diese Beispiele schon ansatzweise deutlich gemacht haben, geht man in der Merkmalssemantik so vor, dass man bedeutungsähnliche Wörter – z.B. Kohyponyme – betrachtet und untersucht, in welchen notwendigen Bedingungen sie sich unterscheiden, um zu bedeutungsunterscheidenden, sog. distinktiven Merkmalen zu kommen. Der Anspruch der Merkmalssemantik ist es, bezogen auf den gesamten Wortschatz zu einer begrenzten Liste von distinktiven semantischen Merkmalen zu kommen, mit denen die lexikalischen Bedeutungen aller Wörter als je verschiedene Bündel solcher Merkmale beschrieben werden können – teilweise geht der Anspruch allerdings noch darüber hinaus und richtet sich auf die universelle, d.h. auf alle Sprachen bezogene Gültigkeit der distinktiven semantischen Merkmale.

Der zweite Ansatz zur Beschreibung der Bedeutungen von Wörtern betrachtet die lexikalische Bedeutung von Wörtern als Ganzheit und versucht sie dementsprechend auch als Ganzheit zu beschreiben; dieser Ansatz wird deshalb als **holistischer Ansatz** bezeichnet. Unter den holistischen Beschreibungsmodellen ist sicherlich die auf Untersuchungen in der Psychologie zurückgehende **Prototypensemantik** der bekannteste und am weitesten verbreitete Vertreter. Nach Auffassung der Prototypensemantik verfügen wir über die Bedeutung von Wörtern als Ganzheiten in der Weise, dass wir mit dem jeweiligen Wort jeweils typische Vertreter, „beste Vertreter", sog. **Prototypen** verbinden und die Extension des Wortes über die Ähnlichkeit zu den Prototypen bestimmt wird. So wären beispielsweise im Falle von *Vogel* der Spatz oder die Amsel prototypische Vertreter – auf jeden Fall eher als die Ente oder der Pfau oder der Strauß oder der Pinguin –, im Falle von *Stuhl* wäre ein vierbeiniger Esstischstuhl ein Prototyp, weniger wohl ein Freischwinger oder ein gepolsterter Armlehnstuhl oder ein fünfbeiniger Schreibtischstuhl mit Rollen, und – um nicht nur Substantive als Beispiele heranzuziehen – wäre für das Adjektiv *weiß* der Prototyp am ehesten weißer Schnee, für *rot* rotes Blut usw. Was jeweils den oder die Prototypen ausmacht, ist kulturspezifisch, ist abhängig von Häufigkeiten, der gesellschaftlichen Relevanz eines Konzepts u.ä.
Die Beschreibung der Bedeutung eines Wortes erfolgt in diesem Rahmen durch die Angabe typischer, charakteristischer Eigenschaften der jeweiligen zentralen Vertreter, der jeweiligen Prototypen, wobei man unter den typischen, charakteristischen Eigenschaften die in einer Sprachgemeinschaft mit den Prototypen normalerweise verbundenen Eigenschaften meint, die wissenschaftlich gesehen u.U. den Gegenständen gar nicht zukommen – so gehört es z.B. zu den in unserer Sprachgemeinschaft Gold zugeordneten typischen Eigenschaften, dass es gelb ist – „goldgelb" –, obwohl chemisch reines Gold fast weiß ist (goldene Gegenstände sind wegen der Beimengung von Kupfer gelb). Die kollektiven Meinungen in Bezug auf die Beschaffenheit von Prototypen nennt man **Stereotypen**. Die Beschreibung des Stereotyps von *Vogel*, also der mit prototypischen Vögeln verbundenen charakteristischen Eigenschaften würde z.B. umfassen, dass sie Federn haben, dass sie Flügel und einen Schnabel haben, dass sie fliegen können, dass sie singen können, dass die Jungen aus Eiern schlüpfen. Für *Stuhl* könnte man als typische Eigenschaften etwa angeben, dass sie Sitzmöbel sind, dass sie vier Beine haben, dass sie aus Holz sind, dass sie eine Rückenlehne haben. Und ob ein Gegenstand dann unter diesen Begriff fallen würde, d.h. zur Extension dieses Wortes gehören würde, hinge dann davon ab, ob und inwieweit er die charakteristischen Eigenschaften der

prototypischen Vertreter aufweisen würde, wie ähnlich er den Prototypen wäre. Dabei könnten diese Eigenschaften durchaus auch unterschiedlich sein hinsichtlich ihrer Relevanz für die Zuordnung eines Gegenstandes zur Extension des jeweiligen Wortes. Nach Auffassung der Prototypensemantik verfügen wir also in der Weise über die Bedeutungen von Wörtern, dass wir die charakteristischen Eigenschaften prototypischer Vertreter kennen, die zur Extension des jeweiligen Wortes gehören. Auch diese Eigenschaften kann man – wie in der Merkmalssemantik – durch Merkmale angeben; die entscheidenden Unterschiede sind jedoch die, dass es zum einen keine notwendigen Merkmale sind, sondern Prototypen in einer Sprachgemeinschaft konventionell zugeordnete charakteristische Eigenschaften, und zum andern, dass die Angabe von Eigenschaften in der Prototypensemantik nicht so aufzufassen ist, dass es Bedeutungskomponenten seien, aus denen die lexikalische Bedeutung zusammengesetzt ist, sondern dass es nur um die Erläuterung, die Beschreibung von Prototypen geht.

In der heutigen linguistischen Semantikforschung gilt der holistische Ansatz häufig als der überlegene Ansatz. Dabei konzentriert man sich allerdings in der Regel auf die strukturalistische Merkmalssemantik, die in der Tat deutliche Mängel aufweist – so kann sie die in 3.3 erläuterte Vagheit der Bedeutung vieler Wörter nicht erfassen, da es sehr oft keine notwendigen (und zusammen hinreichenden) Bedingungen gibt, so kann sie die Bedeutungen von Abstrakta wie *Freiheit*, *Liebe* oder *Demokratie* oder von Farbadjektiven wie *blau*, *grün* oder *rot* nicht angemessen erfassen, so ist die Beschreibung auf binäre Merkmale (wie z.B. [±WEIBLICH]) oft zu eng. Es ist auch nicht annähernd gelungen, ein endliches Inventar, eine endliche Liste von semantischen Merkmalen zu erstellen, durch das sich die Bedeutungen der einzelnen lexikalischen Einheiten umfassend beschreiben ließen, und auch der Status der semantischen Merkmale ist alles andere als unproblematisch. Auf der anderen Seite darf man nicht übersehen, dass der analytische Ansatz in einigen Wortschatzbereichen durchaus leistungsfähig ist, dass es mit seiner Hilfe z.B. möglich ist, Zusammenhänge und Unterschiede bedeutungsverwandter Wörter zu erfassen und auf diese Weise einen wichtigen Beitrag zur Beschreibung von Wortfeldern zu leisten. Und die im vorangehenden Teil erwähnte syntagmatische semantische Relation der Unverträglichkeit/Selektionsbeschränkung/usw. lässt sich gut über die Unverträglichkeit semantischer Merkmale darstellen. Außerdem ist die strukturalistische Merkmalssemantik nicht das einzige analytische Beschreibungsmodell; gerade in der neueren Semantikforschung gibt es avancierte theoretische Konzepte der lexikalischen Dekomposition, die hier aber wegen ihres Schwierigkeitsgrades nicht einmal angedeutet werden sollen.

Im Rahmen des holistischen Ansatzes ist die Prototypensemantik auch nicht das einzige Modell – genannt sei nur die fälschlicherweise oft mit der Prototypensemantik gleichgesetzte, zwar mit ihr verwandte, aber doch deutlich verschiedene **Stereotypensemantik**. Und auch für den holistischen Ansatz gilt, dass er nicht alle Wortschatzbereiche angemessen erfassen kann – nicht nur bei Präpositionen, Konjunktionen oder Adverbien ist auch seine Leistungsfähigkeit begrenzt. Welches Instrumentariums man sich bei der Beschreibung der Bedeutungen von Wörtern bedient, ist zum großen Teil also auch davon abhängig, mit welchen Bereichen des Wortschatzes, mit welchen Wortarten bzw. Subklassen von Wortarten man es zu tun hat.

Literaturhinweise

Einen ersten knappen Eindruck von Fragestellungen, Gegenständen und Relevanz der Semantik geben (36), S. 13-20, sowie der Artikel „Semantik" in (6). Nähere Ausführungen zu den in 3.1.1behandelten Begriffen finden sich in (23), S. 14-21, sowie in (22), S. 157-159; die Unterscheidung Satzbedeutung – Äußerungsbedeutung – kommunikativer Sinn wird u.a. in (23), S. 4-13, (36), S. 28-32, und (26), S. 64-66, behandelt. Zum Bedeutungsbegriff sei auf (23), S. 23-27, (27), S. 170-174, (36), S. 22-28, sowie (12), S. 75-79, verwiesen, zum Unterschied von Intension und Extension auf (27), S. 177-180, zur Problematik des Konnotationsbegriffs auf (23), S. 36-50, zur Unterscheidung von Semasiologie und Onomasiologie auf (12), S. 64-66. Eine Reihe verschiedener Begriffe und Aspekte der lexikalischen Semantik werden auch in (35), S. 121-160, thematisiert.
Weitere Ausführungen zum Thema „Mehrdeutigkeit" finden sich in (23), S. 53-78, und (35), S. 160-170.
Die paradigmatischen semantischen Relationen sind u.a. Gegenstand in (23), S. 116-135, (27), S. 182-185, (36), S. 53-59, (22), S. 160-163, 169-172, die semantischen Relationen zwischen Sätzen in (36), S. 119-127, darüber hinaus auch die syntagmatischen semantischen Relationen in (35), S. 196-218, und (12), S. 83-90, nur syntagmatische semantische Relationen in (36), S. 69-74. Wortfelder werden u.a. in (36), S. 60-62, (35), S. 216-217, und (12), S. 94-96, behandelt.
An Literatur zum Thema „Beschreibung von Bedeutungen" sei auf (22), S. 154-157, 163-177, (35), S. 170-174, (36), S. 37-53, (27), S. 186-192, sowie (23), S. 201-226 und 259-272, hingewiesen.

4. Syntax

4.1 Einleitende Bemerkungen

Jeder Sprecher einer Sprache weiß, dass die Wörter seiner Sprache nicht auf beliebige Weise miteinander verbunden werden können, sondern dass es dafür bestimmte Regeln gibt. So weiß z.B. jeder Sprecher des Deutschen, dass die folgenden Sätze im Deutschen so nicht möglich sind, dass sie nicht korrekt gebildet sind:

(1) (a) *Ich gestern ein neues Fahrrad habe gekauft.
(b) *Sie heute die gestrige Zeitung hat gelesen.
(2) (a) *Ich habe gestern einen neuem Fahrrad gekauft.
(b) *Ich habe gestern diese ausgezeichneter Roman gekauft.
(3) (a) *Mein heute Fahrrad ist grün.
(b) *Die Vorstellung Fahrrad drei Stunden.
(4) (a) *Neue Fahrrad ist grün.
(b) *Sie fährt mit Straßenbahn.
(5) (a) *Ich habe gestern einem neuen Fahrrad gekauft.
(b) *Ich habe gestern ein neues Fahrrad vertraut.

Diese Regularitäten, die der Bildung korrekter Sätze einer Sprache zugrundeliegen, die bestimmen, auf welche Art und Weise die Wörter „richtig" miteinander kombiniert werden können, stellen den Gegenstand der Syntax dar. Dementsprechend nennt man den Teil des – unbewussten – sprachlichen Wissens, der in der Kenntnis dieser Regularitäten besteht, das syntaktische Wissen der Sprecher einer Sprache. Dass dieses Wissen nicht reiner Selbstzweck ist – dass man eben korrekte Sätze einer Sprache bilden kann –, haben die beiden Vorlesungen zur Semantik gezeigt: Nach dem Kompositionalitätsprinzip ist der syntaktische Aufbau, ist die syntaktische Struktur von Sätzen essentiell für jegliche sprachliche Kommunikation.

Was es mit diesen Regularitäten genauer auf sich hat, welcher Art die syntaktischen Regularitäten sind und worauf sie letztlich beruhen – dies soll im Folgenden etwas genauer erläutert werden. Zuvor soll aber – in Teilkapitel 4.2.1 – die nicht unproblematische Redeweise von „korrekten", von „korrekt gebildeten" Sätzen noch einmal aufgegriffen und terminologisch präzisiert werden, um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen. In Teilkapitel 4.2.3 geht es dann um komplexe Sätze, also Sätze, die selbst wieder Sätze als Teile enthalten; in 4.3 schließlich werden drei wichtige syntaktische Beschreibungsmodelle vorgestellt.

4.2 Grundbegriffe

4.2.1 Grammatikalität

Wenn ich bisher im Zusammenhang mit der Syntax von korrekten, von korrekt gebildeten Sätzen gesprochen habe, so habe ich damit etwas anderes, etwas Engeres, etwas Spezifischeres gemeint, als man sich im Alltag darunter vorstellt bzw. vorstellen könnte: Mit Sätzen wie den folgenden konfrontiert, würden die meisten Sprecher des Deutschen wohl in allen Fällen sagen, dass es sich um nicht korrekte Sätze, in vielen Fällen wohl auch um nicht korrekt gebildete Sätze, um „falsche" Sätze handelt:

(6) Farblose grüne Ideen schlafen wild.
(7) Dieser Stein lacht schon wieder.
(8) Mein Nachbar trinkt jeden Tag zwei Liter Benzin.
(9) Fritz kann sehr gut runde Quadrate zeichnen.
(10) Junggesellen sind oft verheiratet.
(11) Fische können sprechen.
(12) Hamburg ist die größte Stadt der Bundesrepublik.
(13) Fritz gestern kam spät zu.
(14) Rote das Auto gehört Nachbar meinem.
(15) Anna war Tag im Kino.
(16) Sie ist diese Angelegenheit überdrüssig.
(17) Er schreibt seiner immer noch geliebte Freundinnen.
(18) Er schlafte letzte Nacht schlecht.
(19) Sie liest gerne Kriminalromaner.

Zweifellos sind alle diese Sätze in irgendeiner Weise nicht korrekt, ist irgend etwas nicht in Ordnung mit ihnen. (6) und (7) sind insofern "nicht korrekt", als sie in gewisser Weise sinnlos, begrifflich abweichend sind – zumindest was ihre wörtliche Bedeutung betrifft; metaphorisch ist zumindest (7) ohne weiteres verwendbar. (8) ist deshalb nicht korrekt, weil mit diesem Satz etwas Unmögliches zum Ausdruck gebracht wird, und (9) und (10) sind offensichtlich widersprüchlich, während sich die Nicht-Korrektheit, die Falschheit von (11) und (12) nur auf die fehlende Übereinstimmung mit der realen Welt bezieht – (11) und (12) unterscheiden sich aber darin, dass (12) nicht an sich falsch ist, sondern nur bestimmte Äußerungen dieses Satzes zu bestimmten Zeitpunkten – beispielsweise auch zum jetzigen Zeitpunkt – falsch sind, während (11) "zeitlos" falsch ist – irgendwelche gentechnologischen Manipulationen einmal außer Acht gelassen. Man kann also schon an diesen Beispielen sehen, dass für die Beurteilung eines Satzes als nicht korrekt, als falsch ziemlich unterschiedliche Gründe eine Rolle spielen können, zumal *falsch, nicht korrekt* in diesem Zusammenhang in zwei verschiedenen Bedeutungen verwendet werden – einmal im Sinne von 'abweichend', einmal im Sinne von 'nicht wahr', 'nicht zutreffend'.

Bei allen Unterschieden im Einzelnen bilden (6) – (12) aber dennoch eine Gruppe, die sich deutlich von den Sätzen (13) – (19) abhebt, denn das "Falsche", das „Nicht-Korrekte“ hat in all diesen Fällen nichts mit dem Deutschen, mit den Regeln des Deutschen zu tun – das, was an ihnen falsch, nicht korrekt, nicht in Ordnung ist, ist dies unabhängig von einer bestimmten Sprache. Demgegenüber handelt es sich bei den Sätzen (13) – (19) ausnahmslos um Sätze, bei denen gegen Regeln des Deutschen verstoßen wird, um Sätze, die im Hinblick auf die Regeln des Deutschen nicht korrekt gebildet sind.
Um solche Fälle von Fällen wie (6) – (12) klar unterscheiden zu können, spricht man in der Sprachwissenschaft bei Sätzen wie (13) – (19) von **ungrammatischen Sätzen** und dementsprechend bei Sätzen, bei denen nicht gegen die Regeln einer Sprache verstoßen wird, bei Sätzen, die im Hinblick auf die Regeln einer Sprache korrekt gebildet sind, von **grammatischen Sätzen**. Insofern sind die Sätze (6) – (12) ausnahmslos grammatische Sätze des Deutschen, denn gegen die Regeln des Deutschen wird bei keinem dieser Sätze verstoßen.

Sozusagen in Parenthese sei angemerkt, dass sich der Begriff **Grammatikalität** nicht nur auf die Syntax, sondern auch auf die Morphologie beziehen kann, wie die Sätze (18) und

(19) belegen – nur die Sätze (13) – (17) sind aus syntaktischen Gründen ungrammatisch, bei den Sätzen (18) und (19) liegen Verstöße gegen morphologische Regeln, gegen Regeln der Formenbildung vor – *schlafte* statt *schlief*, *Kriminalromaner* statt *Kriminalromane*.

Von der Grammatikalität zu unterscheiden ist die **Akzeptabilität** von Sätzen bzw. von Äußerungen von Sätzen. Sätze bzw. Äußerungen von Sätzen können aus verschiedenen Gründen als akzeptabel bzw. nicht akzeptabel angesehen werden, wobei die Grammatikalität bzw. die fehlende Grammatikalität nur ein Faktor ist, der die Akzeptabilität bestimmt. Bezogen auf die Beispiele (6) – (19) könnte man sagen, dass alle Sätze – vielleicht mit Ausnahme von (11) und (12) – nicht akzeptabel sind; nicht grammatisch sind aber nur (13) – (19); bei (6) – (10) hat die fehlende Akzeptabilität andere Gründe. Der Unterschied zwischen Grammatikalität und Akzeptabilität ist auch daran zu erkennen, dass es durchaus Sätze gibt, die grammatisch, d.h. den Regeln einer Sprache entsprechend gebildet sind, die viele Sprecher aber wohl als nicht akzeptabel bezeichnen würden – so etwa zu lange oder zu verschachtelte Sätze wie z.B. (20) oder (21):

(20) Der Mann, der das Buch, das ihm der Nachbar, den er gestern auf der Straße, die an ihrem Haus vorbeiführt, getroffen hat, empfohlen hat, gekauft hat, findet es langweilig.
(21) Der Mann, der das Buch gekauft hat, das ihm der Nachbar empfohlen hat, den er gestern auf der Straße getroffen hat, die an ihrem Haus vorbeiführt, findet es langweilig.

Die Rede von im Hinblick auf die Regeln einer Sprache korrekt bzw. nicht korrekt gebildeten Sätzen ist aber auch noch in einer anderen Hinsicht missverständlich – und insofern ist die bisher gegebene Erläuterung des Begriffs ‚Grammatikalität' noch nicht ausreichend. Denn diese Redeweise könnte auch so verstanden werden, dass es hier um normative Festlegungen, um präskriptive Urteile, um – bezogen auf das Deutsche – Vorschriften, „Regeln" für gutes, für „richtiges" Deutsch gehe: Dies ist mit dem Begriff ‚Grammatikalität' aber überhaupt nicht gemeint, wie ja auch – ich erinnere an meine Bemerkung in 2.3 zu den allgemeinen sprachtheoretischen Grundlagen – „Regel" in diesem Zusammenhang nicht im Sinne einer Vorschrift, einer Norm zu verstehen ist, sondern im Sinne einer beobachtbaren Regularität des Sprachgebrauchs, im Sinne einer Regel bzw. von Regeln, über die die Sprecher einer Sprache verfügen. „Im Hinblick auf die Regeln einer Sprache korrekt bzw. korrekt gebildet" heißt bezogen auf den Begriff ‚Grammatikalität' also nichts anderes als „in Übereinstimmung mit den Regeln einer Sprache gebildet".
Dementsprechend sind auch normativ diskriminierte, von Sprachkritikern und Sprachpflegern oft als schlechtes, falsches, nicht korrektes Deutsch bezeichnete Sätze wie etwa (22) – (24) keineswegs als ungrammatisch, sondern als grammatisch zu klassifizieren, da sie im allgemeinen Sprachgebrauch durchaus üblich sind:

(22) Sie braucht morgen nicht kommen.
(23) Er ist wegen dem Unfall zu spät gekommen.
(24) Er hat endlich das Buch geschenkt bekommen.

Nicht immer ist die Grenze zwischen grammatisch und ungrammatisch eindeutig zu ziehen, d.h. es gibt eine Grauzone, in der eindeutige Urteile nicht möglich sind und eher von Graden der Grammatikalität gesprochen werden muss – ich denke hier an Sätze wie (25) – (28):

(25) Kommen sehen haben ihn nur wenige.
(26) Sind Hans oder seine Eltern zu sprechen?
(27) Hans vereinbarte mit Emma, einander zu verlassen.
(28) Karl ist entsetzt, weil dieses Buch zu lesen der Professor glaubt den Studenten empfehlen zu müssen.

Ein weiteres Problem im Zusammenhang mit dem Begriff der Grammatikalität – das hier nur angesprochen, aber nicht weiter vertieft werden soll – ist die Tatsache, dass die Sprecher einer Sprache durchaus nicht immer in ihren Grammatikalitätsbewertungen übereinstimmen. Am Sinn und der Berechtigung des Begriffs ‚Grammatikalität', der für die sprachwissenschaftliche Arbeit – nicht nur im Bereich der Syntax – von grundlegender Bedeutung ist, ändert dies jedoch nichts.

Möglicherweise sind einige von Ihnen irritiert, dass ich bisher immer von der Grammatikalität von Sätzen, von grammatischen und ungrammatischen Sätzen gesprochen habe, ohne auch nur einmal zu sagen, was ein Satz eigentlich ist, ohne ‚Satz' als zentralen Begriff der Syntax zu definieren. Dies war keine Nachlässigkeit, keine Schludrigkeit, sondern hat Gründe: Der Aufgabe, den Begriff ‚Satz' zu definieren, haben sich Generationen von Sprachwissenschaftlern unterzogen, ohne allerdings zu einem befriedigenden, zudem noch allgemein akzeptierten Ergebnis zu kommen. Dies ist auch nicht erstaunlich, denn um eine angemessene Definition von ‚Satz' geben zu können, müsste man eigentlich schon genauer untersucht haben, was die Erscheinungen, die potentiell unter diesen Begriff fallen, an relevanten Eigenschaften aufweisen und welche dieser Erscheinungen sinnvollerweise zu einer Klasse ‚Satz' zusammenzufassen sind. Aus diesem Grund wählt man in der Sprachwissenschaft heute eher den umgekehrten Weg: eine Definition, eine Explikation des Begriffs ‚Satz' steht nicht am Anfang, sondern am Ende der Untersuchung. M.a.W.: Man geht von einem intuitiven Vorverständnis von ‚Satz' aus und liefert mit der syntaktischen Beschreibung, d.h. der Beschreibung der den untersuchten Gebilden zugrunde liegenden Kombinationsregularitäten gleichzeitig eine Explikation des Begriffes ‚Satz'. Maßstab für die Angemessenheit einer Explikation ist dabei nur, ob diese Definition zu einer angemessenen syntaktischen Beschreibung führt, d.h. der Erfolg einer Theorie, die mit ihr arbeitet. Das intuitive Vorverständnis, das viele Sprachwissenschaftler leitet, kann in etwa so umschrieben werden, dass Sätze die größten Einheiten sind, deren Struktur durch die Beschreibung grammatischer Regularitäten zu erfassen ist. Für die Praxis bedeutet dies, dass man es dann mit Einheiten zu tun hat, die größer sind als Sätze, wenn deren Struktur nur mit Hilfe andersartiger als grammatischer Regeln zu erfassen ist, wenn dort andere als grammatische, als syntaktische Beziehungen relevant sind. Was mit grammatischen bzw. syntaktischen Beziehungen genauer gemeint ist, wird nun im folgenden Abschnitt erläutert werden.

4.2.2 Syntaktische Beziehungen

Welcher Art sind die syntaktischen Regularitäten und worauf beruhen sie letztlich? Dies sind die Fragen, um die es nun geht. Anhand einer Reihe von Beispielen möchte ich zeigen, dass die syntaktischen Regularitäten von unterschiedlicher Art sind, genauer: dass diese Regularitäten auf unterschiedliche Arten der Kombination, auf unterschiedliche syntaktische Beziehungen Bezug nehmen.
Die offenkundigste syntaktische Beziehung lässt sich an den folgenden Beispielen erkennen:

(29) (a) Der neue Nachbar gab Karl zögernd das Buch.
(b) Karl gab der neue Nachbar zögernd das Buch.
(c) Der neue Nachbar gab Karl das Buch zögernd.
(d) Zögernd gab der neue Nachbar Karl das Buch.
(e) *Der neue Nachbar zögernd gab Karl das Buch.
(f) *Gab zögernd Karl der neue Nachbar das Buch.
(g) *Der Nachbar neue gab Karl zögernd Buch das.
(h) *Der Nachbar das Karl Buch zögernd gab neue.

Wörter können – trivialerweise – natürlich nie gleichzeitig, sondern immer nur nacheinander in einem Satz vorkommen: Zwischen den Wörtern eines Satzes besteht also eine Vor- und Nach-Beziehung, die man als **Linearität** bezeichnet. Dementsprechend kommt jedem Satz eine **lineare Struktu**r zu, d.h. jeder Satz weist eine bestimmte Abfolge der in ihm vorkommenden Wörter auf. Aber Wörter – und insofern gehen auf die Beziehung der Linearität wichtige syntaktische Regularitäten zurück – können nicht in beliebiger Reihenfolge auftreten, in jeder Sprache gibt es bestimmte Beschränkungen hinsichtlich der linearen Abfolge der in einem Satz vorkommenden Wörter. Und genau darin – im Verstoß gegen solche für das Deutsche geltenden Regularitäten der linearen Abfolge – ist die Abweichung, die fehlende Grammatikalität der Sätze in (29) – wie übrigens auch der Sätze (1) (a) und (1) (b) – begründet.

Dass Sätze aber nicht einfach Aneinanderreihungen von Wörtern sind, machen die folgenden Beispiele klar:

(30) (a) Karl machte das Fenster zu.
(b) Ich möchte den Politiker sehen, der das zugeben würde.
(c) Milch habe ich keine getrunken.
(d) Geld hat er genug.

Jeder Sprecher des Deutschen würde im Falle von (30) (a) wohl sagen, dass *machte* und *zu* enger zusammengehören als *machte* und *Karl* bzw. dass *das* und *Fenster* enger zusammengehören als *zu* und *Fenster*, obwohl dies jeweils die direkt benachbarten Wörter sind. Und bei (30) (b) ist für jeden Sprecher des Deutschen unmittelbar einsichtig, dass *den Politiker* und *der das zugeben würde* zusammengehören und durch *sehen* in gewisser Weise voneinander getrennt sind. Bei (30) (c) haben wir es gleich mit zwei solchen Phänomenen zu tun: hier empfindet wohl jeder die nicht nebeneinander stehenden Wörter *keine* und *Milch* bzw. *habe* und *getrunken* als eng zusammengehörig, als Einheit. Und dass sich dies bei *Geld* und *genug* in (30) (d) ebenso verhält, braucht nicht eigens betont zu werden.

Fazit dieser Überlegungen ist, dass es zwischen Wörtern nicht nur lineare, sondern auch **hierarchische Beziehungen** gibt, d.h., dass Wörter nicht gleichberechtigt nebeneinander stehen, sondern mehr oder weniger eng zusammengehören, Gruppen bilden. Dementsprechend weisen Sätze also nicht nur eine lineare, sondern auch eine **hierarchische Struktur** auf.

Nur auf diese Weise sind im Übrigen auch die syntaktisch begründeten Mehrdeutigkeiten von Sätzen wie den in 3.3 angeführten Sätzen (31) und (32) zu erklären (dort die Beispielsätze (12) und (13)):

(31) Glaubst du, dass die Leute aus Dresden kommen?
(32) Die Nachricht störte diese Woche.

In allen Fällen von syntaktischer Mehrdeutigkeit handelt es sich jeweils nicht um einen, sondern um zwei Sätze, die zwar jeweils die gleiche lineare Struktur, aber unterschiedliche hierarchische Strukturen aufweisen – die einzelnen Wörter gruppieren sich jeweils auf unterschiedliche Weise.

Das Vorhandensein einer hierarchischen Struktur ist im Grunde auch schon bei den Beispielen für die lineare Strukturierung zu erkennen, denn die Beschränkungen für die lineare Abfolge, gegen die bei den ungrammatischen Sätzen (29) verstoßen wurde, beziehen sich nicht nur auf Wörter, sondern auch auf Gruppen von Wörtern. So sind etwa – wie (29) (h) zeigt – *der neue Nachbar* und *das Buch* nur als Ganzes zu verschieben, und auch für Wortgruppen – nicht nur für Sätze – gibt es Beschränkungen in Bezug auf die Abfolge der Wörter innerhalb der Wortgruppe: die fehlende Grammatikalität von Satz (29) (g) ist darauf zurückzuführen, dass *neue* nur zwischen *der* und *Nachbar* – aber nicht nach *Nachbar* – und dass *das* nur vor, aber nicht nach *Buch* stehen kann.
Die Zusammengehörigkeit von Wörtern zu Wortgruppen – das Vorliegen hierarchischer Beziehungen – lässt sich aber nicht nur an der Verschiebbarkeit – bzw. Nicht-Verschiebbarkeit – von einzelnen oder mehreren Wörtern zeigen, sondern auch auf andere Weise(n). Dies möchte ich an einem Beispiel vorführen, dem Satz (33):

(33) Der neue Nachbar las den Beitrag nach dem Abendessen.

Wenn ich das Kriterium der **Verschiebbarkeit** anwende, lassen sich drei Gruppen enger zusammengehörender Wörter ermitteln – *der neue Nachbar*, *den Beitrag* und *nach dem Abendessen* – die zusammen mit *las* den Satz (33) bilden:

(34) (a) Den Beitrag las der neue Nachbar nach dem Abendessen.
(b) Nach dem Abendessen las der neue Nachbar den Beitrag.
(c) Der neue Nachbar las nach dem Abendessen den Beitrag.
(d) Las der neue Nachbar den Beitrag nach dem Abendessen?
(e) *Der neue las Nachbar den Beitrag nach dem Abendessen.
(f) *Dem Abendessen las der neue Nachbar den Beitrag nach.
usw.

Dieses Ergebnis wird bestätigt, wenn wir die Zusammengehörigkeit von Wörtern zu Wortgruppen dadurch testen, ob eine Folge von Wörtern durch ein einzelnes Wort ersetzt werden kann:

(35) Fritz hörte Musik gestern.

Hier ersetzt *Fritz* die Wortfolge *der neue Nachbar*, *hörte* das Wort *las*, *Musik* die Wortfolge *den Beitrag* und *gestern* schließlich *nach dem Abendessen*. Der **Ersetzungstest** zeigt darüber hinaus aber, dass der Satz (33) noch stärker hierarchisch strukturiert ist, als es der Verschiebetest erkennen lässt. Denn außer *der neue Nachbar*, *den Beitrag* und *nach dem Abendessen* sind noch weitere Wortgruppen durch einzelne Wörter ersetzbar, wie die Sätze (36) belegen:

(36) (a) Der neue Nachbar **kommt**.
(b) Der neue Nachbar **kommt** nach dem Abendessen.
(c) Der **Freund** las den Beitrag nach dem Abendessen.
(d) Der neue Nachbar las den Beitrag nach **Mitternacht**.

Hier ersetzt *kommt* in (36) (a) die Wortfolge *las den Beitrag nach dem Abendessen*, *kommt* in (36) (b) die Wortfolge *las den Beitrag*, *Freund* in (36) (c) die Wortfolge *neue Nachbar* und *Mitternacht* in (36) (d) die Wortfolge *dem Abendessen*, so dass sich insgesamt die unter (37) genannten Wortgruppen sowie die unter (38) aufgeführten Wörter als Teile des Satzes (33) ergeben:

(37) *der neue Nachbar*, *las den Beitrag nach dem Abendessen*, *neue Nachbar*, *las den Beitrag*, *nach dem Abendessen*, *den Beitrag*, *dem Abendessen*
(38) *der*, *neue*, *Nachbar*, *las*, *den*, *Beitrag*, *nach*, *dem*, *Abendessen*

Demgegenüber sind z.B. *las den* oder *Beitrag nach* keine Wortgruppen, keine Folgen enger zusammengehöriger Wörter, denn diese Wortfolgen sind nicht durch ein einzelnes Wort ersetzbar. Wohl aber wäre z.B. *der neue Nachbar las* durch ein einzelnes Wort ersetzbar – etwa *lies* –, und das Ergebnis wäre ein grammatischer Satz:

(39) Lies den Beitrag nach dem Abendessen.

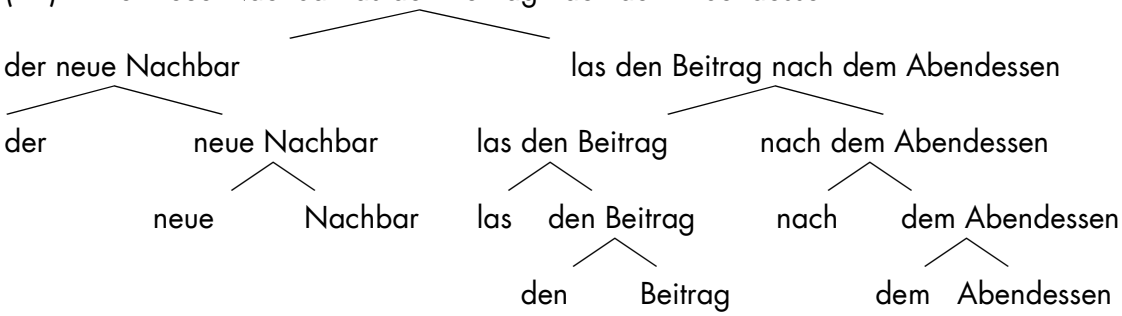
Allerdings ist nicht jede Ersetzungsmöglichkeit syntaktisch gleich sinnvoll, und die Annahme einer Wortgruppe *der neue Nachbar las* kommt schon mit der Intuition im Hinblick auf die hierarchische Struktur des Satzes (33) in Konflikt. Diese Intuition wird bestätigt, wenn man die Zusammengehörigkeit von Wortgruppen mit weiteren Tests überprüft. Einer dieser Test – der **Pronominalisierungstest** (**Proformentest**) – besteht darin, festzustellen, ob sich Wortfolgen durch ein Pronomen oder eine sog. Proform – ein relativ inhaltsleeres Wort wie z.B. *hier*, *dann* u.ä. – ersetzen lassen. Ein anderer – verwandter – Test besteht darin, zu überprüfen, ob sich Wortfolgen erfragen lassen; diesen Test nennt man dementsprechend den **Fragetest**. Die Anwendung dieser Tests ergibt ein Ergebnis wie in (37) und (38) zusammengefasst, während *der neue Nachbar las* auch nach diesen Tests keine zusammengehörige Wortgruppe darstellt:

(40) (a) **Er** las den Beitrag nach dem Abendessen.
(b) Er **tat es**.
(c) Er **tat es** nach dem Abendessen.
(d) Er las **ihn** nach dem Abendessen.
(e) Er las ihn **dann**.
(41) (a) **Wer** las den Beitrag nach dem Abendessen? – **der neue Nachbar**
(b) **Was tat** er? – (Er) **las den Beitrag nach dem Abendessen**
(c) **Was tat** er **nach dem Abendessen**? – (Er) **las den Beitrag**

(d) **Was** las er nach dem Abendessen? – **den Beitrag**
(e) **Wann** las er den Beitrag? – **nach dem Abendessen**

Die auf diese Weise ermittelte hierarchische Struktur des Satzes (33) und damit die Wortgruppen dieses Satzes, die teilweise wieder Teile größerer Wortgruppen sind, lassen sich – unter Einbezug der einzelnen Wörter – auch graphisch darstellen:

(42) Der neue Nachbar las den Beitrag nach dem Abendessen



Den auf diese Weise graphisch dargestellten hierarchischen Aufbau von Sätzen nennt man **Konstitution** und die jeweils zwischen den größeren Einheiten und ihren Bestandteilen bestehende hierarchische Beziehung **Konstituenz**. So liegt etwa zwischen *der neue Nachbar* einerseits und *der* und *neue Nachbar* andererseits diese Beziehung der Konstituenz vor, da – dies hat (36) (c) gezeigt – *neue Nachbar* deshalb als zusammengehörige Wortfolge, als Wortgruppe verstanden werden kann, weil sie durch ein einziges Wort – z.B. *Freund* – ersetzt werden kann: *der neue Nachbar* konstituiert sich also aus *der* einerseits und *neue Nachbar* andererseits, was nichts anderes bedeutet als: *der neue Nachbar* besteht aus *der* einerseits und *neue Nachbar* andererseits. In der anderen Richtung formuliert kann man bei der Beziehung der Konstituenz sagen, dass *der* und *neue Nachbar* Teile von *der neue Nachbar* sind. Die Beziehung der Konstituenz ist also in der einen Richtung eine
´besteht aus`-Beziehung, in der anderen Richtung eine ´Teil von`-Beziehung. Die Wörter und Wortgruppen, die in dieser Beziehung zueinander stehen, nennt man entsprechend **Konstituenten**. Sowohl die Wortgruppen in (37) als auch die Wörter in (38) – als auch der ganze Satz – sind demnach Konstituenten des Satzes (33). Die durch die Konstituenzbeziehungen etablierte Struktur – wie sie in (42) zum Ausdruck kommt – nennt man **Konstituentenstruktur** und eine graphische Darstellung wie (42) **Konstituentenstrukturbaum**.
Ermittelt werden kann die Konstituentenstruktur eines Satzes – wie ich dies schon vorgeführt habe – durch Tests, die – entsprechend der gerade eingeführten Terminologie – als **Konstituententests** bezeichnet werden und die hier noch einmal zusammengefasst werden sollen; allerdings muss man sich darüber im Klaren sein, dass diese Tests eine gewisse Flexibilität erfordern, da sie nur heuristische Funktion haben, also Verfahren zur Stützung der Intuition, Verfahren zur Auffindung von Zusammenhängen sind. Entscheidend ist letzten Endes, ob eine bestimmte Strukturierung eines Satzes bzw. von Sätzen der Erfassung syntaktischer Regularitäten dient oder nicht:

- **Ersetzungstest:**
Wörter bzw. Wortfolgen, die sich füreinander ersetzen lassen, ohne dass sich an der Grammatikalität etwas ändert, sind (möglicherweise) Konstituenten.

- **Pronominalisierungstest (Proformentest):**
Was sich pronominalisieren, d.h. durch ein Pronomen oder eine andere „Proform" ersetzen lässt, ist eine Konstituente.

- **Fragetest:**
Was sich erfragen lässt, ist eine Konstituente.

- **Verschiebetest:**
Was sich verschieben lässt, ist eine Konstituente.

Auf die Beziehung der Konstituenz geht die Mehrzahl der syntaktischen Regularitäten zurück, nämlich all die Regularitäten, die sich darauf beziehen, welchen strukturellen Aufbau Sätze oder Wortgruppen haben können bzw. müssen, was wovon Teil sein kann bzw. woraus eine syntaktische Einheit – eine Konstituente – bestehen kann bzw. muss. So sind sowohl die fehlende Grammatikalität von (3) als auch die fehlende Grammatikalität von (4) auf den Verstoß gegen Regularitäten in Bezug auf die Konstituenz zurückzuführen:

(3) (a) *Mein heute Fahrrad ist grün.
(b) *Die Vorstellung Fahrrad drei Stunden.
(4) (a) *Neue Fahrrad ist grün.
(b) *Sie fährt mit Straßenbahn.

Die Sätze (3) sind ungrammatisch, weil an der Position, an der in (3) (a) *heute* steht, sowie an der Position, an der in (3) (b) *Fahrrad* steht, jeweils nur Wörter – also Konstituenten – einer bestimmten Art, einer bestimmten Wortart stehen dürfen. Und die Sätze (4) verstoßen gegen die Regularität, dass Substantivgruppen – von bestimmten Ausnahmen abgesehen – einen Artikel bzw. ein Artikelwort enthalten müssen – in den Sätzen (4) fehlt also ein notwendiger Bestandteil, eine für die Grammatikalität erforderliche Konstituente.
Die hierarchische Strukturierung von Sätzen besteht aber nicht nur in der Konstitution von Sätzen, und dementsprechend beziehen sich die Regularitäten der Kombination von Wörtern – bzw. Wortgruppen –, also von Konstituenten, in Bezug auf die hierarchische Struktur nicht nur auf die Konstituenzbeziehungen. Dies soll im Folgenden – gleichfalls an Beispielen – gezeigt werden:

(43) (a) Der neue Nachbar **gab** Karl zögernd das Buch.
(b) *Der neue Nachbar **gab** Karl zögernd, **ob er das Buch gelesen hat**.
(c) Der neue Nachbar **fragte** Karl zögernd, **ob er das Buch gelesen hat**.
(d) *Der neue Nachbar **fragte** Karl zögernd **das Buch**.
(e) *Der neue Nachbar **begrüßte** Karl zögernd **das Buch**.
(f) Der neue Nachbar **begrüßte** Karl zögernd.
(g) *Der neue Nachbar **gab** Karl zögernd.
(h) ?Der neue Nachbar **gab** das Buch zögernd.

Die genauere Betrachtung der Grammatikalitätsverteilung bei diesen Beispielen – das Fragezeichen bei (43) (h) soll kennzeichnen, dass die Grammatikalität dieses Satzes eher fraglich ist – zeigt, dass offensichtlich die jeweiligen Verben für die Grammatikalität bzw. fehlende Grammatikalität der einzelnen Sätze verantwortlich sind. Denn (43) (a) und (d) sowie

(43) (b) und (c) und ebenso (43) (a) und (e) sowie (43) (f) und (43) (g) – von denen jeweils ein Satz grammatisch, der andere ungrammatisch ist – unterscheiden sich jeweils nur in den Verben. Dabei beeinflussen die Verben die Grammatikalität insofern, als sie – bezogen auf (43) (a) – (d) – bestimmen, welcher Art andere Einheiten im Satz sein dürfen: so lässt *geben* im Unterschied zu *fragen* keinen *ob*-Satz zu, während umgekehrt *fragen* im Gegensatz zu *geben* keine zweite Substantivgruppe (neben *Karl*) zulässt. Bezogen auf (43) (a) und (43) (e) – (h) beeinflussen die Verben die Grammatikalität insofern, als auch die Zahl der von ihnen bestimmten anderen Teile im Satz vom jeweiligen Verb abhängig ist – so lässt *begrüßen* eine Einheit weniger zu als *geben* und *geben* fordert umgekehrt - in jedem Fall bezogen auf (43) (g), wohl auch auf (43) (h) – eine Einheit mehr als *begrüßen*.
Diese Eigenschaft von Wörtern, die Art – genauer: die Kategorienzugehörigkeit – bestimmter anderer Einheiten, anderer Konstituenten (z.B. Sätze oder Substantivgruppen) sowie die Zahl dieser Einheiten zu bestimmen, nennt man **Subkategorisierung**. Diese Beziehung zwischen Wörtern und anderen Einheiten ist aber eindeutig keine Konstitutionsbeziehung, keine ´besteht aus`- oder ´ist Teil von`- Beziehung, und ebenso eindeutig keine lineare Beziehung. Stattdessen handelt es sich um eine Beziehung einer dritten Art, und zwar – da eine Einheit Art und Zahl anderer Einheiten bestimmt, Art und Zahl dieser Einheiten also von der anderen Einheit abhängig sind – um eine Abhängigkeitsbeziehung, eine – um den in der Sprachwissenschaft üblichen Terminus zu verwenden – **Dependenzbeziehung**. Dass aber auch Dependenzbeziehungen – ebenso wie Konstituenzbeziehungen – hierarchische Beziehungen sind, Teil der hierarchischen Struktur von Sätzen, steht außer Frage, denn natürlich ist eine Beziehung, bei der eine Einheit eine andere bestimmt bzw. diese andere Einheit von der ersten abhängig ist, eine hierarchische Beziehung.

Subkategorisierungseigenschaften sind spezifische syntaktische Eigenschaften vieler Wörter, insbesondere – wie in den Beispielen (43) – von Verben, aber auch von Substantiven oder Adjektiven, wie die folgenden Beispielsätze zeigen – (44) für Substantive, (45) für Adjektive:

(44) (a) Seine **Angst vor dem nächsten Treffen** war groß.
(b) Seine **Angst, dass er ausgelacht werden könnte**, war groß.
(c) Seine **Lust auf ein schönes Essen** war groß.
d) *Seine **Lust, dass sie essen gehen könnten**, war groß.

(45) (a) Er ist **fähig zu diesem Betrug**.
(b) Er ist **fähig, dies zu tun**.
(c) *Er ist **diesem Betrug fähig**.
(d) Er ist **ihr untertan**.
(e) *Er ist **zu ihr untertan**.
(f) *Er ist **untertan, dies zu tun**.

Die Subkategorisierung ist aber nicht die einzige syntaktische Dependenzbeziehung, wie die folgenden Beispiele belegen:

(46) (a) Sie gab Karl das Buch.
(b) *Sie **gab Karls** das Buch.
(c) *Sie **gab** Karl **des Buchs**.
(d) Sie **beschuldigte** Karl **des Diebstahls**.
(e) Sie trat **gegen den Tisch**.

(f) *Sie trat **gegen dem Tisch**.
(g) *Sie trat **gegen des Tischs**.
(h) Sie kam **mit dem Zug**.
(i) *Sie kam **mit den Zug**.
(j) *Sie kam **mit des Zugs**.
(k) Sie kam **anlässlich des Geburtstags**.
(l) *Sie kam **anlässlich den Geburtstag**.
(m) *Sie kam **anlässlich dem Geburtstag**.
(n) Sie bleibt **ihrem Verein treu**.
(o) *Sie bleibt **ihres Vereins treu**.
(p) Sie bleibt **des Diebstahls verdächtig**.
(q) *Sie bleibt **dem Diebstahl verdächtig**.
(r) Sie **hofft auf ein Ende des Krieges**.
(s) *Sie **hofft über ein Ende des Krieges**.
(t) Sie **beklagt** sich **über die Schikanen**.
(u) *Sie **beklagt** sich **auf die Schikanen**.

(46) (a) – (d) zeigen, dass Verben nicht nur die Kategorienzugehörigkeit und die Zahl anderer Einheiten bestimmen, die mit ihnen zusammen vorkommen können bzw. müssen, sondern auch den Kasus anderer Einheiten: *geben* z.B. fordert den Dativ und den Akkusativ, *beschuldigen* den Akkusativ und den Genitiv. (46) (e) – (m) und (46) (n) – (q) belegen, dass nicht nur Verben, sondern auch Präpositionen und Adjektive den Kasus anderer Einheiten bestimmen, den Kasus anderer Einheiten **regieren**, wie man in der Sprachwissenschaft sagt, weswegen diese Art von Dependenzbeziehung als **Kasusrektion** bezeichnet wird. Dass eine Rektionsbeziehung aber nicht nur auf den Kasus anderer Einheiten gerichtet ist, erkennt man an (46) (r) – (u), denn der Austausch der Präpositionen in diesen Beispielen hat genau die gleichen Auswirkungen auf die Grammatikalitätsverteilungen wie der Austausch der Kasuskennzeichnungen der morphologischen Markierungen in den Fällen (46) (a) – (q). Es ist deshalb sinnvoll, auch in diesen Fällen von **Rektion** zu sprechen – Kasusrektion also nur als eine (sicherlich die wichtigste und häufigste) Ausprägung von Rektion zu betrachten. Rektion bestünde danach darin, die formalen – morphologischen oder ähnlich gearteten – Eigenschaften anderer Einheiten zu bestimmen.

Eine dritte, von Subkategorisierung und Rektion deutlich unterschiedene Dependenzbeziehung manifestiert sich in den folgenden Beispielen:

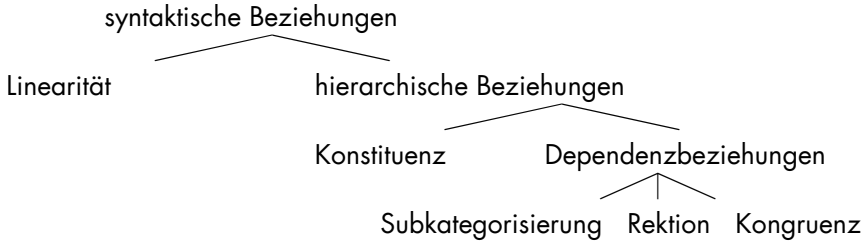
(47) (a) **Der neue Nachbar gab** Karl das Buch.
(b) ***Der neue Nachbar gaben** Karl das Buch.
(c) **Die neuen Nachbarn gaben** Karl das Buch.
(d) ***Die neuen Nachbarn gab** Karl das Buch.
(e) ***Der neue Nachbar gabst** Karl das Buch.
(f) **Du gabst** Karl das Buch.
(g) ***Der neuen Nachbar** gab Karl das Buch.
(h) **Die neuen Nachbarn** gaben Karl das Buch.
(i) **Dem neuen Nachbarn** gab Karl das Buch.
(j) ***Das neue Nachbar** gab Karl das Buch.
(k) **Das neue Kindermädchen** gab Karl das Buch.

Die in diesen Beispielen erkennbare Erscheinung berührt sich insofern mit der Rektionsbeziehung, als es auch hier um Abhängigkeiten hinsichtlich der formalen, genauer: der morphologischen Eigenschaften von Wörtern geht. Der entscheidende Unterschied zur Rektion besteht aber darin, dass nicht eine Einheit die formalen Eigenschaften anderer Einheiten bestimmt, sondern dass die fehlende Grammatikalität der betreffenden Sätze darauf zurückzuführen ist, dass die zueinander in Beziehung stehenden Einheiten hinsichtlich ihrer formalen Eigenschaften nicht übereinstimmen, nicht **kongruieren**. Dementsprechend nennt man die Dependenzbeziehung, die zwischen Einheiten besteht, die hinsichtlich ihrer formalen, hinsichtlich ihrer morphologischen Eigenschaften übereinstimmen, **Kongruenz**. Auf die Beispiele bezogen: (47) (b) ist ungrammatisch, weil *der neue Nachbar* und *gaben* entgegen der Regularität im Deutschen, dass Subjekt und Prädikat hinsichtlich Person und Numerus übereinstimmen, kongruieren müssen, nicht kongruieren: *der neue Nachbar* ist eine Singularform, *gaben* eine Pluralform. Demgegenüber sind in (47) (c) sowohl *die neuen Nachbarn* als auch *gaben* Pluralformen der dritten Person, und dementsprechend ist (47) (c) grammatisch, (47) (d) dagegen wieder ungrammatisch, weil *die neuen Nac*hbarn eine Plural- und *gab* eine Singularform ist. Die gleiche Ursache – fehlende Kongruenz zwischen Subjekt und Prädikat – hat die fehlende Grammatikalität von (47) (e) sowie die Grammatikalität von (47) (f), nun aber auf die Kategorie "Person" bezogen. (47) (g) – (47) (k) sind grammatisch bzw. ungrammatisch wegen der im Deutschen erforderlichen bestehenden oder nicht bestehenden Kongruenz von Artikel, Adjektiv und Substantiv in Substantivgruppen hinsichtlich Genus, Numerus und Kasus: *neuen* in (47) (g) ist im Unterschied zu *der* und *Nachbar* keine Form, die die Merkmale Nominativ, Singular und Maskulinum tragen kann – anders als in (47) (h) und (i), wo *neuen* in Übereinstimmung mit *die* bzw. *dem* und *Nachbarn* einmal den Nominativ Plural Maskulinum und einmal den Dativ Singular Maskulinum von *neu* realisiert. Und (47) (j) ist im Unterschied zu (47) (k) ungrammatisch, weil hier die erforderliche Kongruenz zwischen *das* und *Nachbar* hinsichtlich des Genus nicht besteht. Diese Kongruenzregel ist übrigens auch die Ursache für die fehlende Grammatikalität der Sätze (2) zu Beginn dieses Kapitels:

(2) (a) *Ich habe gestern einen neuem Fahrrad gekauft.
(b) *Ich habe gestern diese ausgezeichneter Roman gekauft.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass die syntaktischen Regularitäten, also die Regularitäten für die Kombination von Wörtern miteinander bis hin zu Sätzen auf unterschiedlichen syntaktischen Beziehungen beruhen: In allen Sätzen gibt es lineare und hierarchische Beziehungen, wobei bei den hierarchischen Beziehungen zwischen der Beziehung der Konstituenz und Dependenzbeziehungen zu unterscheiden ist, bei denen wiederum zwischen Subkategorisierung, Rektion und Kongruenz differenziert werden muss. In einer Graphik veranschaulicht:

(48)



Zum Abschluss dieses den syntaktischen Beziehungen gewidmeten Teilkapitels seien noch einige Bemerkungen zu den sprachlichen Mitteln angefügt, mit denen diese Beziehungen zum Ausdruck gebracht werden können. Im Grunde beschränken sich diese Mittel – und dies gilt im Wesentlichen für alle Sprachen – auf die morphologische Markierung und die lineare Abfolge, d.h. die Wortstellung, wobei sich die verschiedenen Sprachen allerdings hinsichtlich der Gewichtung dieser Mittel z.T. deutlich voneinander unterscheiden: Man denke nur an Latein einerseits als Sprache, bei der die Kennzeichnung syntaktischer Beziehungen sehr stark über die morphologische Markierung läuft – bei gleichzeitiger sehr freier Abfolge bzw. Wortstellung – , und Englisch andererseits als Sprache, bei der – bei relativ schwach ausgebildeter Morphologie – die Abfolge eine wichtige Funktion bei der Markierung syntaktischer Beziehungen übernimmt. Das Deutsche nimmt hier in gewisser Weise eine Mittelstellung ein. Einige Beispiele mögen diese Zusammenhänge noch etwas verdeutlichen.

Dass die morphologische Markierung verschiedene Dependenzbeziehungen zum Ausdruck bringen kann, haben die Beispiele (43), (46) und (47) klar erkennen lassen; die morphologische Markierung kann aber auch Konstituenzbeziehungen kennzeichnen – etwa bei den folgenden Sätzen:

(49) (a) Mein Nachbar hilft meinem Vater.
(b) Meinem Vater hilft mein Nachbar.

Dass *mein Nachbar* und *meinem Vater* in beiden Sätzen unabhängig von der Reihenfolge jeweils die gleiche Funktion, die gleiche Position hinsichtlich der Konstitution des Satzes zukommt – *mein Nachbar* Subjekt, *meinem Vater* Objekt – wird nur durch die morphologische Markierung zum Ausdruck gebracht: dass *mein Nachbar* im Nominativ und *meinem Vater* im Dativ steht. Im Englischen dagegen ist dies so nicht möglich: die (49) entsprechenden Sätze (50) unterscheiden sich hinsichtlich der Funktion von *my neighbour* und *my father*:

(50) (a) My neighbour helps my father.
(b) My father helps my neighbour.

My neighbour kann in (50) (a) nur Subjekt, in (50) (b) nur Objekt sein, und für *my father* gilt genau das Umgekehrte, da das Englische diese Information hinsichtlich der Konstitution nicht an die morphologische Markierung – es gibt hier ja auch keinen morphologischen Unterschied –, sondern nur an die Reihenfolge bindet: Was vor dem finiten Verb steht, fungiert als Subjekt.

Dass auch im Deutschen Konstituenzbeziehungen auch durch die Reihenfolge zum Ausdruck gebracht werden können, haben schon die im Zusammenhang mit dem Phänomen der syntaktischen Mehrdeutigkeit im letzten Kapitel eingeführten Beispiele (51) (a) und (b) gezeigt, die im Unterschied zu (51) (c) nicht syntaktisch mehrdeutig sind:

(51) (a) Die Leute aus Dresden kommen.
(b) Die Leute kommen aus Dresden.
(c) Glaubst du, dass die Leute aus Dresden kommen?

Denn dass (51) (a) und (51) (b) nicht syntaktisch mehrdeutig sind, dass nämlich *aus Dresden* in (51) (a) als Attribut, in (51) (b) als adverbiale Bestimmung fungiert – d.h. *aus Dresden* einmal

also Teil einer größeren Konstituente *die Leute aus Dresden* ist, im anderen Fall dagegen Teil der Konstituente *kommen aus Dresden* – ist nur an der linearen Abfolge in den Sätzen zu erkennen.

4.2.3 Komplexe Sätze

In den meisten Fällen handelte es sich bei den bisher herangezogenen Beispielsätzen um **einfache Sätze**, teilweise waren es jedoch auch Sätze wie die Sätze unter (52), die wiederum Sätze als Teile enthalten:

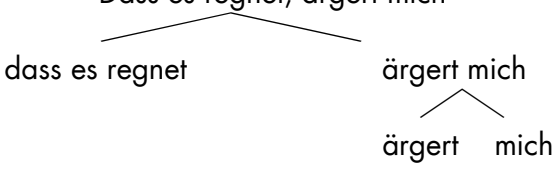
(52) (a) Dass es regnet, ärgert mich.
(b) Sie bezweifelt, dass Fritz gekommen ist.
(c) Er kam, obwohl er sich krank fühlte.
(d) Der Mann, der gestern kam, bezweifelt deine Aussage.
(e) Sie bezweifelt, dass er sagt, ob er das Buch kennt.

In solchen Fällen spricht man von **komplexen Sätzen** oder zusammengesetzten Sätzen. Dabei sind die Teilsätze in diesen Sätzen in gleicher Weise Konstituenten dieser Sätze, wie es Nicht-Sätze wären – dies möchte ich stellvertretend am Beispiel von (52) (a) mit Hilfe der Konstituententests vorführen.
Wie die Beispielsätze (53) zeigen, ist *dass es regnet* innerhalb des Satzes verschiebbar, – (53) (a) –, durch ein einzelnes Wort oder eine Wortfolge, die kein Satz ist, ersetzbar – (53) (b) und (c) –, pronominalisierbar – (53) (d) – und auch erfragbar – (53) (e):

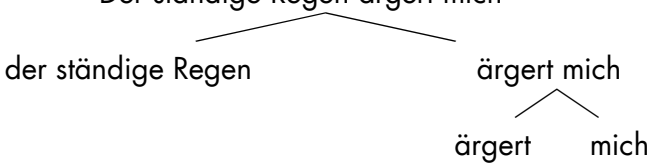
(53) (a) Mich ärgert, **dass es regnet**.
(b) **Arroganz** ärgert mich.
(c) **Der ständige Regen** ärgert mich.
(d) **Es** ärgert mich.
(e) **Was** ärgert mich?

Die Konstituentenstruktur des Satzes (52) (a) sähe – etwas vereinfacht – wie in (54) aus, also ebenso wie die Konstituentenstruktur etwa von (53) (c), nämlich (55):

(54)



(55)



Sätze, die – wie *dass es regnet* – Konstituenten anderer Sätze sind – hier von *Dass es regnet, ärgert mich* – nennt man **Konstituentensätze** oder **eingebettete Sätze** (weil sie in

andere Sätze eingebettet sind); die Sätze, die andere Sätze einbetten, nennt man **Matrixsätze**. Im Fall von (52) (a) wäre also *Dass es regnet, ärgert mich* der Matrixsatz, *dass es regnet* der in diesen Matrixsatz eingebettete Satz.

Traditionell – und dies ist wohl auch die Begrifflichkeit, die Ihnen vertrauter ist – ist statt von Matrixsätzen und eingebetteten Sätzen bzw. Konstituentensätzen von Hauptsätzen und von Nebensätzen die Rede. Prinzipiell ist gegen diese Terminologie auch nichts einzuwenden, doch gibt es ein weit verbreitetes Verständnis von *Hauptsatz*, das mehr als problematisch ist und das mit der Verwendung des Terminus *Hauptsatz* oft automatisch assoziiert wird. Es kommt hinzu, dass die Begriffe ‚Hauptsatz' – wie auch immer verstanden – und ‚Matrixsatz' nicht deckungsgleich sind.

Zunächst zum ersten Punkt: Als Hauptsatz wird oft der Teil eines Satzes verstanden, der keinem anderen Satz untergeordnet ist, während als Nebensätze alle untergeordneten Sätze verstanden werden – entsprechend den eingebetteten bzw. Konstituentensätzen. Danach bestehen komplexe Sätze also aus einem Hauptsatz und einem oder mehreren Nebensätzen, wobei der Hauptsatz der Teil des komplexen Satzes ist, der keine Nebensätze enthält – komplexe Sätze werden folglich in einen Hauptsatz und einen oder mehrere Nebensätze zerlegt. Auf den Beispielsatz (52) (a) bezogen, hieße das, dass *ärgert mich* der Hauptsatz wäre und *dass es regnet* der Nebensatz.
Diese Vorgehensweise ist jedoch aus mindestens zwei Gründen problematisch: Zum einen ist das, was nach dieser Analyse als Hauptsatz bezeichnet wird, gar kein Satz – dies trifft für *ärgert mich* zu, ebenso für (56) (b) und – in noch stärkerem Maße – für (57) (b) und zahllose andere Fälle:

(56) (a) Er verspricht, dass er morgen kommt.
(b) *Er verspricht.
(57) (a) Wer ihn kennt, weiß, dass er lügt.
(b) *Weiß.

Nicht von diesem Einwand getroffen wären dagegen Sätze wie (58) (b) oder (59) (b):

(58) (a) Er freute sich, weil er die Prüfung bestanden hatte.
(b) Er freute sich.
(59) (a) Das Buch, das du mir empfohlen hast, gefällt mir gut.
(b) Das Buch gefällt mir gut.

Allerdings – und dies ist der zweite Grund, warum diese Vorgehensweise problematisch ist – geht bei einer Zerlegung eines Satzes wie z.B. (58) (a) in *Er freute sich* und *weil er die Prüfung bestanden hatte* oder (59) (a) in *Das Buch gefällt mir gut* und *das du mir empfohlen hast* völlig die interne Struktur, die Konstituentenstruktur der Sätze verloren – dass im Fall von (58) (a) *weil er die Prüfung bestanden hatte* Teil der Konstituente *freute sich, weil er die Prüfung bestanden hatte* ist und – noch deutlicher – dass im Fall von (59) (a) *das du mir empfohlen hast* Teil der Konstituente *das Buch, das du mir empfohlen hast* ist, anders ausgedrückt: Attribut zu *Buch* und insofern Teil des Subjekts dieses Satzes ist.

Bei der hier vorgeschlagenen Unterscheidung von Matrixsatz und eingebettetem Satz treten beide Probleme nicht auf: Sowohl bei (56) als auch bei (57) als auch bei (58) als auch bei

(59) – und in allen anderen gleichartigen Fällen – wäre jeweils der gesamte Satz der Matrixsatz.

Ich komme damit zum zweiten angesprochenen Punkt, der das Verhältnis der Begriffe ‚Hauptsatz' und ‚Matrixsatz' betrifft – und zwar, dass beide auch in einer anderen Weise Unterschiedliches meinen, unabhängig davon, wie man *Hauptsatz* versteht. Auch dies möchte ich an einem Beispiel zeigen, und zwar dem noch einmal wiederholten Satz (52) (e)

(52) (e) Sie bezweifelt, dass er sagt, ob er das Buch kennt.

Wenn man als Matrixsätze solche Sätze versteht, die andere Sätze einbetten, dann ist *dass er sagt, ob er das Buch kennt* eindeutig ein Matrixsatz, in keinem Sinne jedoch ein Hauptsatz. ‚Matrixsatz' ist also ein weiterer Begriff, ein eindeutig relationaler Begriff, der seine Berechtigung nur im Zusammenhang mit komplexen Sätzen hat – auch hier anders als ‚Hauptsatz', denn oft werden auch einfache Sätze – also Sätze ohne jeden Nebensatz – etwas unglücklich als Hauptsätze bezeichnet.

Da die Begriffe ‚Matrixsatz' und ‚eingebetteter Satz' relationale Begriffe sind, ist es auch nicht widersprüchlich, dass ein und derselbe Satz – in Beispiel (52) (e) etwa *dass er sagt, ob er das Buch kennt* – gleichzeitig Matrixsatz und eingebetteter Satz ist: Im Hinblick auf den Gesamtsatz ist er ein eingebetteter Satz, im Hinblick auf den Satz *ob er das Buch kennt* ein Matrixsatz.
Darstellen lassen sich die Verhältnisse in Konstituentenstrukturbäumen wie (54) oder – was in vielen Fällen, insbesondere bei umfangreicheren Sätzen, einfacher ist – durch Klammerungen wie in (60) oder (61):

(60) Dass es regnet, ärgert mich
|_____|
|_____|

(61) Sie bezweifelt, dass er sagt, ob er das Buch kennt
|_____|
|_____|
|_____|

Nicht alle komplexen Sätze sind jedoch von der Art, die ich bisher behandelt habe – dass in ihnen Sätze anderen Sätzen untergeordnet sind, dass in ihnen Sätze in andere Sätze eingebettet, also Konstituenten größerer Konstituenten sind. Für Sätze wie z.B. (62) – (64) gilt dies nicht:

(62) Paul kam und Fritz ging.
(63) Paul kam, Fritz ging.
(64) Es hat stark geregnet oder die Wasserleitung ist geplatzt.

In diesen Fällen haben wir es nicht mit eingebetteten Sätzen – und Matrixsätzen – zu tun, sondern mit gleichrangigen, nebengeordneten Sätzen, die nicht syntaktisch integriert, sondern syntaktisch unabhängig voneinander sind, in denen also kein Satz im anderen eine syntaktische Funktion wie z.B. Subjekt, Objekt usw. erfüllt. Die syntaktische Unabhängigkeit

zeigt sich auch daran, dass die Konstituententests anders als bei den anderen Sätzen hier nicht anwendbar sind: Ich kann keinen der Teilsätze durch ein einzelnes Wort oder eine Wortfolge, die kein Satz ist, ersetzen, und ich kann die Teilsätze weder pronominalisieren noch erfragen. Dementsprechend wären die Verhältnisse durch Klammerung wie in (65) angemessen darzustellen – ich beschränke mich auf (62):

(65) Paul kam und Fritz ging
I_____I I_____I
I_____I

Dem Unterschied der beiden Typen komplexer Sätze trägt man natürlich auch terminologisch Rechnung: Im ersten Fall spricht man von **hypotaktischen Konstruktionen** oder **Satzgefügen** – die entsprechende Beziehung, die in diesen komplexen Sätzen besteht, die Art der Verknüpfung der Sätze miteinander nennt man Hypotaxe oder Subordination oder Unterordnung. Im zweiten Fall spricht man von **parataktischen Konstruktionen** oder **Satzreihen** bzw. **Satzverbindungen**; die Art der Verknüpfung der Sätze miteinander in diesen komplexen Sätzen bezeichnet man als Parataxe oder Koordination oder Nebenordnung.

4.3 Syntaktische Beschreibungsmodelle

Aufgabe der Syntax, Aufgabe der syntaktischen Beschreibung einer Sprache ist es, das syntaktische Wissen der Sprecher dieser Sprache zu erfassen, d.h. die der Bildung von Sätzen zugrunde liegenden Regularitäten – über die die Sprecher verfügen – explizit zu machen.

Nachdem man sich für syntaktische Beschreibungen lange Zeit ausschließlich des letzten Endes auf die Antike zurückgehenden Modells der traditionellen Grammatik bedient hat, hat das 20. Jahrhundert – insbesondere seit den 50er Jahren – eine Vielzahl unterschiedlicher Ansätze, Konzepte, Modelle, Theorien zur Beschreibung syntaktischer Phänomene hervorgebracht, die sich hinsichtlich ihres Anspruchs und ihrer Zielsetzung z.T. sehr deutlich voneinander unterscheiden – hinsichtlich ihres Anspruchs und ihrer Zielsetzungen bezogen auf das jeweilige Erkenntnisinteresse, auf die jeweils ins Auge gefassten Anwendungs- und Verwendungszusammenhänge sowie auf die wissenschaftstheoretischen Standards. Unterschiede bestehen aber auch hinsichtlich des jeweiligen Gegenstandsbereichs, denn viele syntaktische Beschreibungsmodelle konzentrieren sich nur auf bestimmte Ausschnitte des syntaktischen Wissens, auf bestimmte Regularitäten der syntaktischen Ebene, nur auf bestimmte Arten syntaktischer Beziehungen, z.B. nur auf die Linearität oder nur auf die Dependenzbeziehungen, z.T. auch nur auf bestimmte Dependenzbeziehungen.

Im Folgenden beschränke ich mich auf eine knappe Skizze von drei syntaktischen Beschreibungsmodellen, die in der germanistischen Sprachwissenschaft weite Verbreitung gefunden haben: 1. die Konstituentenstrukturgrammatik, die für eine Reihe heute gebräuchlicher Grammatikmodelle – u.a. für die bereits mehrfach genannte generative Grammatik – grundlegend ist, 2. die der traditionellen Grammatik entstammende, insbesondere in der Schule noch heute dominierende Wortart- und Satzgliedlehre sowie 3. das speziell für die syntaktische Beschreibung des Deutschen entwickelte Feldermodell.

4.3.1 Konstituentenstrukturgrammatik

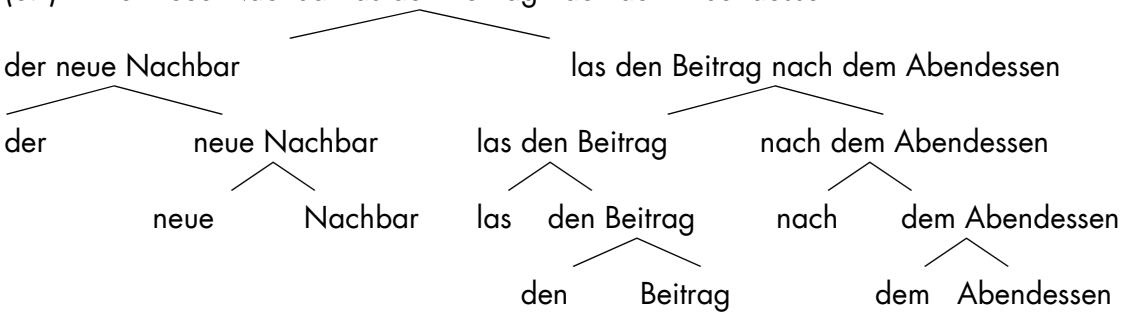
Wie der Name schon sagt, beruht die Konstituentenstrukturgrammatik auf der in 4.2.2 vorgeführten Konstituentenstrukturanalyse, also der Zerlegung von Sätzen in Konstituenten, deren Verhältnis zueinander – also die jeweiligen Konstituenzbeziehungen in dem betreffenden Satz – durch einen Konstituentenstrukturbaum dargestellt werden können.

Wie kommt man nun aber von der syntaktischen Analyse einzelner Sätze zu syntaktischen Regularitäten, zur Erfassung und Beschreibung des syntaktischen Wissens der Sprecher einer Sprache? Und: Erfasst die Konstituentenstrukturgrammatik nur Konstituenzbeziehungen oder kann sie auch andere syntaktische Beziehungen mit einbeziehen? – Dies sind die Fragen, auf die ich im Folgenden etwas näher eingehen möchte.

Nach Anwendung der verschiedenen Konstituententests hatte sich in 4.2.2 für den Satz (66) – dort Satz (33) – die folgende Konstituentenstruktur – dort (42), nun als (67) bezeichnet – ergeben:

(66) Der neue Nachbar las den Beitrag nach dem Abendessen.

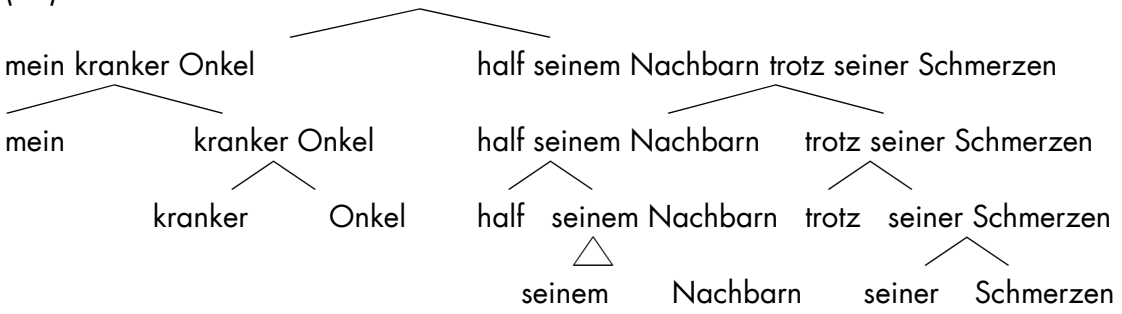
(67) Der neue Nachbar las den Beitrag nach dem Abendessen



Wenn man diese Tests auf andere Sätze anwendet, sieht man sehr schnell – und dies ist der erste Schritt zu einer Erfassung und Beschreibung des syntaktischen Wissens –, dass sehr viele Sätze genau die gleiche Konstituentenstruktur aufweisen – abgesehen von den jeweils in den Sätzen vorkommenden Wörtern. Ich beschränke mich zur Veranschaulichung auf zwei von zahllosen anderen Sätzen:

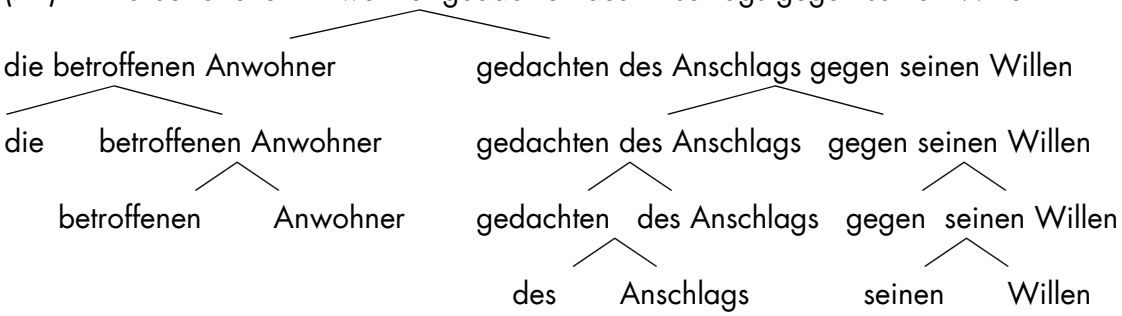
(68) Mein kranker Onkel half seinem Nachbarn trotz seiner Schmerzen.

(69) Mein kranker Onkel half seinem Nachbarn trotz seiner Schmerzen



(70) Die betroffenen Anwohner gedachten des Anschlags gegen seinen Willen.

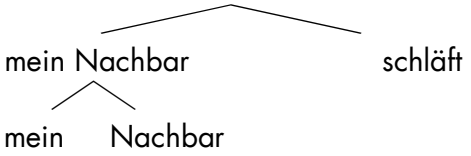
(71) Die betroffenen Anwohner gedachten des Anschlags gegen seinen Willen



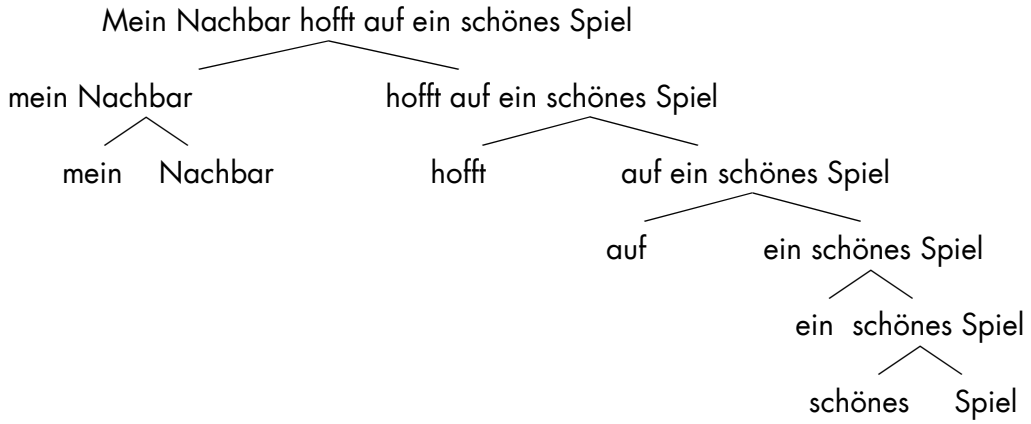
Sätze wie (72) oder (73) weisen dagegen eine andere Konstituentenstruktur auf, nämlich – wie die Anwendung der Konstituententests in (74) und (75) zeigt – (76) bzw. (77):

(72) Mein Nachbar schläft.
(73) Mein Nachbar hofft auf ein schönes Spiel.
(74) (a) **Hans** schläft.
(b) Mein Nachbar **lacht**.
(c) **Der Mann** schläft.
(d) **Er** schläft.
(e) Mein Nachbar **tut es**.
(f) Wer schläft? – **mein Nachbar**.
(g) Was tut mein Nachbar – (Er) **schläft**.
(h) Schläft mein Nachbar?
(75) (a) **Hans** hofft auf ein schönes Spiel.
(b) Mein Nachbar **kommt**.
(c) **Der Mann** hofft auf ein schönes Spiel.
(d) Mein Nachbar hofft **darauf**.
(e) Mein Nachbar hofft auf **einen Sieg**.
(f) Mein Nachbar hofft auf **diesen Spieler**.
(g) Mein Nachbar hofft auf einen **hohen Sieg**.
(h) **Er** hofft auf ein schönes Spiel.
(i) Mein Nachbar **tut es**.
(j) Wer hofft auf ein schönes Spiel? – **mein Nachbar**
(k) Was tut mein Nachbar? – (Er) **hofft auf ein schönes Spiel**.
(l) Worauf hofft mein Nachbar? – **auf ein schönes Spiel**
(m) Auf ein schönes Spiel hofft mein Nachbar.
(n) Hofft mein Nachbar auf ein schönes Spiel?

(76) Mein Nachbar schläft



(77)



Aber auch hier gibt es natürlich zahllose Sätze mit der gleichen Konstituentenstruktur, d.h. Sätze, die sich nur hinsichtlich der in ihnen vorkommenden Wörter – also lexikalisch – voneinander unterscheiden, die hinsichtlich der Konstituenzbeziehungen aber übereinstimmen – in (78) und (79) seien einige Beispielsätze genannt:

(78) (a) Dieser Hund bellt.
(b) Das Fahrrad quietscht.
(c) Die Sonne scheint.
(d) Die Patientin hustet.

(79) (a) Seine Tante denkt an das nächste Konzert.
(b) Die Studentin fragte nach der richtigen Lösung.
(c) Die Anwohner kämpfen gegen den drohenden Ausbau.
(d) Die Bewohner klagen über die hohen Mieten.

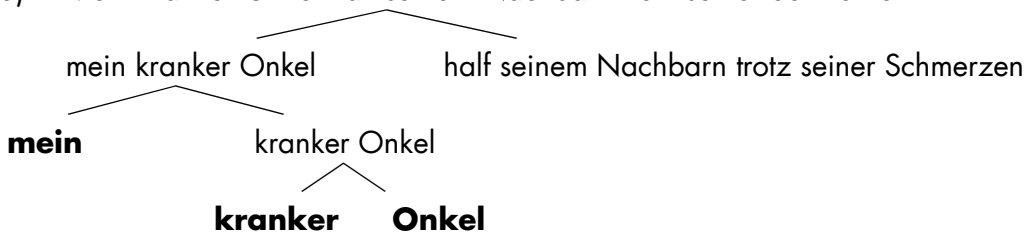
Wenn man dies entsprechend weiter triebe, würde man feststellen, dass – wenn man von der jeweiligen „lexikalischen Füllung", d.h. den in ihnen vorkommenden Wörtern, absieht – die Zahl möglicher Konstituentenstrukturen begrenzt ist, obwohl die Zahl möglicher Sätze unendlich ist: Jeder Konstituentenstruktur entsprechen zahllose verschiedene – allerdings nur lexikalisch verschiedene – Sätze. Oder anders ausgedrückt: die **unendlich vielen Sätze einer Sprache** lassen sich letztlich auf eine **begrenzte Anzahl von Konstituentenstrukturen** zurückführen – wenn man nur die Konstituenzbeziehungen, aber nicht die lexikalische Füllung berücksichtigt. Hier eröffnet sich also offensichtlich eine Möglichkeit, von den Konstituentenstrukturen einzelner Sätze zu Regularitäten zu kommen, zur Erfassung von Regeln für die in einer Sprache möglichen Konstituentenstrukturen.
Bevor ich diesen Weg weiter verfolge, möchte ich jedoch wenigstens noch kurz erläutern, dass in den Konstituentenstrukturbäumen nicht nur Konstituenzbeziehungen, sondern auch alle anderen syntaktischen Beziehungen zum Ausdruck gebracht werden: Subkategorisierung, Rektion, Kongruenz und Linearität. Der Vergleich der Bäume (67), (76) und (77) zeigt, dass die Unterschiede zwischen den verschiedenen Konstituentenstrukturen jeweils durch ein Wort – das jeweilige Verb – bedingt sind und die Konstituente – oder eine der Konstituenten –, die den Unterschied ausmacht, genau auf der gleichen Stufe steht wie das Verb – *las* und *den Beitrag* in (67), *hofft* und *auf ein schönes Spiel* in (77) – bzw. diese Position unbesetzt ist wie im Fall von *schläft* in (76). Dies bedeutet nichts anderes, als dass in Konstituentenstrukturbäumen auch die **Subkategorisierung** repräsentiert ist. Denn dass z.B. *lesen* mit einer Substantivgruppe vorkommen kann, *hoffen* mit einer Präpositionalgruppe, *schlafen* ohne eine weitere Ergänzung – dies ist genau das, was in 4.2.2 als

Subkategorisierung bezeichnet wurde, nämlich die Eigenschaft von Wörtern, die Art, die Kategorienzugehörigkeit anderer Konstituenten sowie deren Zahl zu bestimmen.

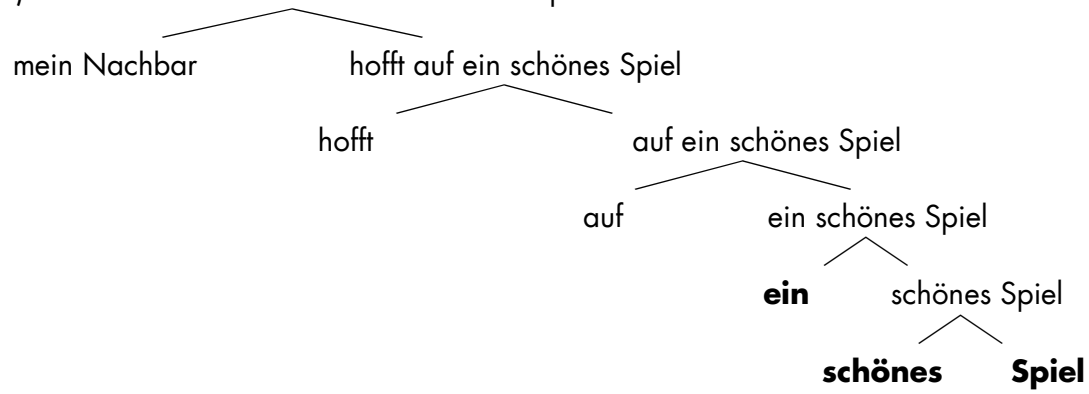
Und der Vergleich der Konstituentenstrukturbäume (67), (69) und (71) lässt erkennen, dass auch die **Rektion** ihren Niederschlag in Konstituentenstrukturbäumen findet: die Konstituente, deren Kasus vom jeweiligen Verb regiert wird, ist ja genau die subkategorisierte Konstituente, die im Baum auf der gleichen Stufe steht wie die regierende Konstituente. Dass *auf ein schönes Spiel* in (77) auf der gleichen Stufe im Baum steht wie *hofft*, zeigt, dass auch die Fälle erfasst werden, bei denen Verben bestimmte Präpositionen – in diesem Fall *auf* – regieren. Rektion liegt in den genannten Beispielsätzen aber auch noch an einer anderen Stelle vor, nämlich in den Präpositionalgruppen *nach dem Abendessen* in (66), *trotz seiner Schmerzen* in (68) und *gegen seinen Willen* in (70): *nach* regiert den Dativ, *trotz* den Genitiv und *gegen* den Akkusativ. Und auch hier repräsentieren die Konstituentenstrukturbäume (67), (69) und (71) diese Rektionsbeziehungen: die regierte Konstituente, d.h. die Konstituente, die den Kasus von der Präposition erhält, steht auf der gleichen Stufe wie die Präposition.

Auch die dritte Dependenzbeziehung, die **Kongruenz**, ist mit Hilfe von Konstituentenstrukturbäumen erfassbar. So hat die Konstituente, die jeweils mit dem finiten Verb, dem Prädikatsverb, hinsichtlich Person und Numerus kongruiert – ich erinnere an die Beispiele (47) (a)-(f) in 4.2.2 – immer die gleiche Position in einem Konstituentenstrukturbaum: die linke Position nach der ersten Verzweigung – *der neue Nachbar* in (67) vs. *las*, *mein kranker Onkel* in (69) vs. *half*, *die betroffenen Anwohner* in (71) vs. *gedachten* usw. Und auch die gleichfalls im Zusammenhang mit den Beispielen (47) (g)-(k) in 4.2.2 angesprochene Kongruenz von Artikel, Adjektiv und Substantiv in Substantivgruppen hinsichtlich Genus, Numerus und Kasus lässt sich in Konstituentenstrukturbäumen darstellen – vom Substantiv ausgehend jeweils nach links oben ergibt sich eine sog. Kongruenzkette – in (80) und (81) jeweils durch Fettdruck hervorgehoben (ich verzichte auf die vollständige Angabe der Konstituentenstrukturbäume und beschränke mich auf die im gegebenen Zusammenhang relevanten Teile):

(80) Mein kranker Onkel half seinem Nachbarn trotz seiner Schmerzen



(81) Mein Nachbar hofft auf ein schönes Spiel

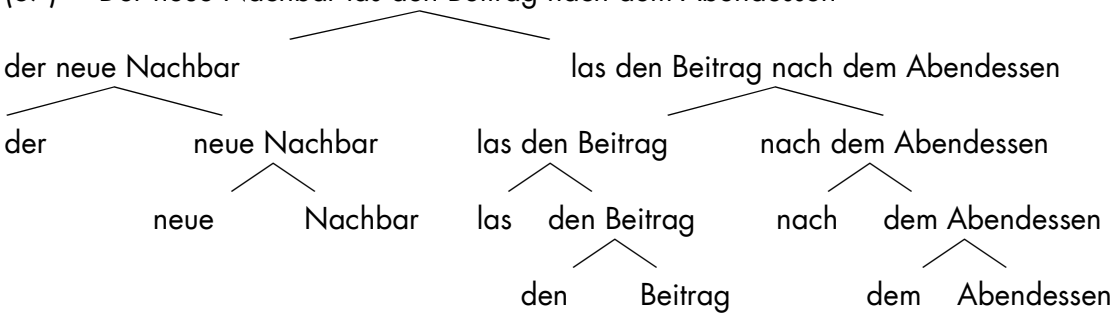


Dass die Reihenfolge der Konstituenten im Konstituentenstrukturbaum auch der Reihenfolge der Konstituenten in den jeweiligen Sätzen entspricht, zeigt, dass auch die **Linearität** als letzte der in 4.2.2 behandelten syntaktischen Beziehungen in Konstituentenstrukturbäumen Berücksichtigung findet.
Wenn man die bisherigen Beobachtungen zusammenfasst, so lässt sich zum einen feststellen, dass sich in Konstituentenstrukturbäumen alle syntaktischen Beziehungen, alle Arten von syntaktischen Beziehungen repräsentieren lassen, zum andern, dass sich die Konstituentenstrukturen einzelner Sätze auf eine endliche, auf eine begrenzte Anzahl möglicher Konstituentenstrukturen zurückführen lassen, d.h. auf eine begrenzte Anzahl von Konstituentenstrukturen, die von der jeweiligen lexikalischen Füllung absehen. Auf diese Weise – dies habe ich schon angedeutet – kann man zur Erfassung von syntaktischen Regularitäten kommen, zur Erfassung von Regeln für die in einer Sprache möglichen Konstituentenstrukturen – und damit zur Erfassung des syntaktischen Wissens der Sprecher einer Sprache.

Von Konstituentenstrukturen einzelner Sätze zu allgemeineren Konstituentenstrukturen – die das repräsentieren, was den einzelnen Sätzen gemeinsam ist, also von der jeweiligen lexikalischen Füllung absehen – kommt man, indem man die einzelnen Konstituenten durch Symbole für die Kategorien ersetzt, zu denen die jeweiligen Konstituenten gehören; unter der Hand habe ich dies – allerdings ohne es noch auf die Konstituentenstrukturbäume anzuwenden – getan, als ich statt von *lesen*, *helfen* oder *gedenken* von Verben, statt von *nach*, *trotz* oder *gegen* von Präpositionen, statt von *mein kranker Onkel* oder *ein schönes Spiel* von Substantivgruppen gesprochen habe. Wie man sich dies im Einzelnen vorzustellen hat, möchte ich am Beispiel des Satzes (66) und dem zugehörigen Konstituentenstrukturbaum (67) vorführen; in diesem Zusammenhang werde ich auch einige für die Konstituentenstrukturgrammatik zentrale Begriffe einführen:

(66) Der neue Nachbar las den Beitrag nach dem Abendessen.

(67) Der neue Nachbar las den Beitrag nach dem Abendessen



In einem ersten Schritt ersetzt man die einzelnen Wörter durch die Symbole für die Kategorien, zu denen sie jeweils gehören. Da diese Kategorien Wörter, also lexikalische Einheiten umfassen, nennt man sie **lexikalische Kategorien**; lexikalische Kategorien entsprechen in etwa dem, was man auch als Wortarten bezeichnet. Lexikalische Kategorien sind allerdings – anders als dies oft im Zusammenhang mit dem Begriff ‚Wortart' praktiziert wird – ausschließlich syntaktisch bestimmt, d.h. welcher lexikalischen Kategorie ein Wort angehört, hängt ausschließlich von seinen syntaktischen Eigenschaften ab. Entscheidend dafür, welcher lexikalischen Kategorie ein Wort angehört, sind drei Gesichtspunkte:

1. die Distribution
2. die morphosyntaktischen Merkmale, die ein Wort anderen Konstituenten zuweisen kann,

3. die morphosyntaktischen Merkmale, die einem Wort zukommen können.

Mit dem ersten Gesichtspunkt nimmt man auf das schon erwähnte Phänomen Bezug, dass Wörter nicht an allen beliebigen Stellen in Sätzen auftreten können:

(82) (a) Mein neues Fahrrad ist grün.
(b) *Mein heute Fahrrad ist grün.
(c) *Mein Vorstellung Fahrrad ist grün.
(d) Mein Onkel kommt heute.
(e) *Mein Onkel kommt neu.
(f) *Mein Onkel kommt Vorstellung.
(g) Die Vorstellung dauert zwei Stunden.
(h) *Die heute dauert zwei Stunden.

Dementsprechend ist die Menge der syntaktischen Umgebungen, in denen ein Wort auftreten kann – dies bezeichnet man als seine **Distribution** – ein wichtiges Kriterium für die Klassifikation von Wörtern in lexikalische Kategorien.

Der zweite Gesichtspunkt greift die in 4.2.2 thematisierte Eigenschaft vieler Wörter auf, bestimmte Eigenschaften anderer Wörter, anderer Konstituenten zu bestimmen, z.B. einen bestimmten Kasus zuzuweisen. So weisen – ich erinnere an die Beispielsätze (66), (68) und (70) – *lesen*, *helfen* und *gedenken* einer anderen Konstituente jeweils einen bestimmten Kasus zu, ebenso wie dies in denselben Sätzen *nach*, *trotz* und *gegen* tun. Andere Wörter dagegen – wie z.B. *der*, *mein*, *sein*, *heute*, *weil*, *er* usw. – tun dies nicht. Zuweisung von bestimmten Eigenschaften an andere Wörter bzw. Konstituenten gibt es auch bei Kongruenzbeziehungen: So ist Satz (83) (a) ja deshalb ungrammatisch, weil *neuen* keine Form mit den Merkmalen Nominativ, Singular und Maskulinum ist, also der von *Nachbar* ausgehenden Kongruenzforderung nicht entspricht; und ebenso ist (83) (b) ungrammatisch, weil *das* hinsichtlich des Genus nicht mit *Nachbar* übereinstimmt:

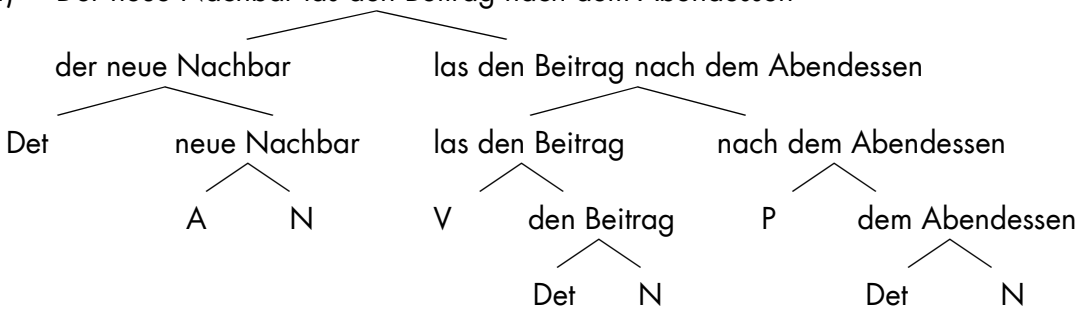
(83) (a) *Der neuen Nachbar gab Karl das Buch.
(b) *Das neue Nachbar gab Karl das Buch.

Wörter unterscheiden sich also – und dies ist der zweite Gesichtspunkt, das zweite syntaktische Kriterium für die Klassifikation von Wörtern in lexikalische Kategorien – hinsichtlich dessen, ob sie bestimmte Eigenschaften, ob sie die formale Ausprägung anderer Wörter bestimmen oder nicht; und sie unterscheiden sich auch hinsichtlich dessen, welche Eigenschaften anderer Wörter sie bestimmen – Wörter wie *lesen*, *helfen*, *gedenken*, aber auch Wörter wie *nach*, *trotz* und *wegen* den Kasus, ein Wort wie *Nachbar* – oder *Buch* oder *Freund* oder *Haus* usw. – dagegen Kasus, Numerus und Genus. Diese Eigenschaften von Wörtern wie Akkusativ, Dativ, Genitiv, Singular, Plural, Maskulinum usw. nennt man morphosyntaktische Eigenschaften oder **morphosyntaktische Merkmale**, weil es sich bei ihnen um Eigenschaften, um Merkmale handelt, die syntaktisch relevant, syntaktisch motiviert sind und morphologisch, d.h. durch Veränderungen eines Wortes realisiert werden: *dem Nachbarn helfen* vs. *den Nachbarn besuchen* oder *nach dem Abendessen* vs. *trotz des Abendessens*.
Der dritte Gesichtspunkt, der bei der Zuordnung von Wörtern zu lexikalischen Kategorien zu berücksichtigen ist, hängt eng mit dem zweiten Kriterium zusammen: Nicht alle Wörter können alle möglichen morphosyntaktischen Merkmale tragen. So kann ein Wort wie z.B. *Nachbar*

das Merkmal Dativ aufweisen – in der Form *Nachbarn* –, auch das Merkmal Nominativ oder Genitiv oder Akkusativ, aber nicht Merkmale wie Präsens, Präteritum, Indikativ, Konjunktiv usw. wie z.B. *lesen – liest, las, lese* usw. Dafür kann ein Wort wie *lesen* Merkmale wie Nominativ, Genitiv usw. nicht tragen. Wörter können also immer nur bestimmte morphosyntaktische Merkmale aufweisen, immer nur Merkmale bestimmter morphosyntaktischer Kategorien wie Kasus (Nominativ, Genitiv usw.), Numerus (Singular und Plural), Tempus (Präsens, Präteritum usw.) u.a. Außerdem gibt es natürlich auch viele Wörter, die gar keine morphosyntaktischen Merkmale tragen können, wie z.B. *wegen*, *trotz*, *dass*, *heute* usw.

Damit zurück zu unserem Ausgangspunkt, der Ersetzung der Konstituenten im Konstituentenstrukturbaum (67). Wenn man die genannten Kriterien für die Zuordnung von Wörtern zu lexikalischen Kategorien anwendet, erhält man in einem ersten Schritt den Konstituentenstrukturbaum (84) – auf eine Begründung für die jeweiligen Zuordnungen möchte ich an dieser Stelle verzichten, da es hier nur um eine Veranschaulichung der Grundgedanken geht:

(84) Der neue Nachbar las den Beitrag nach dem Abendessen



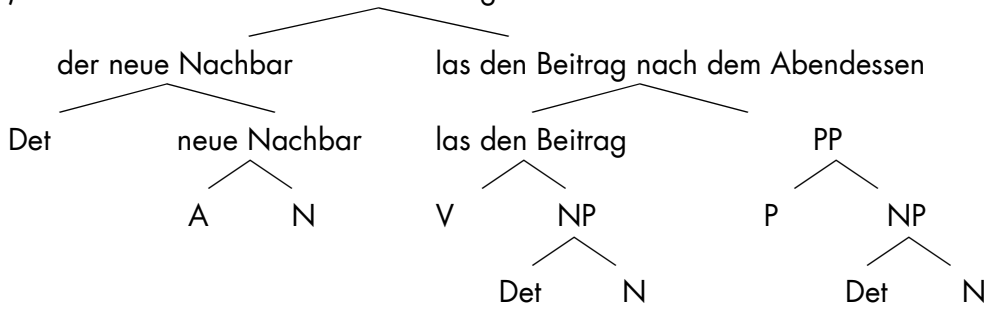
Zur Erläuterung von (84): *N* steht für Nomen (Substantiv), *V* für Verb, *A* für Adjektiv, *P* für Präposition, *Det* für eine Kategorie „Determinierer", zu der außer den Artikeln im engeren Sinne (dem bestimmten und dem unbestimmten Artikel) auch alle anderen Wörter gehören, die an dieser Stelle als Begleiter des Nomens stehen können bzw. müssen, also z.B. auch *mein*, *sein*, *kein*, *dieser* u.ä.

Im nächsten Schritt müssen nun auch komplexe Konstituenten wie *neue Nachbar*, *der neue Nachbar*, *nach dem Abendessen* usw. – also Wortfolgen – Kategorien zugeordnet werden, damit sie im Baum durch die entsprechenden Kategoriensymbole ersetzt werden können. Dabei greife ich auf Überlegungen in 4.2.2 zurück, und zwar auf die Überlegungen zu den Dependenzbeziehungen. Dort hatten wir gesehen, dass jeweils eine Konstituente andere Konstituenten hinsichtlich deren Eigenschaften oder zumindest hinsichtlich mancher Eigenschaften bestimmt. In unserem Fall wären das *las*, *nach* sowie – aufgrund der von ihnen ausgehenden Kongruenzforderung – *Nachbar*, *Beitrag* und *Abendessen*. Eine solche Konstituente nennt man **Kopf** und den Bereich, die Folge von Konstituenten, in dem bzw. in der der Einfluss dieser zentralen Konstituente wirksam ist, **Phrase**; dementsprechend spricht man oft nicht nur vom Kopf, sondern vom Kopf einer Phrase bzw. dem Phrasenkopf. Köpfe haben nicht nur Einfluss im Hinblick auf Subkategorisierung, Rektion und Kongruenz, sondern auch im Hinblick auf die lineare Abfolge – so muss *dem Abendessen* nach *nach* stehen, Satz (85) (a) z.B. wäre – im Unterschied etwa zu (85) (b) – ungrammatisch:

(85) (a) *Der neue Nachbar las den Beitrag dem Abendessen nach.
(b) Der neue Nachbar las den Beitrag des Interesses halber.

Nach diesen Bestimmungen ist es offenkundig, dass *den Beitrag*, *dem Abendessen* und *nach dem Abendessen* Phrasen sind, denn *Beitrag* und *Abendessen* bestimmen jeweils den Determinierer hinsichtlich Kasus, Numerus und Genus und *nach* bestimmt *dem Abendessen* im Hinblick auf den Kasus. Da Phrasen jeweils in Abhängigkeit von der Kategorienzugehörigkeit des Kopfes benannt werden, sind die ersten beiden Phrasen Nominalphrasen (NP), die Phrase *nach dem Abendessen* eine Präpositionalphrase (PP), so dass sich im zweiten Schritt der folgende Konstituentenstrukturbaum (86) ergibt:

(86) Der neue Nachbar las den Beitrag nach dem Abendessen



Neben lexikalischen Kategorien wie Det, A, N, V, P sind also auch Phrasenkategorien bzw. **phrasale Kategorien** wie NP und PP anzunehmen; beide zusammen bezeichnet man als **syntaktische Kategorien**.

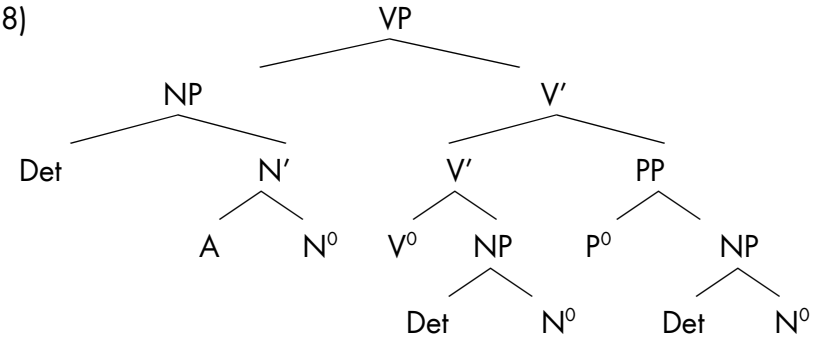
Die Konstituente *neue Nachbar* ist jedoch offensichtlich keine Phrase, denn der Einfluss von *Nachbar* reicht so wie der Einfluss von *Beitrag* und *Abendessen* bis zum Determinierer *der*. Da der Einfluss des Kopfes hier also noch nicht zu Ende ist, setzt man eine Zwischenkategorie an, sozusagen eine Erweiterung des Kopfes, die aber noch nicht Phrasenstatus hat. Solche Zwischenkategorien bezeichnet man durch einen hochgestellten Strich, also in diesem Fall N' als Bezeichnung für die Kategorie, zu der die Konstituente *neue Nachbar* gehört.

In einem letzten Schritt geht es bei diesem Beispiel dann noch um die Frage, wie weit der Einfluss des Kopfes *las* reicht. Wenn Sie sich an die Ausführungen in 4.2.2 erinnern, dann liegt es nahe, den ganzen Satz als VP zu betrachten, denn auch die Konstituente *der neue Nachbar* ist hinsichtlich seiner Kategorienzugehörigkeit von *las* abhängig – Sätze wie (87) (a) und (b) sind in Abhängigkeit von *las* ungrammatisch, während (87) (c) und (d) grammatisch sind, weil *freuen* diese Belegung dieser Position zulässt:

(87) (a) *Dass er kommt, las den Beitrag nach dem Abendessen.
(b) *Morgen schwimmen zu gehen las den Beitrag nach dem Abendessen.
(c) Dass er kommt, freut mich.
(d) Morgen schwimmen zu gehen freut mich.

Wenn man nun in Analogie zu *neue Nachbar* die Konstituenten *las den Beitrag* und *las den Beitrag nach dem Abendessen* ebenfalls einer Zwischenkategorie – in diesem Fall der Kategorie V' – zuordnet und wenn man – wie dies üblich ist – die jeweiligen Köpfe der Phrasen durch eine hochgestellte Null kennzeichnet, ergibt sich schließlich der Konstituentenstrukturbaum (88):

(88)



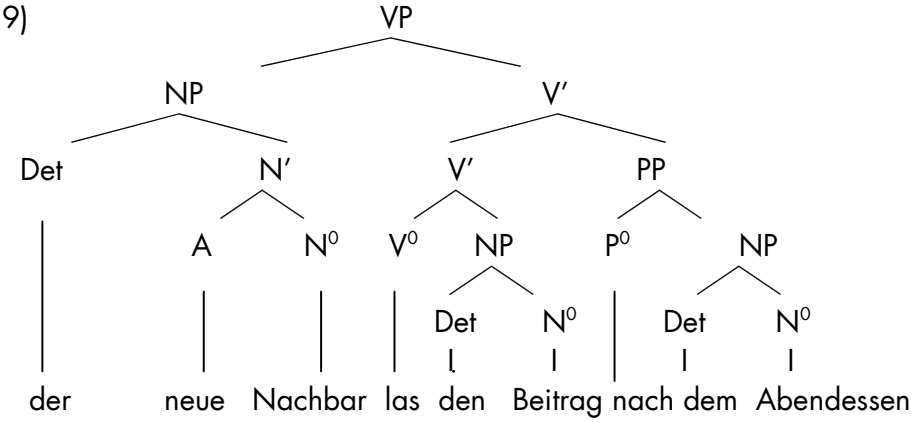
Dieser Baum repräsentiert die Konstituentenstruktur, die allen Sätzen, die sich nur durch die lexikalische Füllung voneinander unterscheiden, gemeinsam ist, also auch den Sätzen (68), (70) und zahllosen anderen:

(68) Mein kranker Onkel half seinem Nachbarn trotz seiner Schmerzen.

(70) Die betroffenen Anwohner gedachten des Anschlags gegen seinen Willen.

Wenn man die Konstituentenstruktur eines bestimmten Satzes angeben will, setzt man unter die Symbole für die lexikalischen Kategorien noch die jeweiligen in diesem Satz vorkommenden Wörter, so dass man auf diese Weise sowohl die allgemeine Konstituentenstruktur erfasst – also das, was der Satz mit zahllosen anderen Sätzen teilt – als auch das Spezifische des einzelnen Satzes, nämlich seine lexikalische Füllung. Dementsprechend sähe der Konstituentenstrukturbaum für (66) wie (89) aus – dies ist auch die übliche Form für die Angabe der Konstituentenstrukturen von Sätzen:

(89)

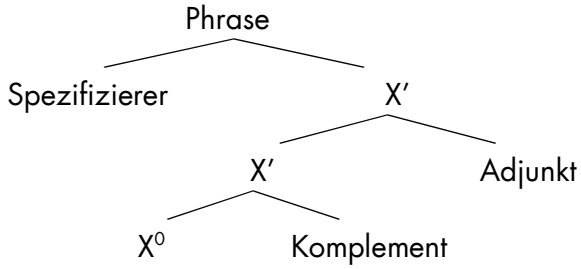


Wir sind damit an dem Punkt angelangt, an dem kurz skizziert werden kann, wie im Rahmen einer Konstituentenstrukturgrammatik das syntaktische Wissen der Sprecher einer Sprache erfasst und explizit gemacht werden kann. Aufgrund der begrenzten Zahl von allgemeinen Konstituentenstrukturen lassen sich Regeln formulieren, die das Spektrum der in einer Sprache möglichen Konstituentenstrukturen bestimmen – und zwar sind dies zum einen Regeln für den Aufbau von Phrasen generell, zum andern Regeln für den Aufbau bestimmter Typen von Phrasen, z.B. von Nominalphrasen, Verbalphrasen, Präpositionalphrasen usw.

Allgemein gilt für den **Aufbau einer Phrase**, dass Phrasen einen **Kopf** haben, dass sie ein oder mehrere **Komplemente** haben können – dies sind die vom Kopf hinsichtlich Subkategorisierung und Rektion abhängigen Konstituenten, die auf der gleichen Stufe im Baum stehen wie der Kopf – und dass sie einen sog. **Spezifizierer** besitzen – dies ist die

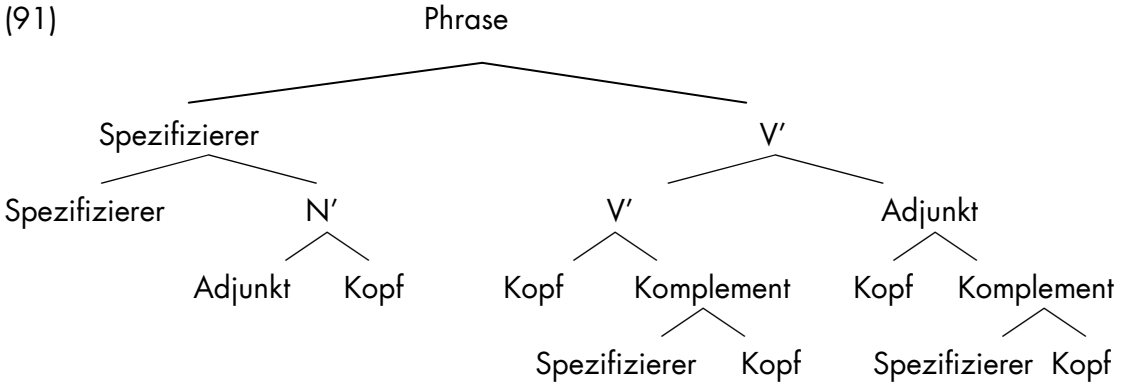
phrasenabschließende Konstituente, die sich bei der ersten Zerlegung einer Phrase im Deutschen jeweils als erste Konstituente links ergibt; außerdem können Phrasen noch vom Kopf unabhängige, freie Bestandteile enthalten, sog. **Adjunkte**. Demnach wären im Satz (66) – dies kann man in Baum (89) erkennen – *Nachbar*, *las*, *Beitrag*, *nach* und *Abendessen* Köpfe von Phrasen, *den Beitrag* und *dem Abendessen* Komplemente – von *las* bzw. *nach* –, *der neue Nachbar* Spezifizierer der VP, *der*, *den* und *dem* ebenfalls Spezifizierer – jeweils einer NP – *neue* und *nach dem Abendessen* Adjunkte. *Nach* ergibt sich bei der ersten Zerlegung der PP zwar auch als erste Konstituente links, ist aber dennoch kein Spezifizierer, sondern der Kopf der Phrase, da sie u.a. den Kasus der NP *dem Abendessen* bestimmt – das scheinbare Problem hier ist nur darauf zurückzuführen, dass die Konstituentenstrukturbäume, mit denen ich hier arbeite, stark vereinfacht sind. Auch der Aufbau von Phrasen sei noch einmal graphisch veranschaulicht – zuerst, was den Aufbau von Phrasen generell angeht, in (90), wobei das *X* als Variable zu verstehen ist und anzeigen soll, dass diese Struktur für alle Typen von Phrasen gilt.

(90)



Bezogen auf die Konstituentenstruktur in (89) könnten die angesprochenen Zusammenhänge so wie in (91) veranschaulicht werden:

(91)



Allein schon durch diese Regeln für den Aufbau von Phrasen allgemein ist das Spektrum möglicher Konstituentenstrukturen stark beschränkt; noch mehr beschränkt wird es durch **Regeln für den Aufbau bestimmter Typen von Phrasen** in einer Sprache, z.B. für Verbalphrasen, Nominalphrasen oder Präpositionalphrasen im Deutschen. So gilt beispielsweise, dass im Deutschen Komplemente in Präpositionalphrasen rechts vom Kopf stehen, Komplemente in Adjektivphrasen dagegen links vom Kopf, wie die Beispiele (92) zeigen:

(92) (a) der seinem Herrn treue Hund
(b) *der treue seinem Herrn Hund

Und der Spezifizierer ist in Nominalphrasen in der Regel ein Determinierer, in Verbalphrasen dagegen eine NP oder ein Satz, aber nie ein Determinierer oder etwa eine PP wie in (93):

(93) *Auf dem Tisch las den Beitrag nach dem Abendessen.

Während Regeln wie die genannten die Menge der möglichen Konstituentenstrukturen beschränken, ist die jeweilige spezifische Ausgestaltung der syntaktischen Struktur einzelner Sätze lexikalisch gesteuert, und zwar durch die spezifischen syntaktischen Eigenschaften der Wörter, die jeweils als Köpfe fungieren: sie bestimmen die Zahl und Art der Komplemente, deren morphologische Eigenschaften, die morphologischen Eigenschaften weiterer Konstituenten – über Kongruenzforderungen –, z.T. die Art des Spezifizierers, z.T. die Reihenfolge der Komplemente usw. M. a. W.: Die Wörter, die als Köpfe von Phrasen fungieren, übertragen, sie **projizieren** ihre syntaktischen Eigenschaften auf die Phrase, deren Kopf sie sind. Die Konstituente, an der der Einfluss endet, nennt man **maximale Projektion** – dementsprechend sind jeweils Phrasen maximale Projektionen. Und da sich Sätze insgesamt aus Phrasen aufbauen, die selbst wieder Phrasen enthalten können, und Sätze als Ganzes auch Phrasen sind, ergibt sich folglich die syntaktische Struktur von Sätzen im Zusammenspiel von allgemeinen syntaktischen Regeln und den spezifischen syntaktischen Eigenschaften der Wörter, die als Phrasenköpfe fungieren.

In der Sprachwissenschaft gibt es derzeit – wie eingangs schon erwähnt – eine Reihe unterschiedlicher Ausprägungen der Konstituentenstrukturgrammatik – die oft auch als Phrasenstrukturgrammatik bezeichnet wird; teilweise stellt diese Konstituentenstrukturgrammatik auch nur eine Komponente innerhalb eines komplexeren Grammatikmodells dar. Auf diese Dinge kann im gegebenen Zusammenhang natürlich nicht einmal andeutungsweise eingegangen werden.

4.3.2 Wortart- und Satzgliedlehre

Die der traditionellen Grammatik entstammende Wortart- und Satzgliedlehre ist das bekannteste und außerhalb der Sprachwissenschaft – insbesondere in der Schule – am weitesten verbreitete syntaktische Beschreibungsmodell. Nach diesem Modell wird die syntaktische Struktur von Sätzen dadurch beschrieben, dass die einzelnen Wörter Wortarten – Substantiv, Verb, Adjektiv usw. – zugeordnet sowie verschiedene Satzteile als Satzglieder bestimmt werden, denen eine bestimmte syntaktische Funktion im Satz – Subjekt, Objekt usw. – zukommt. Dementsprechend werden die syntaktischen Regularitäten einer Sprache zum einen dadurch erfasst, dass die verschiedenen Wortarten im Hinblick auf ihre syntaktischen Verwendungsmöglichkeiten beschrieben werden, zum andern dadurch, dass angegeben wird, wie die verschiedenen Satzgliedfunktionen, wie die verschiedenen syntaktischen Funktionen von Teilen von Sätzen durch Wörter welcher Wortarten bzw. Wortgruppen welchen Typs – Substantivgruppen, Präpositionalgruppen usw. – realisiert werden können. Diese Vorgehensweise findet auch in den meisten Grammatiken ihren Niederschlag, die in der Regel in einem Teil – oft unter dem Titel „Das Wort" – die verschiedenen Wortarten behandeln, wobei allerdings nicht nur die syntaktischen, sondern auch die morphologischen Eigenschaften der Wörter Berücksichtigung finden, und in einem zweiten Teil – oft mit „Der Satz" überschrieben – die verschiedenen Satzglieder, die verschiedenen syntaktischen Funktionen von Teilen von Sätzen beschreiben – auch hier werden heute allerdings z.T. noch andere Dinge thematisiert.

Unter einer **Wortart** versteht man eine Klasse, eine Kategorie, zu der die Wörter gehören, die die gleichen oder zumindest weitgehend gleiche Eigenschaften aufweisen – insofern entspricht der Begriff ‚Wortart' im Wesentlichen dem im vorangehenden Abschnitt erläuterten Begriff ‚lexikalische Kategorie'. Welche Eigenschaften jedoch für die Zuordnung von Wörtern zu Wortarten relevant sind, mit welchen Kriterien man bei der Wortartklassfikation arbeiten sollte – dazu gibt es sehr unterschiedliche Auffassungen, so dass sowohl die Zahl der Wortarten als auch die jeweilige Bestimmung, die jeweilige Definition der einzelnen Wortarten in verschiedenen Ansätzen zur Wortartenklassifikation z.T. sehr stark differiert.

Außer solchen Kriterien, wie ich sie in 4.3.1 im Zusammenhang mit der Behandlung der lexikalischen Kategorien genannt habe – die man als **syntaktische Kriterien** bezeichnen kann, da sie auf syntaktische Zusammenhänge Bezug nehmen – werden auch semantische sowie morphologische Kriterien zur Wortartklassifikation herangezogen. Mit **semantischen Kriterien** arbeitet man, wenn man auf die semantischen Eigenschaften von Wörtern Bezug nimmt – so etwa, wenn man die Wortart ‚Substantiv' als die Wortart bestimmt, zu der die Wörter gehören, die Lebewesen, Dinge oder abstrakte Vorstellungen bezeichnen, wenn man die Wortart ‚Verb' so definiert, dass die Wörter zu dieser Wortart gehören, die für Vorgänge, Zustände, Handlungen stehen, oder wenn man eine Wortart ‚Numeral' oder ‚Zahlwort' annimmt, zu der die Wörter gerechnet werden, die Zahlen, Zahlenverhältnisse und Mengen angeben. **Morphologische Kriterien** gehen auf das schon im Zusammenhang mit den morphosyntaktischen Eigenschaften angesprochene Phänomen zurück, dass viele Wörter unterschiedliche Formen aufweisen können, mit denen bestimmte Merkmale wie Kasus, Numerus, Tempus usw. zum Ausdruck gebracht werden können. Kriterien dieser Art sind die Flektierbarkeit von Wörtern, die Deklinierbarkeit, die Konjugierbarkeit und die Komparierbarkeit von Wörtern. Dementsprechend kann z.B. eine Wortart angesetzt werden, zu der die Wörter gehören, die konjugierbar sind – die Verben –, eine Wortart, zu der die Wörter gehören, die komparierbar sind – die Adjektive –, usw.

Ein weiterer Unterschied zwischen verschiedenen Ansätzen zur Wortartklassifikation besteht darin, ob ein Ansatz nur mit einer Art von Kriterien – also nur syntaktischen oder nur morphologischen oder nur semantischen Kriterien – arbeitet oder ob Kriterien unterschiedlicher Art herangezogen werden. Im ersten Fall spricht man von **homogenen**, im zweiten Fall von **heterogenen Wortartklassifikationen**.

Semantische Kriterien spielen zumindest in der Sprachwissenschaft – im Unterschied zur Schule – nur noch eine untergeordnete Rolle: sie sind auch die mit Abstand problematischsten. Denn wenn man z.B. – wie schon erwähnt – zur Wortart ‚Verb' all die Wörter zählt, die für Vorgänge, Zustände, Handlungen stehen, müsste man Wörter wie *Handlung*, *Tat*, *Sprung*, *Müdigkeit* usw. zu den Verben rechnen, die Hilfs- und Modalverben wären dagegen keine Verben. Wenn man zur Wortart ‚Adjektiv' alle die Wörter rechnet, die eine Eigenschaft bezeichnen, müssten auch *Treue*, *Schönheit*, *Größe* Adjektive sein – Wörter wie *heutig*, *teilweise* oder *zehnte* dagegen wären danach keine Adjektive, obwohl sie sich syntaktisch und morphologisch so verhalten wie Adjektive, die Eigenschaften bezeichnen. Und zu einer Wortart wie ‚Numeral' würden Wörter wie *eins*, *zehnte*, *einmal*, *Viertel*, *Dutzend* gehören, die sich syntaktisch und morphologisch völlig unterschiedlich verhalten. M.a.W.: Eine Wortartklassifikation auf der Basis semantischer Kriterien führt zu völlig heterogenen Klassen, die jeglicher Plausibilität und praktischen Nutzbarkeit entbehrten. Dass man auch dann, wenn man Wortarten semantisch definiert hat, Wörter wie *Handlung*, *Tat*, *Sprung*, *Müdigkeit* nicht

zu den Verben, sondern zu den Substantiven zählt, und Wörter wie *Treue*, *Schönheit*, *Größe* usw. ebenfalls zu den Substantiven und nicht zu den Adjektiven, ist darin begründet, dass man unter der Hand letztlich doch auf morphologische und/oder syntaktische Kriterien zurückgegriffen hat.

Morphologische Kriterien sind für die Wortartklassifikation demgegenüber wesentlich sinnvoller, doch werfen auch sie einige Probleme auf. Wenn Adjektive beispielsweise als dadurch gekennzeichnet betrachtet werden, dass sie deklinierbar und komparierbar sind, dann sind Wörter wie *lila*, *rosa* oder *prima*, die nicht deklinierbar und nicht komparierbar sind, problematisch, und Wörter wie *heutig*, *ledig*, *gemeinsam*, *orthographisch*, *gläsern* u.v.a. werfen wegen ihrer fehlenden Komparierbarkeit Probleme auf. Wenn man diese Wörter dann doch den Adjektiven zuschlägt, so hat dies letztlich syntaktische Gründe: sie verhalten sich syntaktisch so wie deklinierbare und komparierbare Adjektive. Wenn man sich dann noch vergegenwärtigt, dass es viele Wörter gibt, die gar keine morphologischen Eigenschaften haben– die ihre Form also gar nicht verändern können –, dass aber alle Wörter syntaktische Eigenschaften haben – zumindest Distributionseigenschaften –, dann liegt es nahe, für die Zuordnung von Wörtern zu Wortarten – so wie dies in 4.3.1 im Zusammenhang mit den lexikalischen Kategorien praktiziert wurde – ausschließlich syntaktische Kriterien heranzuziehen, zumal die morphologischen Eigenschaften von Wörtern –darauf habe ich in 4.3.1 schon hingewiesen – zum größten Teil letztlich auch syntaktisch motiviert bzw. syntaktisch relevant sind. Dass dort nicht von Flektierbarkeit, Deklinierbarkeit usw. die Rede war, sondern davon, ob Wörter bestimmte morphosyntaktische Merkmale aufweisen können, hat Gründe, auf die ich im nächsten Kapitel, in dem es um die Morphologie geht, zu sprechen kommen werde.

Im Unterschied zu der hier favorisierten Vorgehensweise sind die meisten Wortartklassifikationen – so auch die in der Schule gebräuchlichen – heterogene Klassifikationen. Da es hier sehr verschiedene Ansätze gibt, ist es im gegebenen Zusammenhang nicht möglich, näher auf diese Ansätze einzugehen und sich angemessen mit den mit ihnen verbundenen Problemen auseinanderzusetzen.

Als **Satzglieder** – um zum zweiten zentralen Begriff der traditionellen Vorgehensweise in der Syntax zu kommen – bezeichnet man solche Teile in Sätzen, die relativ selbständig sind und denen eine bestimmte syntaktische Funktion in einem Satz zukommt. Ob bestimmte Teile in Sätzen Satzgliedstatus haben, d.h. Satzglieder sind, lässt sich im Deutschen daran erkennen, ob sie als Gesamtheit verschoben werden können, ohne dass sich die Bedeutung – die denotative Bedeutung – des jeweiligen Satzes ändert. Wenn man den schon aus dem letzten Abschnitt der Vorlesung bekannten **Verschiebetest** auf den Satz (66) anwendet, ergeben sich – wie die Beispiele unter (94) zeigen – die unter (95) aufgeführten Satzglieder.

(66) Der neue Nachbar las den Beitrag nach dem Abendessen.

(94) (a) Den Beitrag las der neue Nachbar nach dem Abendessen.
(b) Der neue Nachbar las nach dem Abendessen den Beitrag.
(c) Nach dem Abendessen las der neue Nachbar den Beitrag.
(d) Den Beitrag las nach dem Abendessen der neue Nachbar.
(e) Las der neue Nachbar den Beitrag nach dem Abendessen?
(f) *Der neue las den Beitrag Nachbar nach dem Abendessen.

(g) *Der neue Nachbar las nach den Beitrag dem Abendessen.
(h) *Nach dem Abendessen den Beitrag der las neue Nachbar.
usw.

(95) der neue Nachbar, las, den Beitrag, nach dem Abendessen

Wichtig ist, dass die Bedingung dafür, dass ein Teil eines Satzes ein Satzglied ist, lautet, dass dieser Teil als Gesamtheit verschoben werden kann, aber nicht, dass er n u r als Gesamtheit verschoben werden kann. Den Unterschied belegen die folgenden Beispiele:

(96) (a) Er hat genug Geld.
(b) Geld hat er genug.
(c) Genug Geld hat er.
(97) (a) Sie besitzt viele Bücher.
(b) Bücher besitzt sie viele.
(c) Viele Bücher besitzt sie.
(98) (a) Sie hat das Buch, das ich ihr empfohlen habe, gelesen.
(b) Sie hat das Buch gelesen, das ich ihr empfohlen habe.
(c) Das Buch, das ich ihr empfohlen habe, hat sie gelesen.

Zwar sind – wie diese Beispiele zeigen – auch *genug*, *Geld*, *viele*, *Bücher*, *das Buch* sowie *das ich ihr empfohlen habe* getrennt verschiebbar, sie sind aber – und nur darauf kommt es bei der Satzgliedbestimmung an – auch zusammen verschiebbar, wie man an den jeweiligen (c)-Sätzen erkennen kann. Deshalb ist auch *das ich ihr empfohlen habe* kein Satzglied, sondern nur Teil eines Satzglieds, und zwar des Satzglieds *das Buch, das ich ihr empfohlen habe*.

An dem Beispiel *das ich ihr empfohlen habe* kann man übrigens auch erkennen, dass ‚Satzglied' und ‚Phrase' nicht einfach verschiedene Begriffe aus unterschiedlichen grammatiktheoretischen Modellen für ein und dasselbe sind, sondern dass Satzglieder etwas deutlich anderes sind als Phrasen. Denn *das ich ihr empfohlen habe* ist zwar eindeutig kein Satzglied; es ist aber ebenso eindeutig eine Phrase, und zwar eine Verbalphrase. Ein zweites Beispiel ist die Phrase *dem Abendessen* in (66), die ebenfalls kein Satzglied, sondern Teil des Satzglieds *nach dem Abendessen* ist. Noch deutlicher wird der Unterschied zwischen Phrase und Satzglied an den folgenden Beispielen:

(99) Das Fahrrad des Freundes meines Onkels gehört seit der letzten Woche dem Bäcker in der Bahnhofstraße.
(100) Viele Leute hofften, dass der Minister nach diesem Skandal zurücktreten würde.

Beide Sätze enthalten viel mehr Phrasen als Satzglieder, wie die folgenden Auflistungen zeigen:

- Phrasen in (99): *das Fahrrad des Freundes meines Onkels, des Freundes meines Onkels, meines Onkels, seit der letzten Woche, der letzten Woche, dem Bäcker in der Bahnhofstraße, in der Bahnhofstraße, der Bahnhofstraße*

- Satzglieder in (99): *das Fahrrad des Freundes meines Onkels, gehört, seit der letzten Woche, dem Bäcker in der Bahnhofstraße*

- Phrasen in (100): *viele Leute, dass der Minister nach diesem Skandal zurücktreten würde, der Minister nach diesem Skandal zurücktreten würde, der Minister, nach diesem Skandal, diesem Skandal*

- Satzglieder in (100): *viele Leute, hofften, dass der Minister nach diesem Skandal zurücktreten würde, der Minister, nach diesem Skandal, zurücktreten würde*

Diese Auflistungen zeigen – zusammen mit den anderen Beispielen – ganz eindeutig, dass Satzglieder und Phrasen durchaus verschiedene Dinge sind, und natürlich erst recht, dass Satzglied und Konstituente alles andere als dasselbe sind. So weisen die Sätze (99) und (100) wie auch die anderen Beispiele noch viel mehr Konstituenten als Phrasen auf: Außer den einzelnen Wörtern sind auch Wortfolgen wie z.B. *Fahrrad des Freundes meines Onkels*, *Freundes meines Onkels*, *letzten Woche* oder *gehört seit der letzten Woche dem Bäcker in der Bahnhofstraße* Konstituenten, aber keine Phrasen und schon gar keine Satzglieder. Die Auflistungen machen aber auch deutlich, dass es auf der anderen Seite auch Satzglieder gibt, die gar keine Phrasen sind, nämlich – ich beschränke mich auf (99) und (100) – *gehört*, *hofften* und *zurücktreten würde*.

Ob Konstituenten wie *gehört*, *hofften* und *zurücktreten würde* – also Prädikate – wirklich Satzgliedstatus haben, ist in der Forschung allerdings umstritten. Zumindest nach einem weiteren, häufig verwendeten Test für die Ermittlung von Satzgliedern, dem **Vorfeldtest**, wären Prädikate keine Satzglieder. Denn dieser Test besagt, dass Konstituenten, die allein die Position vor dem finiten Verb in einem Aussagesatz übernehmen können, Satzglieder sind. Dies trifft – etwa auf (66) bezogen – auf *der neue Nachbar*, *den Beitrag* und *nach dem Abendessen* zu, wie die Sätze (94) (a) – (c) zeigen, aber nicht für *las*, denn *las* selbst ist ja das finite Verb.

Der zweite Unterschied zwischen Satzgliedern und Phrasen ist jedoch noch weit wichtiger und grundlegender: Satzglieder werden immer als Einheiten verstanden, die eine bestimmte syntaktische Funktion in einem Satz haben, z.B. Subjekt, Objekt, Adverbialbestimmung o.ä. zu sein: Satzglieder sind also **funktionale Einheiten**. Demgegenüber sind Phrasen **kategoriale Einheiten**, d.h. Einheiten, die durch ihre jeweilige Form bestimmt sind. Anders ausgedrückt: Ob eine Einheit, ob eine Konstituente eine Phrase, ob sie eine Phrase eines bestimmten Typs, z.B. eine Nominalphrase ist, hängt von ihren Eigenschaften ab; ob eine Einheit, ob eine Konstituente ein Satzglied, ein Satzglied eines bestimmten Typs, z.B. Subjekt ist, hängt davon ab, ob sie eine syntaktische Funktion und welche syntaktische Funktion sie in einem Satz hat. Eine Konstituente, eine Wortgruppe ist demnach eine Phrase, eine bestimmte Phrase, etwa eine Nominalphrase, „an sich" – wenn sie über die entsprechenden Eigenschaften verfügt. Eine Konstituente, eine Wortgruppe kann aber niemals ein Satzglied, ein bestimmtes Satzglied, z.B. Subjekt „an sich" sein, sondern immer nur in Bezug auf einen bestimmten Satz – wenn sie dort die entsprechende syntaktische Funktion hat.
Man muss also strikt unterscheiden zwischen **syntaktischen Kategorien** und **syntaktischen Funktionen**: syntaktische Kategorien sind z.B. Verbalphrase, Nominalphrase, Präpositionalphrase usw. – also phrasale Kategorien –, aber auch die Wortarten, die lexikalischen Kategorien: ob ein Wort einer bestimmten Wortart, einer bestimmten lexikalischen Kategorie angehört, hängt von seinen Eigenschaften, nicht von seinen Funktionen im Satz ab. Und syntaktische Funktionen sind die verschiedenen syntaktischen Funktionen, die Satzglieder haben können, also die Satzgliedfunktionen wie Subjekt, Objekt

usw., aber auch die syntaktische Funktion solcher Teile von Satzgliedern, die ein Substantiv näher bestimmen – die Funktion als **Attribut**, die z.B. *das ich ihr empfohlen habe* in (98) oder – u.a. – *des Freundes meines Onkels* und *in der Bahnhofstraße* in (99) zukommt.

Dies bedeutet, dass ein bestimmtes Wort, dass eine bestimmte Phrase in unterschiedlichen Sätzen unterschiedliche syntaktische Funktionen haben kann, wie auch umgekehrt, dass ein und dieselbe syntaktische Funktion durch Wörter bzw. Phrasen unterschiedlichen Typs realisiert werden kann. Ich möchte dies abschließend an einem notorischen Problemfall veranschaulichen, der auch in der Sprachwissenschaft immer wieder zu Vermischungen und Missverständnissen führt – dem Unterschied zwischen der Wortart, der lexikalischen Kategorie ‚Adverb' und der syntaktischen Funktion ‚Adverbialbestimmung' bzw. – so die oft verwendete Kurzform – ‚Adverbial'. In den Sätzen (101)

(101) (a) Ich habe gestern einen sehr guten Film gesehen.
(b) Der Stichtag war gestern.
(c) Das Spiel gestern war eine große Enttäuschung.

tritt jedes Mal das Wort *gestern* auf, das zweifelsfrei zur Wortart Adverb gehört; als Adverbialbestimmung fungiert dieses Adverb aber nur in (101) (a). In (101) (b) hat es eine andere syntaktische Funktion, die eines Prädikativums, in (101) (c) fungiert es als Attribut. Und nur in (101) (a) fungiert ein Adverb als Adverbialbestimmung, in den folgenden Sätzen (102) dagegen fungiert – in (102) (a) – eine Präpositionalphrase, nämlich *am letzten Sonntag*, als Adverbialbestimmung, in (102) (b) eine Nominalphrase – *jeden Tag* – und in (102) (c) ein Satz, nämlich *obwohl es regnet*:

(102) (a) Ich habe am letzten Sonntag einen sehr guten Film gesehen.
(b) Emil trinkt jeden Tag mindestens acht Tassen Kaffee.
(c) Anna geht spazieren, obwohl es regnet.

4.3.3 Feldermodell

Nicht zuletzt, weil die Wortart- und Satzgliedlehre die linearen Beziehungen ganz unberücksichtigt lässt, wurde in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts speziell für das Deutsche das Feldermodell – teilweise auch Stellungsfeldermodell oder topologisches Satzmodell genannt – entwickelt, das in den darauffolgenden Jahrzehnten entscheidende Modifikationen erfahren hat und heute als wichtiges Modell für die Beschreibung und Erfassung der Wort- und Satzgliedstellungsregularitäten – der topologischen Regularitäten – des Deutschen gilt.
Ausgangspunkt für dieses Modell ist die für das Deutsche – wie für das Niederländische – charakteristische Erscheinung, dass im Falle komplexer Prädikate oder trennbarer Verben die verbalen Bestandteile unter bestimmten Umständen eine Klammer, die sog. **Satzklammer** bilden, wie z.B. in den folgenden Sätzen:

(103) (a) Der beste Freund meines Onkels **hat** den Beitrag **gelesen** trotz seiner Müdigkeit.
(b) Wer **hat** den Beitrag **gelesen** trotz seiner Müdigkeit?

(c) Was **hat** der beste Freund meines Onkels **gelesen** trotz seiner Müdigkeit?
(d) **Hat** der beste Freund meines Onkels den Beitrag **gelesen**, trotz seiner Müdigkeit?
(e) Der Künstler **sagte** das Konzert **ab** wegen seiner Erkältung.
(f) Wer **sagte** das Konzert **ab** wegen seiner Erkältung?
(g) **Sagte** der Künstler das Konzert **ab** wegen seiner Erkältung?

In all diesen Fällen eröffnen sich durch die – durch Fettdruck gekennzeichnete – Satzklammer, die aus dem linken und dem rechten Klammerteil besteht – in der Regel spricht man vereinfachend von **linker** und **rechter Klammer** –, drei Felder: das **Vorfeld** vor der linken Klammer, das **Mittelfeld** zwischen linker und rechter Klammer und das **Nachfeld** nach der rechten Klammer, so dass man die Felderstruktur dieser Sätze auf die folgende Weise darstellen kann:

(104)

	Vorfeld	linke Klammer	Mittelfeld	rechte Klammer	Nachfeld
(a)	Der beste Freund meines Onkels	hat	den Beitrag	gelesen	trotz seiner Müdigkeit
(b)	Wer	hat	den Beitrag	gelesen	trotz seiner Müdigkeit
(c)	Was	hat	der beste Freund meines Onkels	gelesen	trotz seiner Müdigkeit
(d)		Hat	der beste Freund meines Onkels den Beitrag	gelesen	trotz seiner Müdigkeit
(e)	Der Künstler	sagte	das Konzert	ab	wegen seiner Erkältung
(f)	Wer	sagte	das Konzert	ab	wegen seiner Erkältung
(g)		Sagte	der Künstler das Konzert	ab	wegen seiner Erkältung

Nur Ausgangspunkt ist die Erscheinung der aus verbalen Bestandteilen gebildeten Satzklammer insofern, als man in diesem Modell auch bei anderen Konstellationen als denen der verbalen Satzklammer von Satzklammer sowie Vorfeld, Mittelfeld und Nachfeld spricht, wie die folgende Übersicht zeigt:

(105)

	Vorfeld	linke Klammer	Mittelfeld	rechte Klammer	Nachfeld
(a)	Der beste Freund meines Onkels	schreibt	einen Brief		
(b)	Der beste Freund	schreibt			dass er mich bald besucht

	meines Onkels				
(c)		dass	der beste Freund meines Onkels den Beitrag	gelesen hat	trotz seiner Müdigkeit
(d)		obwohl	der Künstler das Konzert	absagte	wegen seiner Erkältung
(e)	der / wer		den Beitrag	gelesen hat	trotz seiner Müdigkeit
(f)	Paul	wird		kommen	
(g)	Paul	schläft			

Es würde im gegebenen Zusammenhang zu weit führen, die Gründe für diese Vorgehensweise im Einzelnen detailliert zu begründen – ich möchte sie jedoch wenigstens kurz andeuten.

Im Fall von (105) (a) und (b) zeigen die Grammatikalitätsverteilungen bei den entsprechenden, nur im Tempus veränderten Sätzen mit verbaler Klammer einen deutlichen Unterschied:

(106) (a) Der beste Freund meines Onkels hat einen Brief geschrieben.
(b) *Der beste Freund meines Onkels hat geschrieben einen Brief.
(c) *Der beste Freund meines Onkels hat, dass er mich bald besucht, geschrieben.
(d) Der beste Freund meines Onkels hat geschrieben, dass er mich bald besucht.

M.a.W.: Eine Nominalphrase kann nicht im Nachfeld, ein *dass*-Satz nicht im Mittelfeld stehen. Es ist deshalb naheliegend, dass es sich bei (105) (a) und (b) entsprechend verhält, d.h., dass der Tempuswechsel keine syntaktischen Auswirkungen hat, dass wir also auch bei diesen Sätzen eine Satzklammer, wenn auch nur eine virtuelle Satzklammer – mit leerer rechter Klammer – annehmen können. Zudem – und vor allem – erlaubt dies eine Vereinfachung der Beschreibung der Wortstellungsregularitäten in Bezug auf die Stellungsmöglichkeiten von Nominalphrasen und *dass*-Sätzen: man kann die erwähnten Beschränkungen dann für alle Fälle gleich formulieren.

Die Analyse in (105) (c) und (d) geht darauf zurück, dass immer dann, wenn eine subordinierende Konjunktion wie *dass*, *obwohl*, *weil*, *ob* usw. am Satzanfang steht, das finite Verb nicht wie in allen bisherigen Sätzen in der linken, sondern in der rechten Klammer steht. Da also eine systematische Beziehung zwischen dem Auftreten einer solchen Konjunktion und der Stellung des finiten Verbs besteht, scheint es gerechtfertigt, anzunehmen, dass in diesen Fällen die Konjunktion die linke Klammer besetzt.
Auf den ersten Blick gleiche Verhältnisse liegen bei den in (105) (e) beschriebenen Sätzen – also mit Relativ- und Frageausdrücken am Satzanfang – vor. Aufgrund der Überlegung, dass *der* und *wer* wie alle Relativ- und Frageausdrücke Satzgliedstatus haben, und deshalb wie die anderen – nicht verbalen – Satzglieder behandelt werden sollten, aber auch aus anderen Gründen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, nimmt man – m.E. zu Recht – häufig eine Struktur wie in (105) (e) an. Allerdings wird teilweise auch eine zu (105) (c) und (d) analoge Analyse vertreten.

Die Strukturdarstellung in (105) (f) und (g) schließlich ist darin begründet, dass die Stellungspositionen, über die das Deutsche prinzipiell verfügt – linke und rechte Klammer, Vorfeld, Mittelfeld und Nachfeld – nicht immer alle besetzt sein müssen, dass die vorhandenen Optionen also nicht immer alle genutzt werden müssen – im Übrigen war dies auch schon bei einigen anderen der bisher betrachteten Sätze der Fall.

Das Feldermodell ermöglicht aber nicht nur eine angemessene Beschreibung der linearen Struktur von Sätzen, es gestattet auch – und hier liegt sein Hauptverdienst – die Erfassung und Beschreibung von Regularitäten der linearen Abfolge im Deutschen, und zwar dadurch, dass jeweils angegeben werden kann, welche der verschiedenen Positionen auf welche Weise besetzt werden kann bzw. muss. Um zur Veranschaulichung einige konkrete Beispiele für Wortstellungsregularitäten und ihre Formulierung im Rahmen des Feldermodells zu geben:
- im Vorfeld darf höchstens ein Satzglied stehen,
- im Mittelfeld dürfen beliebig viele Satzglieder stehen,
- Nominalphrasen können nicht im Nachfeld stehen,
- Subjekt- und Objektsätze können nur im Vorfeld oder im Nachfeld, aber nicht im Mittelfeld stehen,
- wenn in der linken Klammer eine Konjunktion steht, steht das finite Verb in der rechten Klammer

usw.

Zudem liefert das Feldermodell u.a. eine Basis für die Beschreibung der verschiedenen Satzarten – Aussagesatz, Fragesatz usw. –, denn die Satzarten sind in erster Linie über die Stellung des finiten Verbs in der linken oder der rechten Klammer sowie die Besetzung des Vorfelds bestimmt.

Literaturhinweise

Mit der Frage des Satzbegriffs beschäftigt sich (15), S. 152-155. Andere knappe Darstellungen der Konstituententests finden sich in (27), S. 125-129, (29), S. 26-28, (30), S. 30-31, und (33), S. 17-21, eine ausführlichere Darstellung der Konstituententests sowie der mit ihnen verbundenen Problematik in (15), S. 156-165. Komplexe Sätze werden auch in (29), S. 77-82, behandelt. Auf (15), S. 165-171 und 198-213, sei auch für eine vertiefte Behandlung der Konstituentenstrukturgrammatik verwiesen.
Zu den Wortarten seien (27), S. 129-138, (9), S. 20-27, sowie (12), S. 221-225, genannt, zu den Satzgliedern (12), S. 277-279, (22), S. 86-90, sowie (29), S. 38-43, zum Unterschied von syntaktischer Kategorie und syntaktischer Funktion (27), S. 153-154, und (22), S. 90, zum Feldermodell (30), S 79-90.

5. Morphologie

5.1 Einleitende Bemerkungen

Viele Wörter treten in unterschiedlichen formalen Ausprägungen auf – so z.B. das Wort *Kind* als *Kind*, *Kindes*, *Kinds*, *Kinde*, *Kinder*, *Kindern*, das Wort *singen* als *singen*, *singe*, *singst*, *singt*, *sang*, *sänge*, *gesungen*, das Wort *schön* als *schön*, *schöne*, *schönere*, *schönste* usw. Aufgabe der Morphologie als Teildisziplin der Sprachwissenschaft ist es zum einen, die Regeln explizit zu machen, die der Bildung der verschiedenen Formen eines Wortes zugrundeliegen, zum andern, die jeweiligen Funktionen zu erfassen, die mit den verschiedenen Formen verbunden sind. Dass viele Wörter in unterschiedlichen Formen auftreten, hat im Wesentlichen zwei Gründe: Einerseits werden damit bestimmte grammatische Bedeutungen zum Ausdruck gebracht – etwa durch eine Singular- oder eine Pluralform wie im Fall von *Kind* und *Kinder* oder eine Präsens- oder Präteritumform wie bei *singe* und *sang* –, andererseits dienen unterschiedliche Formen eines Wortes dem Ausdruck syntaktischer Beziehungen, insbesondere im Zusammenhang mit Rektion und Kongruenz – dies haben die Beispiele in 4.2.2 deutlich gezeigt. Dabei kann z.B. eine Pluralform einmal semantisch, einmal syntaktisch motiviert sein – im Fall von (1) dient nur die Pluralform des Substantivs dem Ausdruck einer grammatischen Bedeutung, die Pluralform des Verbs dagegen ist rein syntaktisch begründet, und zwar aufgrund der im Deutschen geltenden Forderungen der Kongruenz zwischen Subjekt und Prädikatsverb hinsichtlich des Numerus (und der Person):

(1) Die Frauen kommen.

In diesem Kapitel sollen zunächst in 5.2 einige für die Morphologie zentrale Begriffe geklärt werden. Im Anschluss daran werden in 5.3 verschiedene Möglichkeiten der Bildung von Wortformen vorgestellt – in diesem Zusammenhang werden auch noch andere zentrale Begriffe der Morphologie eingeführt –, und schließlich sollen in 5.4 die Grundgedanken der zwei unterschiedlichen Ansätze, Flexionsregularitäten zu erfassen und zu beschreiben, skizziert werden.

Eine letzte Vorbemerkung ist noch nötig: Wie Sie schon gemerkt haben werden, ist die Terminologie in der Sprachwissenschaft alles andere als einheitlich, was nicht zuletzt darin seine Ursache hat, dass eine Vielzahl verschiedener theoretischer Ansätze und Richtungen miteinander konkurrieren. In der Morphologie ist diese Uneinheitlichkeit – und zwar oft auch innerhalb der gleichen linguistischen Schule, innerhalb ein und desselben theoretischen Ansatzes – besonders stark ausgeprägt. Damit die Darstellung nicht zu unübersichtlich und verwirrend wird, verzichte ich in den meisten Fällen darauf, auf terminologische Unterschiede hinzuweisen, mahne Sie aber ausdrücklich zur Vorsicht: ein und derselbe Ausdruck kann in verschiedenen Arbeiten zur Morphologie Verschiedenes bedeuten, und verschiedene Ausdrücke können u.U. dasselbe meinen.

5.2 Grundbegriffe

5.2.1 Lexem – Wortform – morphosyntaktisches Wort

Bisher habe ich immer von Wörtern und ihren unterschiedlichen formalen Ausprägungen bzw. ihren verschiedenen Formen gesprochen. Diese Redeweise muss jedoch – wie die folgenden

Überlegungen zeigen werden – präzisiert werden. Ich möchte dies an den folgenden Beispielsätzen erläutern:

(2) Fritz liest, wir lesen und die anderen Leute lesen auch.
(3) Karl kam mit dem Fahrrad, Paul dagegen lässt sein Fahrrad lieber zu Hause stehen.
(4) Emil kauft gerne alte Bücher, ein altes Buch in einem Antiquariat zu entdecken ist ihm aber wichtiger als in einem alten Buch zu lesen.

Offensichtlich haben wir es in (2) und (4) mit unterschiedlichen formalen Ausprägungen ein und desselben Worts zu tun, des Worts *lesen* bzw. des Worts *alt* – mit *liest* und *lesen* in (2), mit *alte*, *altes* und *alten* in (4). Dass man sagen kann, dass es sich jeweils um verschiedene formale Ausprägungen ein und desselben Worts handelt, ist darin begründet, dass die lexikalische Bedeutung in allen Fällen jeweils gleich ist; die Unterschiede beziehen sich nur auf die verschiedenen morphosyntaktischen Merkmale, die *liest* und *lesen* bzw. *alte*, *altes* und *alten* jeweils zum Ausdruck bringen, also nur auf die in 4.3.1 schon erwähnten syntaktisch motivierten bzw. syntaktisch relevanten und morphologisch, d.h. durch Veränderungen an einem Wort realisierten Merkmale wie z.B. 1. Person, 3. Person, Singular, Plural, Akkusativ, Dativ usw. Da man aber in gewisser Weise bei *liest* und *lesen* bzw. *alte*, *altes* und *alten* jeweils auch von verschiedenen Wörtern sprechen könnte, unterscheidet man in der Sprachwissenschaft auch terminologisch zwischen einem Wort im Sinne des verschiedenen formalen Ausprägungen Gemeinsamen – dies nennt man **Lexem** – und den verschiedenen formalen Ausprägungen (eines Lexems), die man als **Wortformen** bezeichnet. Eine Wortform ist also eine lautliche oder graphische Repräsentation eines Lexems, meint also eine dem Lexem zugehörige Ausdrucksseite. Demnach kann man sagen, dass z.B. *liest* und *lesen* Wortformen des Lexems *lesen* sind bzw. – in der anderen Richtung gesehen – das Lexem *lesen* u.a. durch die Wortformen *liest* und *lesen* repräsentiert werden kann.

Eine etwas genauere Betrachtung des Satzes (2) – wie auch von (3) – zeigt jedoch, dass diese Unterscheidung nicht ausreichend ist: Wir haben es in diesem Satz zwar mit zwei Wortformen von l*esen* zu tun – *liest* und *lesen* –, aber zwischen den beiden Vorkommen von *lesen* gibt es doch einen deutlichen Unterschied, und zwar in Bezug auf die jeweiligen morphosyntaktischen Merkmale: im ersten Fall handelt es sich um die 1.Ps.Pl.Ind.Präs. von *lesen*, im zweiten Fall um die 3.Ps.Pl.Ind.Präs. von *lesen*.

Ein und dieselbe Wortform ein und desselben Lexems kann also im Hinblick auf die morphosyntaktischen Merkmale unterschiedlich interpretiert werden – wie dies auch bei *Fahrrad* in (3) der Fall ist: wir haben es hier mit e i n e r Wortform eines Lexems zu tun, deren Vorkommen sich hinsichtlich der morphosyntaktischen Merkmale aber voneinander unterscheiden, denn beim ersten *Fahrrad* handelt es sich um einen Dativ Singular, beim zweiten *Fahrrad* um einen Akkusativ Singular. Diesen Unterschied erfasst man durch einen dritten Terminus, den Terminus **morphosyntaktisches Wort**. Darunter versteht man eine spezifische grammatische Ausprägung eines Lexems, wie z.B. den Dativ Singular von *Fahrrad* oder die 1.Ps.Pl.Ind.Präs. von *lesen*. Ein morphosyntaktisches Wort ist also eine Einheit, die aus einer Wortform eines Lexems sowie der lexikalischen Bedeutung dieses Lexems und bestimmten morphosyntaktischen Merkmalen besteht. Danach handelt es sich bei den beiden *lesen* in (2) sowie den beiden *Fahrrad* in (3) jeweils um eine Wortform, aber um zwei morphosyntaktische Wörter eines Lexems.

Um deutlich zu machen, wovon in einem gegebenen Fall die Rede ist – ob von einem Lexem, einer Wortform oder einem morphosyntaktischen Wort –, kennzeichnet man Lexeme durch Großbuchstaben, Wortformen durch Kursivschreibung (oder phonologische oder graphematische Schreibweise) und morphosyntaktische Wörter durch die Angabe des Lexems plus der jeweiligen morphosyntaktischen Merkmale:

(5)	LESEN	Lexem
	lesen (oder: /le:zən/ bzw. <lesen>)	Wortform
	LESEN-1.Ps.Pl.Ind.Präs.	Morphosyntaktisches Wort

Einem Lexem – wie z.B. LESEN – können also mehrere Wortformen zugeordnet sein – *liest*, *lesen*, aber auch *lese*, *las*, *lasen*, *gelesen* usw. –, die jeweils mit bestimmten morphosyntaktischen Merkmalen assoziiert sind, so dass Wortformen als Ausdrucksseiten morphosyntaktischer Wörter zu verstehen sind: Wortformen drücken sowohl die lexikalische Bedeutung des Lexems als auch die jeweiligen morphosyntaktischen Merkmale aus.

Zur Veranschaulichung sei diese Redeweise noch einmal an den Beispielsätzen (2) – (4) vorgeführt: Wir haben es in (2) mit einem Lexem, dem Lexem LESEN zu tun, das in zwei Wortformen – *liest* und *lesen* – auftritt, sowie mit drei dem Lexem LESEN zugeordneten morphosyntaktischen Wörtern – mit LESEN-1.Ps.Pl.Ind.Präs., das durch die Wortform *liest* ausgedrückt wird, mit LESEN-1.Ps.Pl.Ind.Präs. und LESEN-1.Ps.Pl.Ind.Präs., die beide durch die gleiche Wortform, nämlich *lesen*, ausgedrückt werden. In (3) liegen ein Lexem, eine Wortform und zwei morphosyntaktische Wörter vor, nämlich FAHRRAD, *Fahrrad* sowie FAHRRAD-Dat.Sg. und FAHRRAD-Akk.Sg., während in (4) – bezogen auf das Lexem ALT – drei Wortformen, nämlich *alte*, *altes* und *alten* vorliegen, die auch drei morphosyntaktischen Wörtern entsprechen: ALT-Akk.Pl.Neutrum, ALT-Akk.Sg.Neutrum und ALT-Dat.Sg.Neutrum.

Die Beispiele zeigen, dass es einerseits Fälle gibt, bei denen eine Wortform genau einem morphosyntaktischen Wort entspricht – z.B. bei *liest* –, dass es aber andererseits auch – im Deutschen zahlreiche – Fälle gibt, bei denen eine Wortform mehrere morphosyntaktische Wörter repräsentiert – z.B. *lesen* oder *Fahrrad*. Dieses Phänomen, dass verschiedenen morphosyntaktischen Wörtern eine Wortform entspricht, nennt man **Synkretismus**. Der umgekehrte Fall – dass einem morphosyntaktischen Wort mehr als eine Wortform entspricht – kommt wesentlich seltener vor; Beispiele wären etwa *Kind* und *Kinde* als Wortformen, die dem morphosyntaktischen Wort KIND-Dat.Sing. entsprechen, oder *melkte* und *molk* als Wortformen für das morphosyntaktische Wort MELKEN–1.Ps.Sg.Ind.Prät.

Auf ein mögliches Missverständnis sei noch hingewiesen: Dass für die Bezeichnung von Lexemen eine bestimmte Wortform gewählt wird, z.B. bei Verben der Infinitiv oder bei Substantiven der Nominativ Singular – also LESEN oder FAHRRAD – darf nicht so verstanden werden, dass diese Wortform das Lexem „sei", d.h. dass beide gleichgesetzt werden könnten – die Infinitivform bzw. der Nominativ Singular sind nur die übliche **Zitierform** für Verb- bzw. Substantivlexeme. Dass dies nur auf einer Konvention beruht, zeigt sich etwa daran, dass im Lateinischen die Zitierform für Verben nicht der Infinitiv, sondern die 1.Ps.Sg.Ind.Präs. ist, also z.B. nicht *legere*, sondern *lego*.

Eine Schlussbemerkung sei noch angefügt: Wenn es – was häufig vorkommt – in einem Zusammenhang nicht auf die Differenzierung von Lexem, Wortform und morphosyntaktischem

Wort ankommt, verwendet man auch in der Sprachwissenschaft – und dies werde ich in dieser Vorlesung auch oft praktizieren – einfach das Wort *Wort*.

5.2.2 Flexion

Die Veränderung der Form eines Wortes, die Bildung verschiedener Wortformen eines Lexems zum Ausdruck bestimmter morphosyntaktischer Merkmale nennt man **Flexion**. Je nachdem, welche morphosyntaktischen Merkmale zum Ausdruck gebracht werden, unterscheidet man zwischen der **Konjugation** der Verben, bei der morphosyntaktische Merkmale der morphosyntaktischen Kategorien Person, Numerus, Tempus, Modus, z.T. auch Genus verbi, Aspekt u.a. zum Ausdruck gebracht werden, der **Deklination** der nominalen Wortarten (Substantiv, Determinierer/Artikelwort, Pronomen, Adjektiv), bei der Numerus und Kasus, z.T. auch Genus ausgedrückt werden, und der **Komparation** der Adjektive, in seltenen Fällen – z.B. *oft* – auch von Adverbien, bei der Vergleichsformen (Komparativ, Superlativ) gebildet werden. An dieser Stelle ist noch ein Wort zur Unterscheidung von morphosyntaktischen Merkmalen und morphosyntaktischen Kategorien notwendig, einer Unterscheidung, die ich eingangs dieses Teilkapitels gemacht habe, die ich aber auch schon in 4.3.1 im Zusammenhang mit den lexikalischen Kategorien verwendet habe, ohne sie zu erläutern. Als **morphosyntaktisches Merkmal** bezeichnet man eine morphosyntaktische Eigenschaft, die zusammen mit anderen morphosyntaktischen Eigenschaften einer Wortform zugeordnet ist und zusammen mit der lexikalischen Bedeutung des jeweiligen Lexems ein morphosyntaktisches Wort ausmacht. Morphosyntaktische Merkmale sind also z.B. Nominativ oder Akkusativ oder Plural oder Präteritum oder Indikativ usw. Diese morphosyntaktischen Merkmale schließen sich in morphosyntaktischen Wörtern aber teilweise aus – so kann z.B. kein morphosyntaktisches Wort eines Substantivs gleichzeitig die Merkmale Nominativ und Akkusativ oder Singular und Plural aufweisen, kein morphosyntaktisches Wort eines Verbs gleichzeitig die Merkmale 1. und 2. Person oder Präsens und Präteritum usw. Morphosyntaktische Merkmale bilden also Klassen von Merkmalen, die sich wechselseitig ausschließen – und solche Klassen bezeichnet man als **morphosyntaktische Kategorien**.
So gehören z.B. die morphosyntaktischen Merkmale Nominativ, Genitiv, Dativ und Akkusativ, die sich wechselseitig ausschließen, zur morphosyntaktischen Kategorie Kasus, die morphosyntaktischen Merkmale Singular und Plural, die ebenfalls nicht gleichzeitig in einem morphosyntaktischen Wort auftreten können, zur morphosyntaktischen Kategorie Numerus, die 1., 2. und 3. Person zur morphosyntaktischen Kategorie Person usw.

Die Wortformen eines Lexems bilden ein sog. **Paradigma**, wobei das Paradigma eines Lexems durch die jeweiligen morphosyntaktischen Kategorien, nach denen das jeweilige Lexem flektiert werden kann, strukturiert ist. Was damit gemeint ist, sei am Beispiel des Substantivlexems KIND veranschaulicht.

Das Lexem KIND verfügt über die Wortformen *Kind*, *Kindes* bzw. *Kinds*, *Kinde*, *Kinder* und *Kindern*, denen – Stichwort „Synkretismus" – z.T. mehrere morphosyntaktische Wörter entsprechen: Dies bedeutet, dass die entsprechenden Wortformen an mehreren Stellen im Paradigma erscheinen. Da Kasus und Numerus die für die Flexion (Deklination) von Substantiven relevanten morphosyntaktischen Kategorien sind, ergibt sich folgendes Paradigma für das Lexem KIND:

(6)

KIND	Singular	Plural
Nominativ	*Kind*	*Kinder*
Genitiv	*Kind(e)s*	*Kinder*
Dativ	*Kind(e)*	*Kindern*
Akkusativ	*Kind*	*Kinder*

Substantive weisen zwar auch ein morphosyntaktisches Merkmal der Kategorie Genus auf – Maskulinum, Femininum oder Neutrum –, doch wird dieses Merkmal bei der Flexion von Substantiven nicht zum Ausdruck gebracht. Es wirkt sich jedoch – wie die Kongruenzbeispiele im Syntaxkapitel gezeigt haben – bei der Flexion von Artikelwörtern und Adjektiven aus:

(7) (a) dieser Mann, diese Frau, dieses Kind
(b) ein kleiner Mann, eine kleine Frau, ein kleines Kind

Das Genus bei Substantiven spielt auch insofern eine besondere Rolle, als es – anders als die anderen morphosyntaktischen Merkmale – nicht je nach syntaktischer Umgebung oder der zu vermittelnden Information (wie bei Numerus oder Tempus) variiert, sondern fest mit dem Substantiv verbunden ist: man spricht in solchen Fällen von einem inhärenten morphosyntaktischen Merkmal.

Ein Problem für den Begriff ‚Flexion' stellen Fälle wie die folgenden dar, die z.T. zur Flexion gezählt, z.T. aber auch nicht der Flexion zugerechnet werden:

(8) (a) Sie **ist gekommen**.
(b) Sie **hat gearbeitet**.
(c) Sie **wird kommen**.
(d) Sie **wurde ausgezeichnet**.
(e) Sie **ist ausgezeichnet worden**.

Traditionell spricht man auch in diesen Fällen von Flexion und unterscheidet zwischen **synthetischer Flexion** – bei der durch Veränderungen am Wort, d.h. durch Bildung von Wortformen, flektiert wird wie bei *kam*, *arbeitete* usw. – und **analytischer Flexion** – bei der ein oder mehrere Hilfswörter, bei (8) Hilfsverben, zur Flexion herangezogen werden. Dementsprechend spricht man von synthetischen Bildungen oder Formen wie z.B. *kam* und *arbeitete* und analytischen Bildungen oder Formen wie *ist gekommen*, *wurde ausgezeichnet*, *ist ausgezeichnet worden* usw.

Nach der hier eingeführten, in der Morphologie heute vielfach üblichen Redeweise handelt es sich bei *ist gekommen*, *wurde ausgezeichnet*, *ist ausgezeichnet worden* usw. aber nicht um Wortformen, sondern um eine Folge von zwei bzw. drei Wortformen – im Falle von *ist gekommen* beispielsweise der Wortform *ist*, die das morphosyntaktische Wort SEIN-3.Ps.Sg.Ind.Präs. repräsentiert, und der Wortform *gekommen*, der das morphosyntaktische Wort KOMMEN-Partizip II entspricht. Und im Falle von *ist ausgezeichnet worden* haben wir es gleich mit drei Wortformen zu tun: *ist*, das wieder das morphosyntaktische Wort SEIN-3.Ps.Sg.Ind.Präs. repräsentiert, *ausgezeichnet* als Wortform für AUSZEICHNEN -Partizip II und die dem morphosyntaktischen Wort WERDEN-Partizip II entsprechende Wortform *worden* – dass das Partizip II von WERDEN in diesem Zusammenhang als *worden* und nicht als

geworden realisiert wird, kann hier außer Acht bleiben. Da aber nur Veränderungen a n Wörtern morphologische Erscheinungen sind, bedeutet dies, dass *ist gekommen*, *ist ausgezeichnet worden* usw. keine morphologischen, sondern – als Folge von Wortformen bzw. Wörtern – syntaktische Erscheinungen, syntaktische Konstruktionen sind. Und wenn man – wie dies in der heutigen Sprachwissenschaft gleichfalls vielfach üblich ist – nur im Zusammenhang morphologischer Erscheinungen von Flexion spricht, folgt daraus, dass wir es in Fällen wie (8) nicht mit Flexion zu tun haben.

Allerdings – und dies ist die Rechtfertigung für diejenigen, die auch in solchen Fällen von Flexion sprechen – sind diese syntaktischen Konstruktionen Ersatzkonstruktionen für Wortformen – man nennt solche Ersatzkonstruktionen oft **Periphrasen** oder periphrastische Konstruktionen. Ersatzkonstruktionen sind sie insofern, als sie morphosyntaktische Merkmale bzw. Kombinationen morphosyntaktischer Merkmale zum Ausdruck bringen, für die es keine Wortformen gibt – im Falle von *ist gekommen* für das Perfekt als morphosyntaktisches Merkmal der Kategorie Tempus, im Falle von *ist ausgezeichnet worden* für die Kombination der Merkmale Passiv und Perfekt usw. Der hier zugrundegelegte Flexionsbegriff ist aber weiter als der nur morphologisch verstandene Flexionsbegriff, da bei ihm auch Periphrasen Fälle von Flexion sind; dieser Flexionsbegriff umfasst also sowohl den morphologischen als auch einen syntaktischen Flexionsbegriff – da auch Periphrasen als syntaktische Konstruktionen mit einbezogen sind.

Wenn man den Flexionsbegriff dagegen enger fasst, d.h. nur auf morphologische Erscheinungen beschränkt, sind Periphrasen keine Fälle von Flexion und demnach auch nicht Teil des **Flexionsparadigmas** des betreffenden Lexems. Wenn man den Begriff ‚Paradigma' aber nicht nur auf Fälle von Flexion, auf Wortformen beziehen würde, sondern ihn insofern weiter verstehen würde, als auch Periphrasen Teil eines Paradigmas sein können, wären Periphrasen wie *ist gekommen* oder *ist ausgezeichnet worden* zwar nicht Bestandteile des Flexionsparadigmas eines Lexems, wohl aber Bestandteile des gesamten Paradigmas eines Lexems, das das Flexionsparadigma als Teil beinhalten würde. Aber auch bei diesem weiteren Verständnis von Paradigma wäre ein Paradigma durch die verschiedenen morphosyntaktischen Kategorien strukturiert, die bei dem betreffenden Lexem zum Ausdruck gebracht werden können – es würde aber nicht nur Wortformen, also Fälle von Flexion im engeren, nur auf die Morphologie bezogenen Sinne, mit einbeziehen, sondern auch syntaktische Konstruktionen, die morphosyntaktische Merkmale bzw. Kombinationen von morphosyntaktischen Merkmalen repräsentieren, für die es keine Wortformen gibt.

5.3. Bildung von Wortformen

Wortformen können auf unterschiedliche Weise gebildet werden, ihnen können – wie man auch sagt – unterschiedliche **morphologische Prozesse** zugrunde liegen. Diese Prozesse sind im Wesentlichen auch bei der Wortbildung wirksam – darauf werde ich im nächsten Kapitel zu sprechen kommen. Abgesehen davon, dass sich Wortbildung auch noch auf andere Weisen vollzieht, ist der entscheidende Unterschied zwischen der Morphologie – genauer: der Flexionsmorphologie – und der Wortbildung bzw. Wortbildungsmorphologie (oft werden sowohl die Flexionsmorphologie als auch die Wortbildung unter dem Oberbegriff ‚Morphologie' zusammengefasst), dass die morphologischen Prozesse bei der Flexionsmorphologie zu verschiedenen Wortformen eines Lexems – ein und desselben Lexems – führen, während ihr Ergebnis in der Wortbildung neue Lexeme sind.

Der – bezogen auf alle Sprachen – am häufigsten vorkommende morphologische Prozess ist das Anfügen eines nicht selbständigen, nicht frei vorkommenden Elements ohne lexikalische Bedeutung an eine Basis wie in den Beispielen unter (9) – dabei ist dieses angefügte Element jeweils durch Fettdruck gekennzeichnet:

(9) Tag – **e**, Kind – **er**, sag –**st**, Kinder – **n**, versag – **t**, alt – **es**, käm – **e**, käme – **t**, **ge** – frag – **t**, **ge** – sung – **en**, versproch – **en**, weit – **er**

Diese Elemente heißen **Affixe**, der entsprechende Prozess **Affigierung**. Nach der Stellung der Affixe zur Basis unterscheidet man **Präfixe** (vor der Basis), **Suffixe** (nach der Basis), **Zirkumfixe** (die die Basis umschließen) und **Infixe** (die mitten in der Basis stehen) und dementsprechend bei den Prozessen Präfigierung, Suffigierung, Zirkumfigierung und Infigierung. Mit Ausnahme von *gefragt* und *gesungen* sind die Affixe in (9) alle Suffixe; in *gefragt* und *gesungen* handelt es sich um Zirkumfixe. Andere Zirkumfixe kommen in der deutschen Flexion nicht vor, sondern nur in der Wortbildung:

(10) **Ge** – red – **e**, **Ge** – renn - **e**

Präfixe kommen in der Flexion des Deutschen nicht vor, sondern nur – dies aber sehr häufig – in der Wortbildung:

(11) **un** – verheiratet, **be** – klagen, **ent** – laden, **er** – greifen

In anderen Sprachen kommen – wenn auch nicht sehr häufig – Präfixe auch als Mittel der Flexion vor: so wird in Tagalog, einer philippinischen Sprache, das Partizip I des Verbs *sulat*, 'schreiben', durch ein Präfix gebildet: *isulat*.

Infixe kommen generell nur selten vor – auch hier liefert Tagalog ein Beispiel: so wird das Präteritum bei einem Verb wie dem gerade erwähnten *sulat* durch das Infix *um* gebildet, so dass die entsprechende Präteritumform *sumulat* heißt (*s – um – ulat*).

Wie die Beispiele *Kindern* und *kämet* in (9) gezeigt haben, können auch mehrere Affixe hintereinander angefügt werden: im Falle von *Kindern* ist dann *Kind* die Basis für das Affix *-er*, *Kinder* die Basis für das Affix *-n*.

Ein zweiter morphologischer Prozess besteht in der **Veränderung der Basis**:

(12) singen – s**a**ng – ges**u**ngen; rufen – r**ie**f; Mutter – M**ü**tter; stehen – st**and**; gehen – g**ing**; Wald – W**ä**lder; bringen – br**ach**te; kommen – k**a**m – k**ä**me

In der Regel wird bei der Veränderung der Basis der Vokal der Basis verändert, teilweise gibt es aber zusätzlich auch konsonantische Veränderungen wie bei *stand*, *ging* und *brachte*. Die Beispiele *gesungen*, *Wälder*, *brachte* und *käme* zeigen darüber hinaus, dass der Prozess der Veränderung der Basis auch in Kombination mit dem Prozess der Affigierung stattfinden kann.

Ein weiterer morphologischer Prozess, der in der Flexion des Deutschen aber nicht genutzt wird, ist die **Reduplikation**, die Wiederholung der Basis oder eines Teils der Basis. Auch

hier kann Tagalog wieder ein Beispiel liefern: das Futur des Verbs *sulat*, 'schreiben', heißt *susulat* (*su – sulat*). Und in Motu, einer Sprache in Papua-Neuguinea, wird der Plural von Substantiven durch Reduplikation gebildet: *mero*, 'Junge' vs. *memero*, 'Jungen'.

Auch die **Tilgung** ist ein im Deutschen nicht für die Flexion genutzter morphologischer Prozess; deshalb muss auch hier auf ein Beispiel aus einer anderen – in diesem Fall aber weniger exotischen – Sprache zurückgegriffen werden: so wird der Plural von frz. *œuf*, 'Ei', durch Tilgung gebildet, was die Schreibung *œufs* allerdings verschleiert, die Lautschrift aber deutlich zeigt: [œf] vs. [œ:]. In diesem Fall geht die Tilgung allerdings mit einer Veränderung der Basis, nämlich der Längung des Vokals, einher.

Bei der letzten Art der Wortformenbildung handelt es sich nur in gewisser Weise um einen morphologischen Prozess, da es hier nicht um Veränderungen an Wörtern, an einer Basis geht, sondern um den Ersatz einer Basis durch eine andere. Dieser Prozess, den man als **Suppletion** oder **Suppletivierung** bezeichnet, liegt in Fällen wie den unter (13) genannten vor:

(13) sein – bin – ist – sind – war; gut – bess(er); gern – lieb(er); er – seiner – ihm

Dass der Bildung periphrastischer Konstruktionen wie *ist gekommen* oder *ist ausgezeichnet worden* keine morphologischen Prozesse zugrunde liegen, haben die Überlegungen in 5.2.2 wohl hinreichend deutlich gemacht; hier gehen nur die einzelnen Wortformen, aus denen solche Konstruktionen zusammengesetzt sind, auf morphologische Prozesse zurück.

Neben dem bisher verwendeten Begriff **Basis**, mit dem jeweils der Teil eines Wortes bezeichnet wird, auf den ein morphologischer Prozess angewandt wird, wird in der Flexionsmorphologie auch der – allerdings z.T. sehr unterschiedlich definierte – Begriff **Stamm** verwendet. Als Stämme sollen hier solche Basen verstanden werden, die bei einem Wort jeweils der Ausgangspunkt für alle der Flexion dienenden morphologischen Prozesse – mit Ausnahme der Suppletion – sind. Der Stamm eines Wortes ist dementsprechend der Teil eines Wortes, den man erhält, wenn man alle Veränderungen eliminiert, die auf morphologische Prozesse zurückgehen, die der Flexion dienen. Im Falle von *Kindern* wäre dies beispielsweise *Kind-*, im Falle von *älteres* wäre der Stamm *alt-*, im Fall von *käme* wäre es *komm-*, im Fall von *gesungen* wäre es *sing-*; bei Suppletivierung würde man dagegen von zwei oder mehr Stämmen sprechen – etwa *gern* und *lieb* – oder *sei-*, *war-* usw. ––, da man es hier nur z.T. mit einem morphologischen Prozess im eigentlichen Sinne zu tun hat. In der Regel sind die Stämme auch die Teile von Wörtern, die nur die lexikalische Bedeutung dieser Wörter tragen; Ausnahmen davon sind z.B. die Suppletivstämme, denen auch noch eine grammatische Bedeutung zukommt – wie z.B. *war-* die grammatische Bedeutung 'Präteritum' – oder Pluraliatantum wie *Leute* oder *Ferien*, die außer der lexikalischen Bedeutung auch die grammatische Bedeutung 'Plural' aufweisen.

Vom Begriff ‚Stamm' strikt zu unterscheiden ist der für die Flexionsmorphologie – im Unterschied zur Wortbildungslehre – irrelevante Begriff **Wurzel**, der allerdings – ebenso wie Stamm – z.T. sehr unterschiedlich definiert wird. Als Wurzeln werden hier die Teile von Wörtern verstanden, die Ausgangspunkt für a l l e morphologischen Prozesse sind, also nicht nur für der Flexion dienende morphologische Prozesse. Dementsprechend erhält man die

Wurzel bzw. die Wurzeln eines Wortes – in Analogie zum Vorgehen bei der Ermittlung von Stämmen –, wenn man alle Ergebnisse morphologischer Prozesse eliminiert. Dabei können Stamm und Wurzel identisch sein – wie im Fall von *Kind* oder *alt* oder *komm-* oder *sing-* –, sich aber auch deutlich voneinander unterscheiden: bei *glücklich* beispielsweise ist der Stamm *glücklich-*, die Wurzel aber nur *glück*, ebenso wie bei *unglücklich*, während der Stamm hier *unglücklich-* ist. Bei *belade* ist der Stamm *belad-*, die Wurzel dagegen *lad-*, und *Fußballspielern* besitzt drei Wurzeln – *fuß*, *ball* und *spiel-*, während der Stamm *Fußballspieler* ist. Im Unterschied zu Wurzeln können Stämme also nicht nur einfach – wie *Kind-*, *alt-*, *komm-*, *sing-* – sein, sondern auch komplex – wie *glücklich*, *unglücklich*, *belad-* oder *Fußballspieler*.

Wenn man die Beispiele in (9) und (12) näher betrachtet, kann man feststellen, dass zwischen den morphosyntaktischen Merkmalen, die in den Wortformen eines Lexems zum Ausdruck kommen, und ihren jeweiligen sprachlichen Realisierungen in den Wortformen unterschiedliche Beziehungen bestehen. So entspricht in vielen Fällen einem morphosyntaktischen Merkmal genau eine sprachliche Erscheinung, ein – wie man die Realisierungen morphosyntaktischer Merkmale oft nennt – **Exponent** dieses morphosyntaktischen Merkmals. Dies ist etwa der Fall bei dem *-e* in *Tage* oder dem *-er* in *Kinder*, die Exponenten für das morphosyntaktische Merkmal 'Plural' sind, beim *-n* bei *Kindern* als Exponent für den Dativ, beim *-er* in *weiter* als Exponent für den Komparativ, beim Vokalwechsel in *sang* als Exponent für das Präteritum usw. Diese Beziehung, dass einem morphosyntaktischen Merkmal genau ein Exponent entspricht, nennt man **einfache Exponenz**, wobei **Exponenz** eben diese Beziehung zwischen morphosyntaktischen Merkmalen und ihren Exponenten meint.

Daneben gibt es aber auch Fälle, bei denen einem morphosyntaktischen Merkmal mehr als ein Exponent entspricht, zwischen beiden die Beziehung der **mehrfachen Exponenz** – im Englischen als „extended exponence" bezeichnet – besteht. Beispiele hierfür sind etwa das Zirkumfix *ge- + -en* und der Vokalwechsel in *gesungen*, die beide Exponenten für das Merkmal 'Partizip II' sind, das Suffix *-er* und der Vokalwechsel bei *Wälder* als Exponenten für den Plural, das Suffix *-e* und der Vokalwechsel bei *kämet* – als zwei Exponenten für den Konjunktiv – die 2.Ps.Pl.Ind.Prät. heißt *kamt* – oder die Stammveränderung sowie das Suffix *-te* als Exponenten für das Präteritum bei *brachte*.
Die umgekehrte Konstellation, d.h. dass ein Exponent für mehr als ein morphosyntaktisches Merkmal steht, – als **kumulative Exponenz** bezeichnet – liegt z.B. bei *sagst* vor, wo das *-st* Exponent für '2. Person' und 'Singular' zugleich ist – eine Erscheinung, die im Deutschen bei allen Verben vorliegt –, und ebenso bei *altes*, wo das Suffix -es sowohl das Genus-Merkmal 'Neutrum' als auch das Numerus-Merkmal 'Singular' als auch ein Kasus-Merkmal – 'Nominativ' oder 'Akkusativ' – realisiert.

Und schließlich gibt es auch nicht wenige Fälle, in denen ein morphosyntaktisches Merkmal gar nicht realisiert wird, also gar kein Exponent vorhanden ist, **Null-Exponenz** vorliegt: So ist die dem morphosyntaktischen Wort BUCH-Nom.Sg. ebenso wie dem morphosyntaktischen Wort BUCH-Akk.Sg. entsprechende Wortform *Buch*, also genau dem Stamm entsprechend, so liegt bei der Wortform *Kinder* nur ein Exponent für das morphosyntaktische Merkmal 'Plural' vor, aber nicht für ein Kasus-Merkmal – sowohl der Nominativ als auch der Genitiv als auch der Akkusativ von Substantiven im Deutschen verfügen im Plural über keinen Exponenten –, und so werden auch bei Verben weder der Indikativ noch das Präsens sprachlich realisiert: die dem morphosyntaktischen Wort SAGEN-2.Ps.Sg.Ind.Präs. entsprechende Wortform *sagst* weist mit dem *-st* nur einen Exponenten für die Merkmale '2. Person' und 'Singular' auf.

Die Beispiele in (9) und (12) lassen darüber hinaus erkennen, dass bei der Wortformenbildung mehrere morphologische Prozesse nacheinander ablaufen können, wie etwa bei der Wortform *Kindern*: hier wird zunächst das Suffix *-er* als Exponent des Plurals an den Stamm *Kind-* affigiert und in einem nächsten Schritt das Suffix *-n* als Exponent für das Merkmal 'Dativ' an die durch den ersten Prozess entstandene Basis *Kinder-* angefügt. Mehrfache Prozesse liegen z.B. auch der dem morphosyntaktischen Wort KOMMEN-2.Ps.Pl.Konj.Prät. entsprechenden Wortform *kämet* zugrunde: Zunächst wird der Stamm *komm-* durch Stammveränderung als Exponent für das Tempus-Merkmal 'Präteritum' zu *kam-*, dann wird zur Realisierung des Modus-Merkmals 'Konjunktiv' sowohl der morphologische Prozess der Stammveränderung als auch der Prozess der Affigierung wirksam – es handelt sich hier ja um einen Fall von mehrfacher Exponenz –, so dass wir *käme-* erhalten, und an diese Basis wird schließlich noch das *-t* als Exponent für die Merkmale '2. Person' und 'Plural' – ein Fall von kumulativer Exponenz – affigiert. Die Beispiele *Kindern* und *kämet* – die für viele andere stehen – machen zweierlei deutlich: Zum einen darf das Wirken mehrerer morphologischer Prozesse nacheinander bei der Wortformenbildung nicht verwechselt werden mit dem Phänomen der mehrfachen Exponenz, zum andern gibt es sprachspezifisch eine bestimmte, festgelegte Reihenfolge für die verschiedenen morphologischen Prozesse, für die Realisierung der verschiedenen morphosyntaktischen Merkmale: so wird bei Substantiven im Deutschen – an *Kindern* erkennbar – zuerst der Exponent für das Numerus-Merkmal und erst dann der Exponent für das Kasus-Merkmal realisiert, während die Reihenfolge bei Verben im Deutschen Tempus-Merkmal – Modus-Merkmal – Person- und Numerus-Merkmal (die ja immer nur zusammen einen Exponenten haben) lautet.

Und ein letzter Punkt ist noch wichtig: Ein und dasselbe morphosyntaktische Merkmal kann bei verschiedenen Wörtern derselben Wortart, derselben lexikalischen Kategorie unterschiedliche Exponenten haben: Dem Merkmal 'Plural' entspricht bei dem Substantiv KIND das Suffix *-er*, bei dem Substantiv TAG das Suffix *-e*, bei dem Substantiv MUTTER die Vokalveränderung zu *Mütter*, bei dem Substantiv BACH Stammveränderung und das Suffix *-e* usw. In gleicher Weise unterscheiden sich die Exponenten für das Merkmal 'Präteritum' und das Merkmal 'Partizip II' bei verschiedenen Verben im Deutschen: bei SAGEN oder FRAGEN heißt es *sagte* und *gesagt* bzw. *fragte* und *gefragt*, bei SINGEN oder RUFEN dagegen lauten die entsprechenden Wortformen *sang* und *gesungen* bzw. *rief* und *gerufen*. Dieser Erscheinung – dass ein morphosyntaktisches Merkmal bei verschiedenen Lexemen der gleichen lexikalischen Kategorie unterschiedliche Exponenten hat – trägt man in der Sprachwissenschaft durch die Annahme von **Flexionsklassen** Rechnung, etwa der Annahme einer Flexionsklasse der starken und einer Flexionsklasse der schwachen Verben, zu der z.B. SINGEN und RUFEN einerseits, SAGEN und FRAGEN andererseits gehören. Das umgekehrte Phänomen, dass ein und dieselbe sprachliche Erscheinung Exponent für verschiedene morphosyntaktische Merkmale sein kann, haben wir im Zusammenhang mit Synkretismen ja schon kennengelernt: so kann z.B. das Suffix *-en* sowohl Exponent für den Infinitiv von Verben als auch für die 1.Ps.Pl. und die 3.Ps.Pl. von Verben sein, aber auch für das Merkmal 'Plural' bei Substantiven – etwa bei *Mensch* vs. *Menschen* – usw.

5.4 Beschreibungsansätze

Aufgabe der Flexionsmorphologie, Aufgabe der Beschreibung der Flexionsmorphologie einer Sprache ist es – so hatte ich es zu Beginn dieses Kapitels formuliert – zum einen die Regeln explizit zu machen, die der Bildung der verschiedenen Formen eines Wortes zugrundeliegen,

zum andern, die jeweiligen Funktionen zu erfassen, die mit den verschiedenen Formen verbunden sind. Wie in Bezug auf die anderen Ebenen des Sprachsystems gibt es auch hier eine Vielzahl unterschiedlicher Theorien, Modelle, Beschreibungsinstrumentarien, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. Im Wesentlichen lassen sich jedoch all diese Modelle auf zwei grundlegend verschiedene Ansätze zurückführen: Der eine Ansatz, der den traditionellen Umgang mit der Flexionsmorphologie seit der Antike geprägt hat und heute – wenn auch in deutlich anderer Form bzw. in deutlich anderen Formen – in der Sprachwissenschaft wieder eine gewichtige Rolle spielt, geht vom Wort als einer Ganzheit aus, d.h. davon, dass ein Wort wie *Kindern* oder *sagtest* a l s G a n z e s sowohl die lexikalische Bedeutung von *Kind* bzw. *sagen* als auch die grammatische Bedeutung 'Dat.Pl.' bzw. '2.Ps.Sg.Ind.Präs.' tragen. Diesem **wortbezogenen Ansatz** steht ein Ansatz gegenüber, der davon ausgeht, dass nicht Wörter als Ganzes die Gesamtbedeutung tragen, sondern dass die jeweiligen Bedeutungen bzw. Bedeutungskomponenten an bestimmten Teilen des Wortes festzumachen sind – im Fall von *Kindern* an *Kind* die lexikalische Bedeutung, an *er* die grammatische Bedeutung 'Plural' und an *n* die grammatische Bedeutung 'Dativ' sowie im Fall von *sagtest* an *sag* die lexikalische Bedeutung, an *te* die grammatische Bedeutung 'Präteritum' und an *st* die grammatischen Bedeutungen '2. Person' und 'Singular'. Diese Einheiten, in die bei diesem Ansatz Wörter geteilt, segmentiert werden, werden **Morpheme** genannt und als kleinste bedeutungstragende Einheiten verstanden. Bei diesem **morphembezogenen Ansatz**, der die moderne Sprachwissenschaft lange Zeit eindeutig dominierte und auch heute noch weit verbreitet ist – in Einführungsbüchern in die Sprachwissenschaft wird in der Regel nur dieser morphologische Beschreibungsansatz vorgestellt –, werden die flexionsmorphologischen Regularitäten auf die Weise erfasst, dass man zunächst die Morpheme ermittelt und dann Regeln für die Kombination von Morphemen miteinander zu den verschiedenen Flexionsformen der flektierbaren Wörter einer Sprache formuliert; auf die gleiche Weise werden auch die Wortbildungsregeln erfasst, denn der morphembezogene Ansatz wird in der Wortbildungslehre ebenso verfolgt wie in der Flexionsmorphologie. Demgegenüber geht der wortbezogene Ansatz bei der Erfassung und Beschreibung – wie schon erwähnt – vom Wort als Ganzem aus und untersucht, wie die verschiedenen morphosyntaktischen Merkmale wie 'Plural', 'Dativ' usw. sprachlich realisiert werden.

Um die Charakteristika und die Unterschiede der beiden Ansätze zu veranschaulichen, möchte ich im Folgenden an einigen Beispielen vorführen, wie die beiden Ansätze jeweils mit bestimmten Flexionsformen umgehen und wie sie Flexionsregularitäten beschreiben – zunächst im Rahmen des wortbezogenen, dann im Rahmen des morphembezogenen Ansatzes. Während ich beim wortbezogenen Ansatz im Wesentlichen auf die schon eingeführte Begrifflichkeit zurückgreifen kann, ist es beim morphembezogenen Ansatz notwendig, zunächst einige Grundbegriffe einzuführen.

5.4.1 Wortbezogene Morphologie

Wie in der Einleitung dieses Teilkapitels schon angedeutet, geht der wortbezogene Ansatz vom Wort als Ganzem aus, genauer: vom morphosyntaktischen Wort – dieser Begriff spielt für diesen Ansatz eine Schlüsselrolle –, und versucht, die Regeln zu erfassen und zu formulieren, mit denen die morphosyntaktischen Merkmale von morphosyntaktischen Wörtern in Wortformen sprachlich realisiert werden; dabei wird bei diesen Regeln auf die in 5.3 erwähnten morphologischen Prozesse Bezug genommen. M.a.W.: Es geht um die

Formulierung von **Regeln der Exponenz**, von Regeln der Beziehung zwischen morphosyntaktischen Merkmalen und ihren Exponenten.

Nehmen wir an, wir müssten die Regeln angeben, nach denen die Wortform für das morphosyntaktische Wort SCHÄLEN-2.Ps.Sg.Ind.Präs. gebildet wird. Dies lässt sich auf denkbar einfachste Weise tun, indem wir die Regel formulieren, dass zur Bildung dieser Wortform das Affix *-st* an den Stamm, also *schäl-*, affigiert wird. Da weder das Merkmal 'Indikativ' noch das Merkmal 'Präsens' einen Exponenten haben, sind weitere Regeln nicht erforderlich. Auf die gleiche Weise lässt sich auch die Regel für die Bildung der Wortformen der entsprechenden morphosyntaktischen Wörter anderer Verblexeme formulieren: *kommst*, *gehst*, *lachst*, *lobst* usw. Für die Bildung der dem morphosyntaktischen Wort HELFEN-2.Ps.Sg.Ind.Präs. entsprechenden Wortform ist ebenso wie bei der Wortform für das morphosyntaktische Wort BACKEN-2.Ps.Sg.Ind.Präs. eine modifizierte Regel notwendig, nach der zur Bildung dieser Wortform nicht nur das Affix *-st* an den Stamm affigiert wird, sondern auch der Stammvokal zu *i* verändert bzw. – bei BACKEN – umgelautet wird. Zur Bildung der Wortform für das morphosyntaktische Wort SCHÄLEN-2.Ps.Sg.Ind.Prät. sowie der Bildung der Wortform für HELFEN-2.Ps.Sg.Ind.Prät. sind unterschiedliche Regeln notwendig, da das Merkmal 'Präteritum' bei den beiden Verben unterschiedliche Exponenten hat. Im Fall von SCHÄLEN wird ein *-te* affigiert, im Fall von HELFEN wird stattdessen der Stammvokal verändert. Als zweite Regel gilt in beiden Fällen, dass die Merkmalkombination '2.Ps.Sg.' durch Affigierung von *-st* an die durch die erste Regel entstandene Basis gebildet wird – also *schältest* und *halfst*.

Die für SCHÄLEN formulierte Regel gilt entsprechend auch für viele andere Verben wie LOBEN, LACHEN, SAGEN usw., die für HELFEN formulierte Regel ebenso für andere Verben wie BRECHEN, SPRECHEN, WERFEN, KOMMEN, SINGEN usw., wobei teilweise aber ein anderer Vokal im Präteritum eintritt. Solche Beobachtungen gestatten es, die Regeln allgemeiner zu formulieren und entsprechend den unterschiedlichen Exponenten des gleichen morphosyntaktischen Merkmals – 'Präteritum' – verschiedene Flexionsklassen anzusetzen, so dass ich allgemeine Regeln für Klassen von Verblexemen angeben kann; wie ein Verb seine Formen bildet, d.h. welcher Flexionsklasse es angehört, ist eine morphologische Eigenschaft des jeweiligen Verblexems.

Dass teilweise über die Flexionsklassen hinaus allgemeine Regeln formuliert werden können, zeigt die folgende Tabelle:

(14)

Ind. Präs.	schälst	hilfst
Konj. Präs.	schälest	helfest
Ind. Prät.	schältest	halfst
Konj. Prät.	schältest	hälfest/hülfest

Sie lässt nämlich erkennen, dass der Exponent für die Merkmalskombination '2.Ps.Sg.' immer, d.h. unabhängig von allen anderen Faktoren, das Suffix *-st* ist.

Aber nicht nur die Affigierung und die Stammveränderung, sondern auch die anderen in 5.3 genannten morphologischen Prozesse – Reduplikation und Tilgung – sowie die Suppletivierung lassen sich im Rahmen einer wortbezogenen Morphologie problemlos erfassen: Im Falle der Wortform für das morphosyntaktische Wort SEIN-3.Ps.Sg.Ind.Prät. etwa würde die Regel

lauten, dass ein anderer Stamm, nämlich *war-* zu verwenden ist, und bei der Wortform SEIN-2.Ps.Sg.Ind.Prät., dass zudem noch das Affix *-st* an diesen Stamm zu affigieren ist. Regeln für Reduplikation und Tilgung lassen sich auf ähnliche Weise formulieren; ich möchte darauf verzichten, dies näher auszuführen, da es diese Prozesse in der Flexionsmorphologie der Deutschen ohnehin nicht gibt.

Wenn wir uns nun noch einer Beispielgruppe von Substantiven zuwenden, dann lassen sich ähnliche Regeln erkennen:

(15)

morphosyntaktisches Wort	Wortform
STOFF-Nom. Pl.	*Stoffe*
FROSCH-Nom. Pl.	*Frösche*
KOFFER-Nom. Pl.	*Koffer*
MUTTER-Nom. Pl.	*Mütter*
KIND-Nom. Pl.	*Kinder*
FRAU-Nom. Pl.	*Frauen*
SOFA-Nom. Pl.	*Sofas*

Auch hier haben wir es mit verschiedenen Exponenten für ein und dasselbe Merkmal, nämlich 'Plural' zu tun, in einem Fall – bei *Frösche* – sogar mit zwei Exponenten. Dabei lassen sich die Regeln für die Bildung dieser Wortformen auf die gleiche Weise formulieren wie bei den Verben, und zwar auch hier wieder bezogen auf ganze Klassen, auf Flexionsklassen von Substantiven; denn so wie die hier genannten Substantive flektieren jeweils auch viele andere Substantive. Regeln für das morphosyntaktische Merkmal 'Nominativ' dagegen sind ebensowenig erforderlich wie für die Merkmale 'Genitiv' und 'Akkusativ', da alle Merkmale keinen Exponenten haben.

Dass es auch bei den Substantiven – vergleichbar dem Affix *-st* bei den Verben – noch allgemeinere Regeln gibt, zeigt die folgende Übersicht der Dativ-Plural-Wortformen:

(16) Stoffen
Fröschen
Koffern
Müttern
Kindern
Frauen
Sofas

Mit Ausnahme von SOFA ist der Exponent des Dativs immer ein *-n*; im Fall von *Frauen* könnte man annehmen, dass hier auch ein Suffix *-n* vorliegt, das aus phonologischen Gründen mit dem *-n* des Pluralexponenten verschmolzen ist.

Und schließlich sei der wortbezogene Ansatz noch an einem letzten Beispiel veranschaulicht: Auch die Wortform für das morphosyntaktische Wort ALT-Akk.Sg.Neutrum beispielsweise lässt sich – trotz der drei morphosyntaktischen Merkmale – mit einer einzigen Regel erfassen, nach der *-es* an den Stamm affigiert wird, da *-es* der Exponent für alle drei Merkmale zusammen ist – ein Fall kumulativer Exponenz.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der wortbezogene Ansatz alle Arten morphologischer Prozesse und alle Arten von Exponenz problemlos erfassen kann. Grundlage dafür ist die Trennung von morphosyntaktischen Merkmalen und Exponenten in der Weise, dass morphosyntaktischen Merkmalen nicht immer ein Exponent entsprechen muss und Exponenten nicht an sich Bedeutung haben, sondern nur die formale Realisierung eines morphosyntaktischen Merkmals oder einer Kombination von morphosyntaktischen Merkmalen sind.

Die Trennung von morphosyntaktischen Merkmalen und Exponenten macht im Übrigen auch deutlich, dass – ich erinnere an meine Ausführungen zu den lexikalischen Kategorien in 4.3.1 – „morphosyntaktische Merkmale aufweisen können" und „flektierbar sein" nicht ein und dasselbe sind. Wenn man unter Flexion die Veränderung der Form eines Wortes – die Bildung verschiedener Wortformen eines Lexems – versteht, dann ist ein Adjektiv wie LILA beispielsweise nicht flektierbar – es gibt keine verschiedenen Wortformen dieses Lexems in der deutschen Standardsprache. Dies schließt aber nicht aus, dass es in einem Kontext wie *die lila Kuh* morphosyntaktische Merkmale trägt, und zwar 'Nom.Sg.Femininum', dass diese Merkmale bei LILA im Standarddeutschen aber keinen Exponenten haben. Dass *lila* hier die dem morphosyntaktischen Wort LILA-Nom.Sg.Fem. entsprechende Wortform ist, darauf deutet die im Alltag häufig auftretende Wortform *lilane* hin: *die lilane Kuh* bzw. – in anderen syntaktischen Umgebungen – auch *der lilanen Kuh* usw. sind umgangssprachlich ja durchaus gebräuchlich.

5.4.2 Morphembezogene Morphologie

Wie schon erwähnt, geht der morphembezogene Ansatz nicht vom Wort als Ganzheit aus, sondern nimmt an, dass die lexikalischen und die grammatischen Bedeutungen jeweils bestimmten Teilen des Wortes zuzuordnen sind, so dass die Wörter zunächst in kleinste bedeutungstragende Einheiten – die **Morpheme** – segmentiert werden, für die dann – um die Regeln der Bildung der Flexionsformen zu erfassen – Kombinationsregeln formuliert werden. In analoger Weise gilt dies auch für die Regeln der Wortbildung, denn auch dort arbeitet man – wie schon erwähnt – mit dem morphembezogenen Ansatz, kurz oft auch Morphemanalyse genannt.

Zunächst sei der Begriff ‚Morphem' an einigen Beispielen veranschaulicht: So bestünden die Wörter *Kinder*, *sagtest*, *unglücklichere*, *Haustüren*, *altes*, *Lehrer*, *beladen* jeweils aus den folgenden Morphemen, da die Ergebnisse der Teilung, des Segmentierens, in diesen Fällen jeweils die kleinsten bedeutungstragenden Einheiten sind:

(17) Kind – er – n
sag – te –st
un – glück – lich – er – e
Haus – tür – en
alt – es

Lehr – er
be – lad – en

Diese Beispiele zeigen schon, dass Morpheme nicht mit Silben verwechselt werden dürfen, denn bei *Kindern* z.B. sind *Kin* und *dern* die Silben, in *sagtest* sind es *sag* und *test* usw.

In der Morphemanalyse unterscheidet man die Morpheme nach verschiedenen Gesichtspunkten in Typen von Morphemen – einerseits im Hinblick auf ihr Vorkommen, andererseits im Hinblick auf ihre Bedeutung bzw. Funktion. Im Hinblick auf ihr Vorkommen unterscheidet man freie und gebundene Morpheme: **freie Morpheme** sind Morpheme, die auch selbständig, als selbständige Wortform auftreten können, **gebundene Morpheme** sind solche, die nicht selbständig, sondern nur zusammen mit anderen Morphemen in einer Wortform vorkommen können.

Demnach sind – bezogen auf die Beispiele in (17) – *kind*, *glück*, *haus*, *tür* und *alt* freie, alle andern gebundene Morpheme. Zwar kommen auch *er* und *es* frei vor, aber in einer ganz anderen Bedeutung – als Pronomina – und da Morpheme Einheiten mit Ausdrucks- und Inhaltsseite sind, handelt es sich bei den Pronomina *er* und *es* um andere Morpheme.

Hinsichtlich der Bedeutung bzw. Funktion von Morphemen unterscheidet man **lexikalische Morpheme**, also Morpheme, die lexikalische Bedeutung tragen – andere, mehr oder minder glückliche Termini hierfür sind Grundmorphem, Wurzelmorphem, Basismorphem, Stammmorphem, Kernmorphem –, und **grammatische Morpheme**, d.h. Morpheme, die – in einem weiten Sinn – grammatische Bedeutung tragen: einerseits grammatische Bedeutung i.e.S., also morphosyntaktischen Merkmalen entsprechende Bedeutung, andererseits Wortbildungsbedeutung, d.h. relativ abstrakte Bedeutung, die zusammen mit der Bedeutung eines oder mehrerer lexikalischer Morpheme die Bedeutung eines Wortbildungsprodukts ergibt. Dementsprechend unterscheidet man bei den grammatischen Morphemen zwischen **Flexionsmorphemen** und **Wortbildungsmorphemen**. Danach sind in (17) *kind*, *sag*, *glück*, *haus*, *tür*, *alt*, *lehr* und *lad* lexikalische Morpheme, die anderen grammatische Morpheme, und zwar *er* (in *Kindern*), *n*, *te*, *st*, *e*, *en*, *es* Flexionsmorpheme, *un*, *lich*, *er* (in *Lehrer*) und *be* Wortbildungsmorpheme; der Status von *er* in *unglücklichere* ist strittig, da die Komparation – *er* hat hier ja die Bedeutung 'Komparativ' – teils der Flexion, teils der Wortbildung zugerechnet wird.
haus und *tür* bilden zwar zusammen das Wortbildungsprodukt *Haustür*, sind aber dennoch keine Wortbildungsmorpheme, sondern lexikalische Morpheme, da sie lexikalische Bedeutung tragen und keine abstrakte Bedeutung, die einen Bedeutungsbeitrag der Art wie etwa *lich* oder *be* in *unglücklichere* bzw. *beladen* leisten. Teilweise werden auch nur die Flexionsmorpheme als grammatische Morpheme bezeichnet, insofern – gegen die häufigere Praxis – auch eigentlich sinnvoller, weil nur sie grammatische Bedeutung in dem in 3.1.1 erläuterten Sinne tragen. Bei dieser Redeweise unterscheidet man dann zwischen lexikalischen, grammatischen und Wortbildungsmorphemen. Eine Sonderform sind **diskontinuierliche Morpheme** wie etwa die Zirkumfixe *ge* + *t* bzw. *ge* + *en* zur Bildung des Partizips II. Die Beispiele in (17) zeigen auch, dass lexikalische Morpheme in der Regel frei, grammatische Morpheme – im weiten Sinne – dagegen in der Regel gebunden sind. In beiden Fällen gibt es jedoch Ausnahmen, wie *sag*, *lehr* und *lad* belegen: Verbmorpheme sind normalerweise gebunden; und ein Morphem wie *zu* in Fällen wie *Sie hofft zu gewinnen* ist ein grammatisches Morphem und frei.

Nach diesen begrifflichen Erläuterungen nun zur Frage, wie der morphembezogene Ansatz die Flexionsregularitäten erfassen und beschreiben kann. Dabei nehme ich – wie in der

Einleitung zum vorliegenden Teilkapitel 5.4 schon angekündigt – auf die gleichen Beispiele wie in 5.4.1 Bezug.

Im Falle von *schälst* als der Form für die 2.Ps.Sg.Ind.Präs. würde man von zwei Morphemen ausgehen, dem lexikalischen Morphem *schäl* und dem (grammatischen) Flexionsmorphem *st*, die zusammen die Morphemkombination *schälst* bilden, deren Bedeutung sich kompositional aus den Bedeutungen der beiden Morpheme ergibt. Bei *lobst* tritt für den morphembezogenen Ansatz schon eine kleine Komplikation auf, die sich aber relativ leicht beheben lässt: Wenn man *lobst* segmentiert, erhält man lautlich das Segment *lop* – in der Lautschrift [lo : p] –, wenn man dagegen *loben* oder *lobe* segmentiert, erhält man das Segment *lob* – in der Lautschrift [lo : b]. M.a.W.: Man hat es lautlich gesehen mit zwei unterschiedlichen Segmenten, zwei unterschiedlichen Einheiten zu tun. Da beide aber die gleiche lexikalische Bedeutung haben und der lautliche Unterschied systematisch – durch die sog. Auslautverhärtung – bedingt ist, nimmt man an, dass es sich hier um zwei lautliche Varianten e i n e s Morphems handelt. Solche lautlichen Varianten eines Morphems nennt man **Allomorphe**; dementsprechend nennt man das Auftreten eines Morphems in unterschiedlicher formaler Gestalt **Allomorphie**. Die Regel zur Bildung von *lobst* würde demnach besagen, dass das Flexionsmorphem *st* an das Allomorph [lo : p] des lexikalischen Morphems *lob* affigiert wird.

Das Phänomen der Allomorphie verweist darauf, dass die Rede vom Segmentieren in Morpheme eigentlich ungenau ist — zunächst segmentiert man in **Morphe** als kleinste bedeutungstragende Einheiten und erst wenn Morphe in einem zweiten Schritt – wie [lo : p] und [lo : b] — klassifiziert, zu einer Einheit zusammengefasst sind, kann man eigentlich von einem **Morphem** sprechen. Da Morpheme sehr häufig aber nur in einer formalen Gestalt auftreten, bedient man sich oft – wie ich dies hier auch getan habe und weiter tun werde – der vereinfachenden Redeweise vom Segmentieren in Morpheme.

Auch bei *hilfst* und *bäckst* kann man – wenn man diese Formen mit *helfe* und *backe* vergleicht – im Rahmen des morphembezogenen Ansatzes von Allomorphen sprechen und sie so beschreiben wie *lobst*. *Hilf* und *bäck* unterscheiden sich allerdings insofern von *lob*, als es sich hier nicht um phonologisch, sondern um lexikalisch bedingte Allomorphe handelt, denn andere Verben, die sich sonst gleich verhalten – wie z.B. *gehen*, *stehen*, *schaffen*, *kommen*, *saugen* –, weisen die entsprechenden Allomorphe nicht auf: *gehst*, *stehst*, *schaffst*, *kommst*, *saugst*.

Demgegenüber wirft eine Flexionsformen wie *halfst* größere Probleme auf, denn während *schältest* als Kombination des lexikalischen Morphems *schäl* sowie der Flexionsmorpheme *te* – mit der Bedeutung 'Präteritum' – und *st* – mit der Bedeutung '2.Ps.Sg.' – verstanden werden können, ist bei *halfst* eine solche Teilung nicht möglich: segmentierbar sind hier nur *half* und *st*, aber in ein lexikalisches Morphem und ein Flexionsmorphem mit der Bedeutung ‚Präteritum' ist hier – anders als bei *schältest* – nicht zu trennen. Es gibt im Rahmen des morphembezogenen Ansatzes einige Vorschläge, mit diesem Problem umzugehen, auf die ich im gegebenen Rahmen aber nicht näher eingehen kann. Ein Lösungsvorschlag besteht darin, *half* als sog. **Portemanteaumorphem** – auch Schachtelmorphem genannt – aufzufassen, also als Morphem, das gleichzeitig die Bedeutung mehrere Morpheme trägt. Diese Morpheme, deren Bedeutungen das Schachtelmorphem trägt, haben aber keine Ausdrucksseiten, was mit der Definition von Morphemen als kleinsten bedeutungstragenden Einheiten in Konflikt gerät. Dies gilt auch für einen anderen Lösungsversuch, die Annahme eines abstrakten Morphems PRÄTERITUM, das dann das *te* und den anderen Vokal als Allomorphe hätte – *half* würde hier

als Kombination aus dem lexikalischen Morphem *helf* und dem abstrakten grammatischen Morphem PRÄTERITUM angesehen. Ein solches abstraktes Morphem ist aber kein Morphem in dem oben erwähnten üblichen Sinne als kleinste bedeutungstragende Einheit. Dieses Problem macht es auch sehr schwer, die Gemeinsamkeit von *schältest* und *halfst* zu erfassen und zu Flexionsklassen zu kommen. Dass die Probleme bei Reduplikation, Tilgung und Suppletivierung noch größer sind, liegt auf der Hand und braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden.

Ein zentrales Problem für den morphembezogenen Ansatz stellen auch die verschiedenen Kasusformen des Plurals von Substantiven dar, wie sie in (15) und (16) zusammengefasst sind. Denn außer im Dativ werden die Kasus im Plural nicht gekennzeichnet – die in (15) aufgeführten Wortformen für den Nominativ Plural sind gleichzeitig auch die Wortformen für den Genitiv Plural und den Akkusativ Plural. Offensichtlich haben diese Formen jeweils unterschiedliche grammatische Bedeutung, aber wie soll man in diesen Fällen ein Morphem segmentieren, das die Kasusbedeutung trägt? Als mögliche Lösung in solchen Fällen wurde vorgeschlagen, ein sog. **Nullmorphem** anzusetzen, das in Opposition zum Morphem *n* des Dativs steht. Der Akkusativ Plural von *Stoff* oder *Kind* usw. bestünde demnach aus dem lexikalischen Morphem *Stoff* bzw. *Kind*, dem Pluralmorphem und einem Nullmorphem, also *Stoff* + *e* + Ø bzw. *Kind* + *er* + Ø. Allerdings müssten der Nominativ Plural und der Genitiv Plural genauso analysiert werden, so dass wir drei Nullmorpheme mit je unterschiedlicher Bedeutung hätten … Ich denke, es erübrigt sich, dies noch weiter zu verfolgen, möchte aber noch darauf hinweisen, dass dieses Problem auch in anderen Zusammenhängen auftritt: so hat – wovon ich zunächst bewusst abgesehen hatte – auch die grammatische Bedeutung 'Indikativ' und die grammatische Bedeutung 'Präsens' in *schälst* keine Ausdrucksseite, so dass auch hier Nullmorpheme angenommen werden müssten, denn woher sollten diese Bedeutungen sonst kommen? Für einen wortbezogenen Ansatz gibt es hier keinerlei Schwierigkeiten, denn wenn ein morphosyntaktisches Merkmal keinen Exponenten hat, brauche ich auch keine Regel.

Ich breche meine Überlegungen hier ab, da ich glaube, dass die Probleme des morphembezogenen Ansatzes hinreichend deutlich geworden sind. Diese Probleme haben ihre Ursache darin, dass dieser Ansatz von der Affigierung und der einfachen Exponenz als Idealfällen ausgeht. Dementsprechend hat der Ansatz bei allen anderen morphologischen Prozessen sowie bei anderen Exponenzverhältnissen – ich habe mich hier auf die Null-Exponenz beschränkt – gravierende bis unüberwindliche Schwierigkeiten, Schwierigkeiten, die der wortbezogene Ansatz nicht hat.

Literaturhinweise

Zur Unterscheidung von Lexem, Wortform und morphosyntaktischem Wort sei auf (22), S. 62-65, und (4), S. 7-10, verwiesen. Ausführlicher zu den verschiedenen morphologischen Prozessen bei der Bildung von Wortformen – mit vielen Beispielen aus den verschiedensten Sprachen – (4), S. 19-41. Grundbegriffe und Vorgehensweisen der Morphemanalyse behandeln u.a. (39), S. 87-98, und – gleichzeitig in kritischer Auseinandersetzung – (22), S. 66-67 und 73-78.
Weitere wichtige Titel zur Morphologie sind – außer (4) – (3), (18) und (20); die jeweiligen Ausführungen zu den verschiedenen morphologischen Begriffen und Gegenständen lassen sich in diesen Büchern leicht über das Register erschließen.

6. Wortbildung

6.1 Einleitende Bemerkungen

Wie im letzten Kapitel schon erwähnt, dienen die dort behandelten morphologischen Prozesse – Affigierung, Basisveränderung, Reduplikation und Tilgung – nicht nur der Bildung von Wortformen ein und desselben Lexems, sondern auch der Bildung neuer Wörter, neuer Lexeme.

Die folgenden Beispiele mögen dies veranschaulichen (die durch die jeweiligen morphologischen Prozesse bewirkten Veränderungen sind durch Fettdruck hervorgehoben):

(1) **ent**giften, **be**drohen, **un**klug, trink**bar**, laun**isch**, Lehr**er**, Reich**tum**, **Ge**renn**e**
(2) k**ä**mpfen, w**ü**ten, Tr**a**nk, Fl**u**g
(3) m**ächt**i**g**, m**ü**nd**lich**, J**äg**e**r**, l**äch**e**l**n
(4) Pinkepinke, Tingeltangel
(5) Auto, Uni, Cello, notlanden

Dabei sind die Beispiele unter (1) Beispiele für die verschiedenen Arten der Affigierung, die Beispiele unter (2) Fälle von Basisveränderung, während die Beispiele unter (3) zeigen, dass auch bei der Wortbildung, bei der Bildung neuer Lexeme, ebenso wie in der Flexionsmorphologie Affigierung und Basisveränderung zusammen auftreten können. Die Beispiele unter (4) stehen für den morphologischen Prozess der Reduplikation – wobei bei *Tingeltangel* im zweiten Teil eine Basisveränderung hinzukommt – und die Beispiele unter (5) belegen die Wirksamkeit des morphologischen Prozesses der Tilgung auch in der Wortbildung. Dass neue Wörter auch noch auf andere Weisen gebildet werden können, zeigen die Beispiele unter (6) und (7):

(6) Haustür, Rotwein, Falschgeldopfer, nasskalt, frühreif
(7) Lauf, Lesen, ernst, ölen

Während die Wortbildungsprodukte unter (6) auf die Verbindung von sonst selbständigen Wörtern zurückgehen, vollzieht sich die Bildung der neuen Wörter unter (7) ohne sichtbare Veränderung: aus dem Verb bzw. Verbstamm *lauf-* wird das Substantiv *Lauf*, aus dem Verb bzw. der Infinitivform *lesen* das Substantiv *Lesen*, aus dem Substantiv *Ernst* das Adjektiv *ernst*, aus dem Substantiv *Öl* das Verb *ölen* bzw. – genauer – der Verbstamm *öl-*.

Das Gemeinsame der verschiedenen an (1) – (7) illustrierten Möglichkeiten, neue Wörter zu bilden, besteht darin, dass in allen Fällen auf schon vorhandenes Sprachmaterial in der jeweiligen Sprache zurückgegriffen wird – dies ist das entscheidende Charakteristikum der **Wortbildung** und unterscheidet Wortbildung grundlegend von zwei anderen Möglichkeiten, neue Wörter in einer Sprache einzuführen, der Wortschöpfung und der Entlehnung. Bei der **Wortschöpfung** greift man bei der Bildung neuer Wörter nicht auf schon vorhandenes Sprachmaterial zurück, sondern bildet völlig neue Wörter; deshalb spricht man teilweise auch von Wortneuschöpfung. Beispiele hierfür sind etwa

(8) Huschhusch, Wauwau, Plopp

Und bei der **Entlehnung** werden Wörter aus anderen Sprachen in die eigene Sprache übernommen – dafür seien stellvertretend die unter (9) aufgeführten Wörter genannt:

(9) Jeans, Friseur, Tempo, Theater, Soljanka

Wortbildung ist also einerseits von der Wortschöpfung und der Entlehnung zu unterscheiden, andererseits von der Flexionsmorphologie: in der Flexionsmorphologie geht es um die Bildung der Wortformen ein und desselben Wortes – genauer: um die Bildung der Wortformen eines Lexems –, in der Wortbildung geht es um die Bildung neuer Wörter – genauer: um die Bildung neuer Lexeme. Gegenstand der Wortbildungslehre sind folglich die Regeln, die der Bildung und dem Verstehen solcher Wörter zugrundeliegen, die auf der Basis vorhandenen Sprachmaterials der jeweiligen Sprache gebildet wurden bzw. gebildet werden können.

Im Folgenden möchte ich zunächst auf die verschiedenen Funktionen der Wortbildung eingehen, d.h. auf die Frage, welchen Zwecken die Bildung neuer Lexeme auf der Basis vorhandenen Sprachmaterials dient. Im Anschluss daran sollen die verschiedenen Arten, die verschiedenen Bildungsweisen der Wortbildung vorgestellt sowie semantische Aspekte der Wortbildung thematisiert werden, und zum Abschluss der heutigen Vorlesung geht es um einige Fragen, die sich im Zusammenhang mit der Beschreibung von Wortbildungsregularitäten stellen.

6.2 Funktionen der Wortbildung

Die Hauptfunktion der Wortbildung besteht sicherlich in der Erweiterung des Wortschatzes einer Sprache, wofür aber unterschiedliche Gründe eine Rolle spielen können. Der wohl wichtigste Grund ist die Notwendigkeit, neue Gegenstände und Sachverhalte zu benennen, wie z.B. bei *Kabelfernsehen*, *Ozonloch*, *Riesterrente*, *simsen* usw.; eine wichtige Rolle spielt aber auch der Wunsch, über bestimmte Wörter zu verfügen, mit denen man bestimmte Wertungen und Einstellungen zum Ausdruck bringen bzw. es vermeiden kann, auf solche Wertungen und Einstellungen festlegbar zu sein. Beispiele für das erste Motiv sind z.B. *Literaturpapst*, *Pultstar* statt *Dirigent*, *Tastenlöwe* statt *Pianist*, *Wildpflanzen* statt *Unkraut*, Beispiele für das zweite Motiv sind *Seniorenresidenz* statt *Altersheim*, *Raumpflegerin* statt *Putzfrau*, *Auszubildender* statt *Lehrling* oder *Minuswachstum* statt *Rückgang*.

Viele Wortbildungsprodukte finden aber nicht den Weg in den Wortschatz einer Sprache, sondern sind Wörter, die nur einmal, kaum, nur gelegentlich oder nur innerhalb einer relativ begrenzten Zeitspanne verwendet werden. Solche Wörter nennt man **okkasionelle Wörter** – Beispiele wären etwa *Schwermatrose*, *Schwampel*, *Nässetestperson*, *Überraschungsei-Verlanger*, *fringsen*, *Telewinker*. Demgegenüber bezeichnet man die Wörter, die in einer Sprache gebräuchlich, im Sprachgebrauch etabliert sind, also Eingang in den Wortschatz einer Sprache gefunden haben, als **usuelle Wörter**, und den Prozess des Usuell-Werdens eines zuerst okkasionellen Worts als **Lexikalisierung** – dem in der Sprachwissenschaft üblichen Sprachgebrauch entsprechend, nach dem der Wortschatz einer Sprache als Lexikon einer Sprache bezeichnet wird. Dass die Grenze zwischen okkasionellen und usuellen Wörtern vor diesem Hintergrund fließend ist, versteht sich von selbst. Auf die Wortbildung bezogen heißt dies, dass die Erweiterung des Wortschatzes zwar die wichtigste Funktion der Wortbildung ist, dass aber nur ein Teil der Wortbildungsprodukte usuell, d.h. Teil des Wortschatzes einer Sprache wird.

Außer den beiden genannten Gründen für die Wortschatzerweiterung – nicht zuletzt durch Wortbildung –, die sicherlich die wichtigsten sind, gibt es jedoch auch ganz andere Motive, die zwar weniger offenkundig, aber dennoch von großer Bedeutung sind. So lassen sich durch Wortbildung die grammatischen Verwendungsmöglichkeiten von Wörtern verändern, z.B. um die Informationsstruktur einer Äußerung, d.h. die Perspektivierung, die Gewichtung der in einer Äußerung gegebenen Information auf bestimmte weise auszugestalten oder um eine Information verdichteter, komprimierter ausdrücken zu können. Beides soll an Beispielen veranschaulicht werden:

(10) (a) Der Mann droht dem Nachbarn.
(b) Der Mann bedroht den Nachbarn.

Durch die Veränderung von *drohen* zu *bedrohen* – direkte grammatische Auswirkung ist nur der Ersatz des Dativobjekts von *drohen* durch das Akkusativobjekt bei *bedrohen* – eröffnen sich verschiedene Möglichkeiten, über die *drohen* nicht verfügt. So ist derjenige, dem gedroht wird, im Falle von *bedrohen* stärker in den Mittelpunkt des Geschehens gerückt als bei *drohen*, was sich schon daran zeigt, dass das Objekt im Falle von *bedrohen* – anders als bei *drohen* – nicht weglassbar ist:

(11) (a) Der Mann droht.
(b) *Der Mann bedroht.

Weit wichtiger jedoch ist die durch *bedrohen* geschaffene Möglichkeit der Passivbildung, mit der derjenige, dem gedroht wird, besonders stark in den Mittelpunkt gerückt wird, weil er mit der Konstituente bezeichnet wird, die als Subjekt im Passivsatz fungiert:

(12) Der Nachbar wird von dem Mann bedroht.

Und die Gewichtung von Drohendem und Bedrohtem kann im Passivsatz noch stärker gegenüber (10) (b) verändert werden, wenn man *von dem Mann* weglässt:

(13) Der Nachbar wird bedroht.

Diese Möglichkeit bietet *drohen* nicht in der gleichen Weise – hier kann nur ein sog. unpersönliches Passiv mit einem Satz ohne Subjekt gebildet werden, wobei der Kasus der Konstituente, mit der der Bedrohte bezeichnet wird, nicht verändert wird:

(14) Dem Nachbarn wird (von dem Mann) gedroht.

Und auch wenn beim unpersönlichen Passiv *von dem Mann* weggelassen werden kann, so ist der Bedrohte dadurch, dass er mit der Konstituente bezeichnet wird, die in diesem Satz als Subjekt fungiert, bei *bedrohen* stärker in den Mittelpunkt gerückt: das Subjekt steht im Normalfall am Anfang des Satzes und die Konstituente am Anfang ist normalerweise die Konstituente, die das bezeichnet, worauf sich die Aussage eines Satzes – genauer: einer Äußerung – bezieht.

Ähnliche Auswirkungen auf die Informationsstruktur von Äußerungen haben z.B. die Veränderungen von *malen* und *übermalen* oder *kleben* und *bekleben* in (15) und (16), ohne dass ich dies hier noch näher ausführen kann:

(15) (a) Sie malt über den Fleck.
(b) Sie übermalt den Fleck.
(16) (a) Sie klebt Folie an die Wand.
(b) Sie beklebt die Wand mit Folie.

Im nächsten Beispiel werden die grammatischen, der Informationsstrukturierung, der Perspektivierung dienenden Möglichkeiten noch stärker verändert, da durch den Übergang von *lehnen* zu *anlehnen* ein Satzglied eliminiert wird:

(17) (a) Sie will das Fahrrad an die Wand lehnen.
(b) Sie will das Fahrrad anlehnen.

Als Beispiele für die Verdichtung, die durch Wortbildung bewirkt werden kann, für komprimierte Ausdrucksweise, seien die folgenden Beispiele genannt: *Vier-Augen-Gespräch* statt *Gespräch unter vier Augen*, *Bogenlampenaufhängevorrichtung* statt *Vorrichtung zum Aufhängen von Bogenlampen*, *spiegelverkleidet* statt *mit einem Spiegel verkleidet* usw.

Neben den Funktionen der Wortbildung im Hinblick auf die Wortschatzerweiterung stehen Funktionen, die spezifisch auf jeweilige Texte bezogen sind. So kann die Verwendung verschiedener Wortbildungsprodukte mit der gleichen Basis – z.B. *Wärme*, *Wärmedämmung*, *Wärmeschutzverglasung*, *Wärmeverlust* oder *Fälscher*, *Falschgeld*, *falsch*, *Falschgeldopfer*, *Fälscherwerkstatt* – zur Verdeutlichung des inhaltlichen Zusammenhangs in einem Text genutzt werden, so dass Wortbildung in solchen Fällen textkonstitutive Funktion hat. Schließlich sei noch eine textbezogene Funktion der Wortbildung genannt, die ganz bewusst nur auf okkasionelle Bildungen setzt – ohne jegliche Absicht, dass diese Bildungen usuell werden: die Funktion, durch Wortbildungen Originalität, Kreativität, Expressivität zu demonstrieren, z.B. durch Bildungen wie *Geheimzahlverschwitzer*, *Haustürschlüsselverleger*, *Telefonnummernverdreher*, *Rättin*, *Dompteusin*, *Hebammerich*, *Unterwegsigkeit* usw.

6.3 Wortbildungsarten

Wie die zu Beginn dieses Kapitels genannten Beispiele unter (1) – (7) gezeigt haben, gibt es eine Reihe unterschiedlicher Verfahren, unterschiedlicher Möglichkeiten, neue Wörter auf der Basis vorhandenen Sprachmaterials, also auf dem Wege der Wortbildung zu bilden. Dabei kommt den im Morphologiekapitel erläuterten, auch in der Flexionsmorphologie wirksamen morphologischen Prozessen eine gewichtige Rolle zu; allerdings – dies belegen die Beispiele unter (6) und (7) – sind dies nicht die einzigen in der Wortbildung genutzten Verfahren. Im Folgenden möchte ich die verschiedenen Möglichkeiten im Einzelnen vorstellen, die in der Wortbildungslehre als **Wortbildungsarten** bezeichnet werden (ein anderer gebräuchlicher Terminus dafür ist *Wortbildungstyp*).

Sehr verbreitet ist die Bildung neuer Wörter mit Hilfe des morphologischen Prozesses, der in der Flexionsmorphologie das am häufigsten genutzte Verfahren ist – die Affigierung. Die Wortbildungsart, bei der neue Wörter durch Anfügen eines Affixes, also eines nicht frei

vorkommenden Elements ohne lexikalische Bedeutung, an eine Basis – die ein Wort oder ein Wortstamm sein kann – gebildet werden, nennt man **Derivation** oder Ableitung, die entsprechenden Wortbildungsprodukte **Derivate** oder auch Ableitungen. Beispiele hierfür sind unter (18) genannt:

(18) (a) **ent** – nehmen, **be** – drohen, **un** – klug, **ur** – alt, **Erz** – feind
(b) fenster – **l** – n, trink – **bar**, laun – **isch**, besonder – **s**, Lehr – **er**, Reich – **tum**, Rent – **ner**
(c) **Ge** – renn – **e**, **Ge** – red – **e**

Je nachdem, ob es sich bei dem Affix um ein Präfix – wie in (18) (a) –, ein Suffix – wie in (18) (b) – oder ein Zirkumfix – wie in (18) (c) – handelt, unterscheidet man in **Präfixderivation**, **Suffixderivation** und **Zirkumfixderivation** und bezeichnet die entsprechenden Wortbildungsprodukte als **Präfixderivate**, **Suffixderivate** und **Zirkumfixderivate**. Und je nachdem, welcher Wortart die Basis angehört, spricht man von **Desubstantiva** (Sg.: Desubstantivum) – wie z.B. im Fall von *fensterln* oder *launisch* – von **Deadjektiva** (Sg.: Deadjektivum) – wie z.B. *besonders* oder *Reichtum* – und von **Deverbativa** (Sg.: Deverbativum) – z.B. *trinkbar*, *Lehrer* oder *Gerenne*.

Bei der Derivation können teilweise bestimmte Teile der Basis getilgt werden – wie z.B. bei *launisch* oder *Rentner* –, teilweise aber auch bestimmte, als **Interfixe** oder **Fugenelemente** bezeichnete Affixe eingefügt werden – wie bei den Derivaten in (19)

(19) willen – **t** – lich, hoffnung – **s** – los, sage – **n** – haft

Beide Vorgänge haben lautliche Gründe. So wie bei der Flexion können auch bei der Derivation Affigierung und Veränderung der Basis zusammen auftreten; auch hierfür einige Beispiele:

(20) m**ä**cht – **ig**, m**ü**nd – **lich**, J**ä**g – **er**, l**ä**ch – **el** – n

Als problematisch erweisen sich Fälle wie die in (21) genannten:

(21) elektr – **isch**, fanat – **isch**, Therm – **ik**

Problematisch sind diese Fälle insofern, als *elektr-*, *fanat-* und *therm-* zwar als Basen auftreten, an die affigiert wird, diese Elemente selbst aber weder Wörter noch Wortstämme sind, also weder frei vorkommen noch flektiert werden können. Solche Elemente – die man als **Konfixe** bezeichnet – sind in ihrem Status in der Forschung sehr umstritten; weil sie sich von Affixen aber dadurch unterscheiden, dass sie selbst – wie in (21) – als Basen auftreten können und auch lexikalische Bedeutung haben, spricht man auch in Fällen wie (21) normalerweise von Derivation.

Die zweite wichtige Wortbildungsart, die **Komposition**, bedient sich eines morphologischen Prozesses, den die Flexionsmorphologie nicht nutzt – der Verbindung zweier Wörter bzw. Wortstämme zu einem komplexen Wort. Beispiele hierfür sind etwa die in (22) genannten Wörter:

(22) Haus – tür, Rot – wein, Falschgeld – opfer, Strumpf – hose, nass – kalt, knie – tief, früh – reif, röst – frisch, lob – preisen

Die entsprechenden Wortbildungsprodukte heißen **Komposita** (Sg.: Kompositum) und werden je nach ihrer Wortartzugehörigkeit als **Nominalkomposita** (Sg.: Nominalkompositum) – wie z.B. *Haustür, Rotwein, Falschgeldopfer, Strumpfhose* –, als **Adjektivkomposita** – wie z.B. *nasskalt, knietief, frühreif, röstfrisch* – oder als **Verbalkomposita** – z.B. *lobpreisen* – bezeichnet. Dabei bestimmt jeweils der rechte Bestandteil des Kompositums die grammatischen Eigenschaften – die Wortart, das Genus (bei Substantiven) sowie die Flexionsklasse (bei Substantiven und Verben).

So wie bei der Derivation treten auch bei der Komposition vereinzelt Tilgungen – wie etwa bei *Schulbuch* –, vor allem aber – und noch wesentlich häufiger als bei der Derivation – Fugenelemente (Interfixe) auf – man spricht hier von der **Kompositionsfuge**:

(23) Sonne – **n** – bad, Red – **e** – recht, Zeitung – **s** – leser, Kind – **er** – wagen, Student – **en** – protest

Dass Fugenelemente zwar auf Flexionsaffixe zurückgehen, diese Funktion heute aber nicht mehr haben, zeigen Beispiele wie *Zeitungsleser* und *Kinderwagen*: Feminina wie *Zeitung* weisen keine Wortform mit *-s* auf und die durch *-er* zum Ausdruck gebrachte grammatische Bedeutung `Plural` wäre im Falle von *Kinderwagen* nicht angemessen: ein Kinderwagen ist – in der Regel – kein Wagen für mehrere Kinder, sondern nur für ein Kind.

Die im Zusammenhang mit der Derivation angesprochene Problematik der Konfixe betrifft auch die Komposition – ich beschränke mich auf einige Beispiele:

(24) Elektroauto, Thermometer, Videothek, Schwiegervater

Unter semantischen Gesichtspunkten unterscheidet man bei Komposita zwischen **Determinativkomposita** und **Kopulativkomposita**. Bei Determinativkomposita – die den Regelfall darstellen – bestimmt ein Bestandteil der Komposition den anderen Bestandteil näher, und zwar ist es immer der linke Bestandteil, der den rechten bestimmt – der somit nicht nur in grammatischer, sondern auch in semantischer Hinsicht ausschlaggebend für das gesamte Kompositum ist: mit *Haustür* bezeichnet man eine bestimmte Art Tür, mit *Rotwein* eine bestimmte Art Wein, mit *knietief* gibt man einen bestimmten Grad der Tiefe an, mit *lobpreisen* kann man eine bestimmte Art des Preisens bezeichnen.

Anders verhält es sich dagegen bei Komposita wie *Strumpfhose, nasskalt, süßsauer, Spielertrainer oder Strichpunkt*, die zu den **Kopulativkomposita** gehören: Bei Kopulativkomposita sind die Bestandteile semantisch nebengeordnet, die Gesamtbedeutung des Kompositums ergibt sich hier aus der Addition der Bedeutungen der Bestandteile.

Beispiele für die dritte Wortbildungsart sind Wortbildungsprodukte wie die folgenden:

(25) Lauf, Lesen, ernst, ölen

Bei dieser Wortbildungsart liegt im Grunde gar kein morphologischer Prozess vor, denn hier werden Wörter ohne morphologische Veränderung in eine andere Wortart überführt: aus dem Verb *laufen* wird das Substantiv *Lauf* – Ausgangspunkt ist hier der Verbstamm *lauf* –, deshalb liegt hier keine morphologische Veränderung vor –, aus der Infinitivform des Verbs *lesen* wird das Substantiv *Lesen*, aus dem Substantiv *Ernst* das Adjektiv *ernst*, aus dem Substantiv *Öl* das Verb *ölen* – auch hier wird kein Affix hinzugefügt, da das Substantiv in den Verbstamm *öl-* überführt wird. Diese Wortbildungsart nennt man **Konversion**. Der Wortartwechsel ist dabei jeweils daran zu erkennen, dass das Konversionsprodukt andere morphosyntaktische Merkmale und damit auch andere Wortformen aufweisen kann als das Ausgangswort: Im Falle von *Lauf* etwa kann ich den Genitiv Singular *Laufs* bilden, den ich von *laufen* nicht bilden konnte, im Falle von *Öl* und *ölen* ist es umgekehrt usw.

Wie man Konversion genau definieren soll, ist in der Forschung strittig – häufig bestimmt man Konversion als Wortartwechsel ohne Affigierung. Dann wären auch die Wörter unter (26) Konversionsprodukte, da bei ihnen ein Wortartwechsel ohne Affigierung erfolgt ist:

(26) Flug, Wurf, Trank bzw. Trunk

Allerdings unterscheiden sich diese Wörter von denen unter (25) dadurch, dass sie Ergebnis eines morphologischen Prozesses sind, nämlich des auch in der Flexion genutzten Prozesses der Veränderung der Basis: *fliegen* → *Flug*, *werfen* → *Wurf*, *trinken* → *Trunk*. Wenn man Konversion als Wortartwechsel ohne morphologischen Prozess definiert, wären die Wörter unter (26) keine Konversionsprodukte; teilweise spricht man in diesen Fällen von **impliziter Derivation**. Ich kann und möchte diesen Punkt hier aber nicht weiter verfolgen.

Eine vierte Wortbildungsart, die zunehmend an Bedeutung gewinnt, ist die Reduktion oder **Kurzwortbildung**. Diese Wortbildungsprodukte sind durch Reduktion aus einer umfangreicheren Vollform, also durch Tilgung bestimmter Wortteile entstanden; Beispiele hierfür sind etwa:

(27) Auto, Cello, Kita, Info, Prof, Uni, ARD

Nur marginale Bedeutung haben die Wortbildungsarten Wortkreuzung (Kontamination), Reduplikation und Rückbildung. Bei der **Wortkreuzung** oder Kontamination werden zwei Wörter unter Tilgung bestimmter Teile zu einem einzigen Wort zusammengezogen – z.B. *Kur* und *Urlaub* zu *Kurlaub* oder *Europa* und *Asien* zu *Eurasien* –, bei der **Reduplikation** wird – ich habe den entsprechenden morphologischen Prozess schon in der letzten Vorlesung erläutert – eine Ausgangseinheit, die Basis, wörtlich oder leicht variiert wiederholt – wie in *Pinkepinke* oder *Tingeltangel*. Und bei der Wortbildungsart **Rückbildung** handelt es sich um die Bildung von weniger komplexen Wörtern durch Tilgung bestimmter Teile eines komplexen Basisworts, wie z.B. bei der Bildung des Verbs *notlanden* aus dem Nominalkompositum *Notlandung* oder des Verbs *zwangsräumen* aus dem Nominalkompositum *Zwangsräumung*: durch Tilgen des Affixes *-ung* erhält man jeweils einen neuen Verbstamm, nämlich *notland-* und *zwangsräum-*.

So wie bei der Flexion ist es auch in der Wortbildung möglich, dass mehrere morphologische Prozesse hintereinander wirksam werden – ein Beispiel dafür habe ich mit *Falschgeldopfer* schon genannt, weitere Beispiele sind:

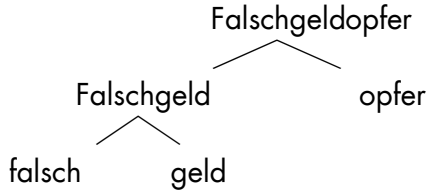
(28) Bahnhofsvorplatz, Bepflanzung, schulmeisterhaft, wasserlöslich, andeutungsweise, Weihnachtsplätzchen, Mädchenhandelsschule

So wird bei *Falschgeldopfer* in einem ersten Schritt aus *falsch* und *Geld* das Kompositum *Falschgeld* gebildet, das dann in einem zweiten Schritt mit dem Wort *Opfer* zusammen das komplexere Kompositum *Falschgeldopfer* ergibt. *Bepflanzung* liegt zunächst eine Derivation von *pflanzen* durch das Präfix *be* zugrunde – *bepflanzen* –, das dann durch eine Suffixderivation zum deverbalen substantivischen Suffixderivat *Bepflanzung* wird.

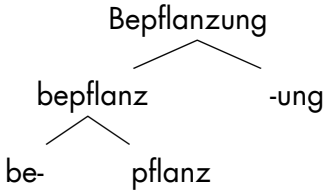
Die Bedeutung der Reihenfolge der Schritte lässt sich gut an den Beispielen *schulmeisterhaft* und *wasserlöslich* zeigen, die auf den ersten Blick vielleicht als gleichartig erscheinen. Bei *schulmeisterhaft* wird beim ersten Prozess aus den beiden Substantiven *Schule* und *Meister* das Nominalkompositum *Schulmeister* gebildet, aus dem dann durch das Suffix *-haft* das desubstantivische adjektivische Suffixderivat *schulmeisterhaft* wird. Bei *wasserlöslich* dagegen liegt zunächst eine Suffixderivation vor: *-lich* erzeugt, auf die verbale Basis *lös*en bzw. *lös-* angewandt, das deverbale adjektivische Derivat *löslich* –, und erst im zweiten Schritt verbinden sich *Wasser* und *löslich* zum Adjektivkompositum *wasserlöslich*. W*asserlöslich* ist also ein Kompositum, *schulmeisterhaft* ein Derivat, denn entscheidend für die Bestimmung der Wortbildungsart eines Wortbildungsprodukts ist immer der letzte Prozess. Begründen lässt sich die Reihenfolge der Schritte jeweils durch Paraphrasen der Bedeutung des Wortbildungsprodukts: die Bedeutung von *Falschgeldopfer* kann paraphrasiert werden durch `Opfer von Falschgeld`, die Bedeutung von *Bepflanzung* durch `Handlung des Bepflanzens` bzw. `Resultat der Handlung des Bepflanzens`, die Bedeutung von *schulmeisterhaft* durch `wie ein Schulmeister`, die Bedeutung von *wasserlöslich* schließlich durch `in Wasser löslich`.

Die strukturellen Verhältnisse lassen sich jeweils auch graphisch, durch Konstituentenstrukturbäume wie in der Syntax angeben – ich beschränke mich auf die gerade besprochenen Wortbildungsprodukte:

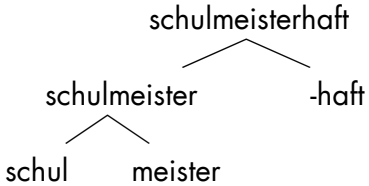
(29)



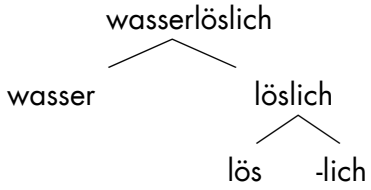
(30)



(31)



(32)



Bei Wortbildungsprodukten wie *Verfall*, *Entzug*, *Uni*, *Kita* oder *ARD* sind zwar auch die jeweiligen Prozesse in ihrer Reihenfolge rekonstruierbar, aber nicht in einem Baum darstellbar, da keine Zerlegung, die den einzelnen Schritten entspricht, möglich ist: Bei *Verfall* z.B. entsteht in einem ersten Schritt durch Präfixderivation aus *fallen* das Verb *verfallen* und daraus in einem zweiten Schritt durch Konversion das Substantiv *Verfall* (aus dem Verbstamm *verfall-*), ähnlich bei *Entzug* – nur hier noch mit Basisveränderung –, und bei *Uni*, *Kita* und *ARD* durch Tilgung.

Aufgrund dieses unterschiedlichen Verhaltens der verschiedenen Wortbildungsarten klassifiziert man oft die Wortbildungsarten in zwei Klassen: Die Wortbildungsarten, bei denen eine binäre Zerlegung – also eine Zweiteilung – in Konstituenten möglich ist, und die Wortbildungsarten, bei denen dies nicht möglich ist. Konstituenten, die bei der Zerlegung einer komplexeren Konstituente auf der nächsten Ebene entstehen, nennt man **unmittelbare Konstituenten** – kurz: **UK** – dieser Konstituente, während man Konstituenten, die sich bei der weiteren Zerlegung ergeben, als **mittelbare Konstituenten** der ersten Konstituente bezeichnet. Demnach sind in (31) beispielsweise *schulmeister* und *haft* unmittelbare Konstituenten von *schulmeisterhaft*, *schul* und *meister* unmittelbare Konstituenten von *schulmeister*, aber nur mittelbare Konstituenten von *schulmeisterhaft*.

Auf der Grundlage dieser Redeweise wird dann oft unterschieden zwischen **Wortbildungsarten mit UK-Struktur** – Komposition und Derivation, die sich dadurch voneinander unterscheiden, dass Komposita zwei wortfähige UKs aufweisen, Derivationen dagegen nur eine – und **Wortbildungsarten ohne UK-Struktur** – Konversion und Kurzwortbildung, deren Unterschied darin besteht, dass bei Konversion ein Wortartwechsel vorliegt, bei Kurzwortbildung dagegen nicht. Auch die anderen peripheren Wortbildungsarten sind in diesem Sinne Wortbildungsarten ohne UK-Struktur.

Abschließend noch ein Wort zur Terminologie: Statt von Wortbildungsprodukten spricht man oft auch von **sekundären Wörtern** im Unterschied zu den **primären Wörtern**, die nicht auf Wortbildung zurückgehen, d.h. die nicht durch Wortbildungsprozesse entstanden sind, wie z.B. *schön*, *Hut*, *kommen* oder *Kopf*. Wie die Ausführungen in diesem Teilkapitel gezeigt haben, darf die Unterscheidung von primären und sekundären Wörtern nicht verwechselt werden mit der Unterscheidung von einfachen und komplexen Wörtern: **Einfache Wörter** (auch Simplizia genannt; Sg.: **Simplex**) sind Wörter, die nicht weiter in kleinere bedeutungstragende Einheiten zerlegt werden können, **komplexe Wörter** dagegen solche, bei denen dies möglich ist. Nicht verwechselt werden dürfen diese Unterscheidungen, weil Wörter wie z.B. *kämpfen* bzw. *kämpf-*, *Trank*, *Flug*, *Lauf*, *ernst*, *ölen* bzw. *öl-*, *Auto* oder *Cello* auch nicht weiter zerlegbar, also einfache Wörter sind, gleichzeitig aber sekundäre Wörter, da sie auf Wortbildungsprozesse zurückgehen. Wörter wie die genannten sind also sekundäre Simplizia, im Unterschied zum Normalfall der primären Simplizia wie *schön*, *Hut*, *kommen* oder *Kopf*.

6.4 Semantische Aspekte der Wortbildung

So wie sich die Bedeutung von Sätzen – ich erinnere an das Teilkapitel 3.1.1 – kompositional ergibt, d.h. aus den Bedeutungen der einzelnen Wörter, deren grammatischen Bedeutungen sowie der Art und Weise ihrer Kombination, so ergibt sich die Bedeutung von Wortbildungsprodukten auch in vielen Fällen kompositional, d.h. aufgrund der Bedeutung der einzelnen Teile des Wortbildungsprodukts sowie der Art und Weise der Kombination dieser Teile miteinander. Dies kann man an den unter (33) genannten Beispielen deutlich erkennen:

(33) Bienenhonig/Honigbiene, Fensterglas/Glasfenster, Bierflasche/Flaschenbier, Musikschule/Schulmusik

In all diesen Fällen bestimmt jeweils der erste Bestandteil den zweiten näher: Mit *Bienenhonig* bezeichnet man eine bestimmte Art Honig, mit *Honigbiene* eine bestimmte Art Biene, mit *Fensterglas* bezeichnet man eine bestimmte Art Glas, mit *Glasfenster* eine bestimmte Art Fenster usw.; dementsprechend spricht man ja – ich habe den Terminus schon im letzten Teilkapitel eingeführt – bei solchen Wortbildungsprodukten von Determinativkomposita. Gleichfalls kompositional erklärbar sind die Bedeutungen von Wortbildungsprodukten wie

(34) entnehmen, unklug, trinkbar, Lehrer, mächtig, lächeln

Im Unterschied zu den Beispielen in (33) ergibt sich die Bedeutung des Wortbildungsprodukts allerdings nicht aus den lexikalischen Bedeutungen der Bestandteile und der Art und Weise ihrer Kombination, sondern – da es sich um Fälle von Derivation handelt – aus der lexikalischen Bedeutung des jeweils als Basis auftretenden Wortes sowie der (relativ abstrakten) Bedeutung des jeweiligen Wortbildungsaffixes.

In Fällen wie den unter (33) und (34) genannten, d.h. wenn sich die Bedeutung des Wortbildungsprodukts kompositional ergibt, spricht man oft auch von semantischer bzw. **morphosemantischer Motivation** und bei den entsprechenden Bedeutungen von motivierten bzw. **Motivationsbedeutungen**. Ob eine Motivationsbedeutung vorliegt, lässt sich am besten durch eine Paraphrase feststellen: z.B. *Bienenhonig* – ‚Honig, den Bienen geliefert haben', *Honigbiene* – ‚Biene, die Honig liefert', *entnehmen* – ‚aus etwas herausnehmen', *trinkbar* – ‚kann getrunken werden' usw.
Die durch Wortbildung bewirkten semantischen Veränderungen lassen sich im Wesentlichen auf zwei Möglichkeiten zurückführen: die Modifikation und die Transposition. Unter **Modifikation** versteht man die Veränderungen der lexikalischen Bedeutung eines Wortes durch einen Wortbildungsprozess innerhalb derselben Wortart und innerhalb derselben Bezeichnungsklasse – Beispiele sind etwa Wortbildungsprodukte wie die unter (35) angeführten:

(35) Bienenhonig, Honigbiene, Fensterglas, Musikschule, unklug, lächeln

Von **Transposition** spricht man, wenn durch den Wortbildungsprozess die Wortart und der semantische Typ, die Bezeichnungsklasse, zumindest aber der semantische Typ verändert wird:

(36) (a) trinkbar, Lehrer, mächtig, ernst, ölen
(b) Musiker, Bäckerei, Rentner

Bei einem Wort wie *trinkbar* wird durch den Wortbildungsprozess die Wortart – aus dem Verb *trinken* wird ein Adjektiv – und der semantische Typ verändert – aus der Bezeichnung einer Handlung wird die Bezeichnung einer Eigenschaft, einer Disposition; dies gilt auch für die anderen Wortbildungsprodukte unter (36) (a). Bei den Wörtern unter (36) (b) wird dagegen nur der semantische Typ, aber nicht die Wortart verändert.

Im Unterschied zu den unter (34) – (36) genannten Beispielen kann die Bedeutung von Wortbildungsprodukten in vielen Fällen nicht oder nur teilweise kompositional erschlossen werden: man spricht dann von **demotivierten Bedeutungen** – wenn die Bedeutung gar nicht mehr kompositional erschließbar ist – und von **teilmotivierten Bedeutungen** – wenn die Bedeutung zumindest teilweise kompositional zu erschließen ist, wobei es hier natürlich Abstufungen gibt. Eindeutig demotivierte Wortbildungsprodukte sind die Wörter unter (37) – wobei teilweise schon von der Struktur her nicht einmal zu erkennen ist, dass es sich um ein Wortbildungsprodukt handelt – in unterschiedlichem Grad teilmotivierte Wortbildungsprodukte sind die Wörter unter (38):

(37) Gerät, Geweih, Gift, Furt, fertig, Mädchen, Jungfer, Zeitung, heute
(38) Gefährt, Zeitalter, Zeitkarte, Zeitlupe, entgelten, entraten, entlohnen

Während z.B. bei *Gerät* und *Geweih* oder *Mädchen* zumindest noch die Struktur eines Wortbildungsprodukts zu erkennen ist, ist dies bei *Gift*, *Furt* oder *heute* gar nicht mehr der Fall. Unabhängig davon ist aber auch bei *Gerät* der Zusammenhang mit *Rat* nicht mehr präsent, und ebensowenig der Zusammenhang von *Geweih* mit *Zweig* oder von *Mädchen* mit *Magd*. Demgegenüber ist die Bedeutung von *Gefährt* durchaus noch mit den Bedeutungen von *fahren* in Verbindung zu bringen, und ebenso die Bedeutung von *Zeitlupe* mit den Bedeutungen von *Zeit* und *Lupe* oder die Bedeutung von *entlohnen* mit den Bedeutungen von *ent-* – wie bei *entgiften* – und von *lohnen*. Aber vollmotiviert sind die Bedeutungen nicht, Paraphrasen wie bei *Bienenhonig*, *Honigbiene*, *entnehmen*, *trinkbar*, aber auch u*nklug*, *Lehrer*, *mächtig*, *ernst*, *ölen* usw. sind hier nicht oder nur mit Schwierigkeiten möglich.

Diese Entwicklung von vollmotivierten über teilmotivierte zu demotivierten Wortbildungsprodukten bzw. Bedeutungen hat verschiedene Ursachen. Eine wichtige Ursache ist darin zu sehen, dass mit dem Usuell-Werden eines Wortbildungsprodukts, mit seiner Lexikalisierung – also seiner Aufnahme in den Wortschatz einer Sprache – und dem damit verbundenen größeren Verwendungsspektrum eine Tendenz zur Demotivation einhergeht. Und eine weitere Ursache ist in der Tatsache begründet, dass auch Wortbildungsregeln dem Sprachwandel unterworfen sind, d.h. dass bestimmte Wortbildungsregeln mit der Zeit außer Gebrauch geraten, dass keine neuen Wörter mehr mit ihnen gebildet werden können, so dass irgendwann der Zeitpunkt eintritt, dass nach ihnen gebildete Wörter gar nicht mehr als Wortbildungsprodukte erkannt werden – wie dies z.B. bei *Gift*, *Furt*, *Jungfer* oder *heute* der Fall ist – und dementsprechend natürlich auch die Bedeutung in keiner Weise mehr kompositional erschlossen werden kann. Diese Überlegungen machen auch deutlich, dass es zu jeder Zeit Wortbildungsregeln gibt, nach denen mehr oder weniger frei neue Wörter gebildet werden können, Wortbildungsregeln, nach denen nur noch sehr begrenzt oder kaum neue Wörter gebildet werden können, und schließlich Wortbildungsregeln, die die Basis für Wortbildungsprodukte waren, die noch im aktuellen Gebrauch sind und deren Struktur noch erkannt werden kann, nach denen heute aber keine neuen Wörter mehr gebildet werden können. Beispiele für die letzten beiden Fälle wären etwa die Wortbildungsregeln, nach denen

Wörter wie *Fahrt*, *Flucht* oder *Zucht* bzw. *Mühsal*, *Trübsal* oder *Rinnsal* bzw. *schweigsam*, *langsam* oder *folgsam* gebildet sind. Diese Eigenschaft von Wortbildungsregeln, dass sie zur Bildung neuer Wörter genutzt werden können, nennt man ihre **Produktivität**. Die Wortbildungsregeln, nach denen z.B. Adjektive auf *-bar*, Substantive auf *-er*, Substantive auf *-ung* oder mit *be-* präfigierte Verben gebildet werden können, sind im heutigen Deutsch produktive Wortbildungsregeln, während die den genannten Wörtern *Fahrt*, *Flucht* usw. zugrundeliegenden Wortbildungsregeln nur noch schwach oder gar nicht mehr produktiv – unproduktiv – sind.

6.5 Beschreibung von Wortbildungsregularitäten

Die im letzten Teilkapitel erwähnten Fälle von demotivierten Wortbildungsprodukten, die teilweise gar nicht mehr als Wortbildungsprodukte zu erkennen sind, werfen die Frage auf, ob diese Wörter überhaupt Gegenstand der Wortbildungslehre sein können bzw. sollten, wenn man als Gegenstand der Wortbildungslehre – so lautete meine Formulierung am Ende des ersten Abschnitts der heutigen Vorlesung – die Regeln ansieht, die der Bildung und dem Verstehen solcher Wörter zugrundeliegen, die auf der Basis vorhandenen Sprachmaterials der jeweiligen Sprache gebildet werden können. Diese Frage wird in der Sprachwissenschaft heute in der Regel so beantwortet, dass man zwischen einer **synchron orientierten**, gegenwartsbezogenen und einer **diachronen Wortbildungslehre** unterscheidet: Die synchron orientierte Wortbildungslehre beschäftigt sich nur mit den motivierten und den teilmotivierten Wortbildungsprodukten, deren Struktur auch heute noch erkennbar ist, während es der diachron orientierten Wortbildungslehre um die historische Entwicklung, um die Entstehung und Erklärung aller Wortbildungsprodukte geht, also auch um die demotivierten und in ihrer Struktur nicht mehr transparenten Wortbildungsprodukte.

Wie Wortbildungsregularitäten im Einzelnen zu beschreiben sind, welche Form Wortbildungsregeln bzw. Beschreibungen von Wortbildungsregeln haben können, hängt zum einen davon ab, ob man einen wortbezogenen oder einen morphembezogenen Ansatz wählt – denn auch in der Wortbildung sind beide Ansätze möglich und werden auch vertreten –, zum andern vom jeweiligen Rahmen, in dem man sich bewegt. Auf diese Fragen möchte ich hier aber nicht eingehen, sondern mich darauf beschränken, zu thematisieren, was Wortbildungsregeln zu erfassen haben, d.h. was bei der Beschreibung von Wortbildungsregularitäten zu berücksichtigen ist.

Zentral ist zunächst, auf welche Basen eine Wortbildungsregel angewendet werden kann und was das Ergebnis einer Wortbildungsregel ist, genauer: welcher Wortart bzw. welcher Wortartensubklasse Basen angehören können bzw. müssen, auf die eine Wortbildungsregel angewendet werden kann und welcher Wortart bzw. Wortartensubklasse die jeweiligen Wortbildungsprodukte angehören. So ist beispielsweise eine Regel wie die, nach der adjektivische Suffixderivate wie *trinkbar*, *brauchbar, waschbar, zerlegbar, brennbar* gebildet werden, nur auf verbale Basen anzuwenden – deshalb sind übrigens die in Kapitel 1 genannten Wortbildungsprodukte *langbar, schönbar* und *kaputtbar* im Deutschen nicht möglich. Und auch bei den Verben, auf die diese Regel angewandt werden kann, gibt es Beschränkungen: so sind echt reflexive Verben wie *sich schämen* und intransitive Verben mit durativer Bedeutung – also Verben ohne Objekt bzw. ohne die Möglichkeit zur Passivierung, die einen Vorgang oder Zustand als sich gleichmäßig über einen größeren Zeitraum erstreckend charakterisieren – wie *liegen, schlafen* und *blühen* als Basen dieser Regel

ausgeschlossen: deshalb sind die gleichfalls in Kapitel 1 genannten Bildungen *schämbar* und *schlafbar* im Deutschen nicht möglich. Und natürlich gehört zur Charakteristik dieser Wortbildungsregel, dass das Ergebnis zur Wortart ‚Adjektiv' gehört. Andererseits ist die Wortbildungsregel, die mit Hilfe des Suffixes *-isch* Adjektive ableitet, u.a. dadurch gekennzeichnet, dass als Basis auch Konfixe in Frage kommen – *elektrisch, thermisch* –, dass aber Verben kaum als Basen auftreten können.

Insbesondere bei Konversionen ist auch wichtig, ob der Stamm oder eine bestimmte Wortform die Basis der Wortbildungsregel darstellt – *Lauf*, *Ruf* vs. *Laufen, Rufen, Lesen* vs. *laufend, rufend, gerufen, lesend, gelesen* usw. bei verbalen Basen, (*das*) *Hohe* vs. (*das*) *Hoch* bei adjektivischen Basen usw.

Außerdem sind formale Aspekte wichtig: die Reihenfolge der Konstituenten – so etwa der Unterschied bei der Derivation zwischen Präfigierung, Suffigierung und Zirkumfigierung, außerdem die Notwendigkeit eines – und welchen – Fugenelements – (39) –, eventuelle Tilgungen – (40) –, sowie notwendige Veränderungen der Basis – (41):

(39) Sonnenbad, nicht: *Sonnebad; Zeitungsleser, nicht: *Zeitungleser oder *Zeitungeleser; willentlich, nicht: *willenlich; sagenhaft, nicht: *sagehaft oder *sagerhaft

(40) launisch, nicht: *launeisch; Rentner, nicht: *Rentener; Schulbuch, nicht: *Schulebuch

(41) mächtig, nicht: *machtig; mündlich, nicht: *mundlich; Jäger, nicht: *Jager; lächeln, nicht: *lacheln

Gleichfalls eine zentrale Rolle spielt die mit der Wortbildungsregel jeweils verbundene Bedeutung, z.B. dass bei der Suffigierung mit *-bar* die Bedeutung ‚kann ge-x-t werden' verbunden ist – wobei *x* eine Variable für Verben ist – oder dass bei der Präfigierung von Verben mit *ent-* eine Bedeutung wie ‚heraus bewegen' verbunden ist usw. Dabei muss berücksichtigt werden, dass bei ein und demselben Affix mehrere Wortbildungsregeln mit je unterschiedlichem semantischem Beitrag zur Bedeutung der Wortbildungsprodukte nebeneinander bestehen können, wie die folgende Liste mit Wortbildungsprodukten mit dem Suffix *-er* deutlich macht – ich möchte darauf verzichten, die Unterschiede im Einzelnen zu nennen, da sie intuitiv klar sein dürften:

(42) Lehrer, Schneider, Schalter, Kühler, Walzer, Musiker, Leipziger, Dampfer, Sechser, Achter

Schließlich gilt es bei der Beschreibung von Wortbildungsregeln auch noch zu berücksichtigen, ob die jeweiligen Regeln – ich erinnere an den Schluss von 6.4 – noch produktiv, nur noch schwach oder gar nicht mehr produktiv sind.

Literaturhinweise

Grundlegende Ausführungen zur Wortbildung finden sich in (8), S. 634-687, (12), S. 178-203, und (27), S. 29-66. Zu verschiedenen Möglichkeiten der Beschreibung von Wortbildungsregularitäten sei auf (11), S. 53-57, (27) sowie (18), S. 44-51, verwiesen.

7. Phonetik/Phonologie

7.1 Gegenstand und Aufgaben von Phonetik und Phonologie

Sprachen unterscheiden sich bekanntlich nicht nur hinsichtlich ihres Wortschatzes, hinsichtlich ihrer Syntax und Morphologie sowie hinsichtlich ihrer Wortbildungsregularitäten, sondern auch hinsichtlich der Laute, über die sie verfügen. So kennt das Deutsche beispielsweise weder nasalierte Vokale wie das Französische noch die Laute des Englischen, die dort durch die Buchstabenkombination <th> in der Schreibung wiedergegeben werden. Unterschiede zwischen verschiedenen Sprachen auf der lautlichen Ebene bestehen aber nicht nur in Bezug auf ihre Laute, ihr **Lautinventar**, sondern – was wesentlich weniger offensichtlich und bekannt ist – auch auf die Kombinationsmöglichkeiten der einzelnen Laute miteinander, die – wie man sie in der Sprachwissenschaft nennt – **phonotaktischen Regularitäten**. So ist im Deutschen beispielsweise – von Fremdwörtern abgesehen – die Lautkombination [st] am Anfang von Wörtern ausgeschlossen – gleichfalls anders als im Englischen oder im Französischen; man vergleiche engl. *stadium* bzw. [steidiəm] und frz. *stade* bzw. [stad] mit dt. *Stadion* bzw. [ʃta:di̯ɔn] oder *Stadt* bzw. [ʃtat]. Weitere Regularitäten, die sich auf die lautliche Ebene von Sprachen beziehen, sind Regularitäten für die Akzentuierung (Betonung) und Regularitäten für die Intonation (Tonhöhenverlauf). So werden z.B. im Deutschen Wörter wie *Lupe, Schule, sagen, gestern* usw. alle auf der ersten Silbe betont, Wörter wie *Paket, Organ, abstrakt, Kongress* dagegen auf der zweiten Silbe, ebenso wie *Forelle, Hornisse oder Holunder*. Wie die diesen Betonungen zugrundeliegende Regularität zu erfassen ist, soll hier außer Betracht bleiben – entscheidend für unseren Zusammenhang ist nur, dass die Betonung nicht beliebig ist. Und was die Intonation angeht, gilt im Deutschen im Wesentlichen, dass ein Satz wie (1) (a) mit am Ende fallendem Tonhöhenverlauf, ein Satz wie (1) (b) mit am Ende steigendem Tonhöhenverlauf gesprochen wird:

(1) (a) Anna ist zu Hause.
(b) Ist Anna zu Hause?

Dass der Tonhöhenverlauf allein auch Auswirkungen auf die Bedeutung einer Äußerung haben kann, zeigt der Vergleich von (1) (a) mit (1) (c), wobei das Fragezeichen in (1) (c) den steigenden Tonhöhenverlauf anzeigen soll:

(1) (c) Anna ist zu Hause?

Akzent und Intonation sind lautliche Phänomene, die sich auf größere lautliche Einheiten als die einzelnen Sprachlaute beziehen – auf Silben, Wörter, Phrasen, Sätze. Solche lautlichen Phänomene – zu denen auch Quantität (Länge), Sprechpause, Sprechtempo und Sprechrhythmus gehören –, fasst man unter dem Begriff **Prosodie** zusammen.

Die verschiedenen sprachbezogenen lautlichen Phänomene lassen sich unter zwei Aspekten untersuchen – einerseits mit Blick auf die materielle, die physikalische Seite, andererseits mit Blick auf die Rolle lautlicher Phänomene innerhalb von Sprachsystemen. Die Disziplin, die sich nur mit den physikalischen Eigenschaften der lautlichen Phänomene beschäftigt, die in den verschiedenen Sprachen vorkommen (können), nennt man **Phonetik**. Demgegenüber ist die **Phonologie** die linguistische Teildisziplin, die die lautlichen Phänomene in ihrem je

spezifischen Zusammenhang, in ihren jeweiligen Funktionen innerhalb einzelner Sprachen untersucht, wobei sie aber auf den Ergebnissen der Phonetik aufbaut. Dementsprechend werde ich im nächsten Teilkapitel zunächst wichtige Grundbegriffe der Phonetik und im Anschluss daran in Teilkapitel 7.3 Grundbegriffe der Phonologie einführen und erläutern, während das letzte Teilkapitel der Prosodie gewidmet ist.

Zuvor möchte ich jedoch noch einige Bemerkungen zur Funktion von Phonetik und Phonologie machen, da beide erfahrungsgemäß für viele Studierende – teilweise auch Sprachwissenschaftler – nicht unbedingt zu den Highlights gehören. Die Phonetik und die Phonologie sind für eine Reihe anderer linguistischer Teildisziplinen wie auch für zahlreiche Anwendungsbereiche der Sprachwissenschaft eine notwendige Grundlage, so dass solide phonetische und phonologische Kenntnisse unabdingbar sind. So bestehen besonders enge Beziehungen zur Morphologie, aber auch Wechselbeziehungen zur Wortbildung und zur Syntax – all dies kann hier aber nicht näher ausgeführt werden. Demgegenüber kann das Teilkapitel 7.4 zumindest ansatzweise zeigen, welche Rolle Phonetik und Phonologie für die Semantik und Pragmatik spielen, und das letzte Kapitel dieses Skripts wird die grundlegende Bedeutung von Phonetik und Phonologie für die Regularitäten der Schreibung, für die Graphematik bzw. Orthographie erkennen lassen. Dass auch die Dialektologie und die historische Sprachwissenschaft ohne phonetische und phonologische Grundlagen undenkbar sind, liegt auf der Hand – die Hauptunterschiede von Dialekten zu anderen Varietäten einschließlich der Standardsprache liegen ja gerade im lautlichen Bereich, und jeder, der schon einmal mit verschiedenen historischen Sprachstufen einer Sprache zu tun gehabt hat, weiß, dass die Veränderungen im lautlichen Bereich einen gewichtigen Anteil am Sprachwandel haben. Als weitere Bereiche, in denen Phonetik und Phonologie eine wichtige Rolle spielen, seien nur noch genannt die Psycholinguistik – sowohl im Hinblick auf den Spracherwerb als auch die Sprachproduktion –, die Patholinguistik, die sich u.a. mit Sprach- und Sprechstörungen beschäftigt, die Computerlinguistik sowie die kontrastive Sprachwissenschaft als Basis für den Fremdsprachenunterricht.

7.2 Grundbegriffe der Phonetik

Bei der Untersuchung der lautlichen Phänomene „an sich", d.h. unabhängig von ihren jeweiligen systematischen Zusammenhängen in einzelnen Sprachen, gibt es drei unterschiedliche Perspektiven, entsprechend den drei Faktoren bei mündlicher sprachlicher Kommunikation: dem Sprecher, dem Hörer und den übermittelten Lauten, d.h. dem vom Sprecher produzierten Schallsignal:

(2) Sprecher → Schallsignal → Hörer

Die Phonetik, die sich mit der Art und Weise der Lautproduktion durch den Sprecher, mit der Artikulation der Laute durch den Sprecher beschäftigt, nennt man die **artikulatorische Phonetik**. Die Phonetik, die sich mit den physikalischen Eigenschaften des Schallsignals, mit den vom Sprecher produzierten Schallwellen befasst, heißt **akustische Phonetik**; und die Phonetik, die die Art und Weise der Wahrnehmung der Laute, der Rezeption der Schallwellen untersucht, bezeichnet man als **auditive Phonetik**. Die phonetische Teildisziplin, die für die Phonologie am wichtigsten ist, ist die artikulatorische Phonetik, und dementsprechend sehe ich im Folgenden von der akustischen und der auditiven Phonetik ab und konzentriere mich auf die artikulatorische Phonetik.

Fast alle Laute – im Deutschen alle Laute – werden beim Ausatmen produziert; dabei strömt die Luft durch den Kehlkopf, wobei sie durch die dort befindlichen Stimmlippen (Stimmbänder) in Schwingungen versetzt werden kann, was als Stimmton hörbar ist – etwa bei stimmhaften Konsonanten wie dem ersten Laut in *Sonne*, dem letzten Laut in *Ruhm* oder bei allen Vokalen. Nach ihrer Passage durch die Öffnung zwischen den Stimmlippen gelangt die Luft in den Mund-Nasen-Rachenraum – sehr prosaisch oft als Ansatzrohr bezeichnet. Dort werden dann die einzelnen Laute durch die Sprechorgane, insbesondere die Zunge und die Lippen, gebildet – diesen Vorgang nennt man **Artikulation** (teilweise versteht man unter Artikulation aber auch den gesamten Sprechvorgang).

Die verschiedenen Laute lassen sich in zwei große Klassen einteilen – die Konsonanten und die Vokale, die sich dadurch voneinander unterscheiden, dass die **Konsonanten** durch Behinderung des Luftstroms – Verengung oder Blockierung – gebildet werden, die **Vokale** dagegen ohne Behinderung des Luftstroms, sondern durch die Formung unterschiedlicher Resonanzräume.

Die verschiedenen **Konsonanten** unterscheiden sich erstens durch die Art der Behinderung des Luftstroms – die **Artikulationsart** (Artikulationsmodus) –, zweitens den Ort der Behinderung – den **Artikulationsort** (Artikulationsstelle) – und drittens durch die **Stimmhaftigkeit**, d.h. dadurch, ob die Laute stimmhaft oder stimmlos – mit oder ohne durch Vibrieren der Stimmlippen erzeugten Stimmton – gebildet werden. Beim Artikulationsort ist jeweils zwischen der Stelle, an der artikuliert wird – dem unbeweglichen Artikulationsorgan – und dem artikulierenden Organ – dem beweglichen Artikulationsorgan – zu unterscheiden. Die wichtigsten beweglichen Artikulationsorgane sind die Zunge und die Unterlippe, bei den unbeweglichen Artikulationsorganen reicht das Spektrum von der Oberlippe bis zur Öffnung zwischen den Stimmlippen im Kehlkopf.

So wird – um diese Ausführungen durch Beispiele etwas zu veranschaulichen – der erste Laut in *Tanne* dadurch erzeugt, dass ein Verschluss gebildet wird, der dann gesprengt wird, ebenso wie beim ersten Laut in *Bahn* oder in *Keller*. Diese Laute stimmen also hinsichtlich der Artikulationsart überein; sie unterscheiden sich jedoch hinsichtlich des Artikulationsorts: Das [b] wird weiter vorne gebildet als das [t] – nämlich durch einen Verschluss von Ober- und Unterlippe –, und das [t] wiederum wird weiter vorne gebildet als das [k] – das [t] am Zahndamm direkt hinter den Zähnen, das [k] im hinteren Gaumen. Demgegenüber stimmen das [t] in *Tanne* und das [s] in *Reis* hinsichtlich des Artikulationsorts überein, unterscheiden sich aber in Bezug auf die Artikulationsart: das [s] wird nicht durch einen Verschluss gebildet, sondern durch eine starke Verengung im Mundraum, an der der Luftstrom vorbeizieht und dadurch ein Reibegeräusch verursacht. Das [t] in *Tanne* und das [d] in *Dunst* schließlich entsprechen sich sowohl in Bezug auf die Artikulationsart als auch in Bezug auf den Artikulationsort, unterscheiden sich aber in der Stimmhaftigkeit: [t] ist ein stimmloser, [d] ein stimmhafter Konsonant.

Die **Vokale** werden – wie schon erwähnt – durch die Formung unterschiedlicher Resonanzräume gebildet, wobei die Zunge und die Lippen die artikulierenden Organe sind. Die drei zentralen Parameter, nach denen sich die verschiedenen Vokale voneinander unterscheiden, sind die **Zungenhöhe** (auch Hebungsgrad genannt) – d.h. wie hoch die Zunge gehoben wird –, **Zungenlage** (auch als Hebungsrichtung bezeichnet) – d.h. wohin

die Zunge bewegt wird – und die **Lippenrundung** – d.h. ob die Lippen gerundet sind oder nicht.

Auch dies sei an einigen Beispielen veranschaulicht: So wird die Zunge bei den Vokalen in *Mut* oder *Lid* gehoben, während sie bei dem Vokal in *Wald* gesenkt und bei den Vokalen in *Tor* oder *Beet* zwar auch gehoben, aber weniger stark gehoben wird wie in den Fällen *Mut* und *Lid*. Hinsichtlich der Zungenlage unterscheiden sich die Vokale in *Mut* und *Lid* jedoch deutlich voneinander: beim [u] wird die Zunge nach hinten, beim [i] nach vorne bewegt. Die Vokale in *Lid* und in *Tür* dagegen stimmen sowohl hinsichtlich der Zungenhöhe als auch hinsichtlich der Zungenlage überein, unterscheiden sich aber in Bezug auf den dritten Parameter, die Lippenrundung: bei *Tür* werden die Lippen gerundet, bei *Lid* nicht.

Zwei weitere Parameter, die bei der Beschreibung der Vokale oft noch herangezogen werden, die – zumindest im Deutschen – auch in einer engen Beziehung zueinander stehen, sind die **Gespanntheit** und die Quantität. Unter gespannten Vokalen versteht man Vokale wie die Vokale in *Mut* oder *Lid*, die mit mehr Muskelspannung artikuliert werden als die ungespannten Vokale, für die die Vokale in *Mutter* oder *Mitte* als Beispiele genannt seien. Mit **Quantität** meint man schließlich den Unterschied von langen und kurzen Vokalen wie z.B. zwischen den Vokalen in *Mut* und *Mutter* oder *Lid* und *Mitte*.

Zur Kennzeichnung der einzelnen Laute bedient man sich in der Phonetik spezieller Transkriptionszeichen, meist derer des Internationalen Phonetischen Alphabets (IPA). Solche Transkriptionszeichen sind notwendig, da die Schriftsysteme der einzelnen Sprachen oft keine eindeutige Zuordnung von Buchstabe und Laut haben und sich die Schriftsysteme verschiedener Sprachen zudem hinsichtlich der Zuordnung von Buchstabe und Laut oft voneinander unterscheiden. Die fehlende eindeutige Zuordnung von Buchstabe und Laut lässt sich schon an den Beispielen im vorangehenden Abschnitt erkennen: In *Mut* und *Mutter* haben wir es mit zwei verschiedenen *u*-Lauten zu tun – dem *u* in *Mut*, in der IPA-Lautschrift mit [u] wiedergegeben, und dem *u* in *Mutter*, in der IPA-Lautschrift mit [ʊ] gekennzeichnet –; und das Gleiche gilt für die beiden *i*-Laute – das [i] in *Lid* und das [ɪ] in *Mitte*. Ein und derselbe Buchstabe kann im Deutschen also unterschiedliche Laute graphisch repräsentieren. Dass es sich hier um unterschiedliche Laute handelt, ist für viele wohl durch die gleiche Schreibung verschleiert, aber unstrittig: beim [ɪ] ist der Mund weiter geöffnet als beim [i], und zudem ist bei der Artikulation des [i] die Zunge gespannt, beim [ɪ] ungespannt. Während wir es in den genannten Fällen damit zu tun haben, dass ein Buchstabe unterschiedliche Laute graphisch repräsentieren kann, kommt auch der umgekehrte Fall vor, nämlich dass ein Laut auf unterschiedliche Weise graphisch repräsentiert werden kann. Ein Beispiel hierfür ist der Laut [k], der – wie die Beispiele unter (3) belegen – als <k>, als <ck>, als <g>, als <ch> oder als <c> geschrieben werden kann (die Schreibweise in Spitzklammern kennzeichnet, dass man sich auf Buchstaben bzw. Buchstabenkombinationen, also graphische Einheiten, bezieht):

(3) klein, backen, Tag, Fuchs, Clown

Dass – um noch etwas zur zweiten Begründung für die Notwendigkeit von Transkriptionszeichen zu sagen – verschiedene Sprachen verschiedene Zuordnungen von Laut und Buchstabe vornehmen, ist allgemein bekannt: ich verweise nur auf <eau> und <au> als graphische Entsprechung für den Laut [o] im Französischen – wie in *morceau* oder *haut* – oder

die im Niederländischen geltende Regelung, dass der Laut [ø] wie in *Löwe* in der Schreibung durch <eu> wiedergegeben wird. Dementsprechend wird die im niederländischsprachigen Teil Belgiens liegende Universitätsstadt *Leuven* im Deutschen als *Löwen* geschrieben, weil im Deutschen <ö> die graphische Entsprechung zu [ø] ist.

Bei meinen bisherigen Überlegungen in diesem Teilkapitel habe ich – einer üblichen Vorgehensweise folgend – aus Gründen der Einfachheit von einigen Gesichtspunkten abgesehen, auf die ich nun aber wenigstens kurz noch zu sprechen kommen möchte, da sonst ein falscher Eindruck entstehen könnte – der Eindruck nämlich, dass es sich beim Sprechen um die Aneinanderreihung jeweils klar voneinander abgrenzbarer Laute handeln würde. Diese Vorstellung wird ja zudem noch dadurch bestärkt, dass wir die Laute in der Schreibung jeweils durch Buchstaben wiedergeben, die klar voneinander abgrenzbar sind. Laute sind deshalb für viele die lautlichen Entsprechungen der Buchstaben: Buchstaben werden jeweils auf bestimmte Weise ausgesprochen.

Diese Vorstellung ist jedoch aus mehreren Gründen falsch. So sind nicht die Buchstaben das Primäre, sondern die Laute – Menschen lernen immer zuerst sprechen und danach erst schreiben, und viele Sprachen kennen gar kein System zu ihrer Schreibung. Deshalb werden nicht Buchstaben ausgesprochen, sondern mit Buchstaben werden Laute schriftlich wiedergegeben, graphisch repräsentiert. Aus der klaren Abgegrenztheit der Buchstaben darf man also nicht auf die klare Abgegrenztheit der Laute schließen. Dass Laute auch keineswegs klar voneinander abgegrenzt sind, kann man sich leicht klar machen, wenn man Sprecher eine Sprache sprechen hört, die man nicht kennt: Jeder wird dann große Probleme haben, die einzelnen Laute zu identifizieren und voneinander abzugrenzen, denn was man hört, ist ein Lautkontinuum, dem übrigens auch bei der Artikulation ein Kontinuum entspricht. Die Wahrnehmung einzelner Laute, die Identifikation einzelner Laute in einem Lautkontinuum setzt also die Kenntnis der entsprechenden Sprache voraus – die Fähigkeit zum Wahrnehmen einzelner Laute ist also eine Fähigkeit, die erst im Prozess des Erlernens einer Sprache schrittweise erworben wird: Man entdeckt schrittweise die Wiederkehr immer gleicher lautlicher Elemente, wodurch man schließlich in der Lage ist, einzelne Laute in einem Lautkontinuum zu identifizieren und als voneinander abgegrenzt wahrzunehmen.

Hinter der Rede vom Erkennen immer gleicher lautlicher Elemente, immer gleicher Laute steckt aber ein weiteres Problem, das sich generell auch bei jeder Transkription gesprochener Sprache stellt: Verschiedene Menschen sprechen verschieden, unterscheiden sich in ihrer Aussprache, sprechen in unterschiedlichen Situationen und Stimmungen verschieden; in verschiedenen Dialekten und Lauten unterscheidet sich ein Laut wie z.B. das [p] oder das [a] oder das [g] usw. doch z.T. voneinander. M.a.W.: Phonetisch handelt es sich nicht um einen Laut [p] z.B., sondern um potentiell unendlich viele phonetisch verschiedene Laute – die Rede von einem Laut [p] ist also eine Idealisierung, bei der von vielen irrelevanten Unterschieden abgesehen wird. Was irrelevant und was relevant ist, ist allerdings jeweils abhängig von Sinn und Zweck der Beschäftigung mit Lauten, vom jeweiligen Ziel einer Transkription. So kann es bei einer Transkription zum Zweck der Sprechererkennung sehr wichtig sein, sehr viele zusätzliche phonetische Eigenschaften zu erfassen, während für phonologische Untersuchungen von vielen phonetischen Eigenschaften abgesehen werden kann. Demgegenüber ist es z.B. für den Fremdsprachenunterricht wichtig, mehr phonetische Eigenschaften zu berücksichtigen, aber sicherlich nicht so viele wie für die Sprechererkennung.

Um solche zusätzlichen phonetischen Eigenschaften kennzeichnen zu können, gibt es im IPA-Alphabet sog. **diakritische Zeichen**, die zusätzlich zu den Lautzeichen verwendet werden können, wie z.B. das hochgestellte *h*, mit dem man kennzeichnen kann, das ein Konsonant behaucht ist – wie z.B. das [p] in *Pause*, das dementsprechend als [p^h] transkribiert werden kann, im Unterschied zum nicht behauchten [p] in *Spinne*. Transkriptionen, bei denen möglichst viele phonetische Einzelheiten und Eigenschaften erfasst werden sollen, nennt man **enge Transkriptionen**, Transkriptionen, bei denen man von vielen dieser Eigenschaften absieht und sich vor allem auf die systematische Funktion der Laute konzentriert – darauf komme ich in 7.3 zurück –, nennt man **weite Transkriptionen**. Natürlich ist dies eine Unterscheidung, die Abstufungen zulässt.

Ein weiteres Problem bei der Transkription – das letzte, das ich hier nennen möchte – stellt sich dann, wenn es um die Transkription von Wörtern oder Sätzen als Einheiten der Langue geht. Und zwar geht dieses Problem darauf zurück, dass es in vielen Sprachen – so auch im Deutschen – oft keine einheitliche Aussprache von Wörtern gibt, sondern unterschiedliche **Aussprachevarietäten**. Damit sind nicht nur dialektale oder regionale Unterschiede gemeint, sondern auch überregionale. So unterscheidet man die Standardlautung als die Lautung, wie sie im offiziellen mündlichen Sprachgebrauch – oft festgemacht an der Aussprache geschulter Rundfunk- und Fernsehsprecher – Gültigkeit hat, von der Hochlautung oder Bühnenaussprache als der noch weit stärker normierten Aussprachevarietät und der – im Unterschied zu der Standardlautung und der Hochlautung nicht normierten – Umgangslautung. Daneben nimmt man in der Regel noch weitere Aussprachevarietäten wie die Explizitlautung und die Überlautung an. Im Unterschied zur Orthographie hat eine Aussprachenorm wie die Standardlautung und die Hochlautung – in Anlehnung an den Begriff ‚Orthographie' spricht man statt von Aussprachenorm oft auch von **Orthoepie** – nicht den gleichen Verbindlichkeitsgrad, der in Bezug auf das Deutsche bei der Orthographie sogar amtlich verfügt ist.

Wenn man Wörter und Sätze als Einheiten der Langue transkribiert, muss man sich deshalb nicht nur entscheiden, wie eng oder weit die Transkription sein soll, sondern auch, an welcher Aussprachevarietät man sich orientiert.

7.3 Grundbegriffe der Phonologie

Die Phonologie – so die bisherigen relativ vagen Formulierungen – befasst sich im Unterschied zur Phonetik mit lautlichen Phänomenen und Regularitäten in ihrem je spezifischen Zusammenhang in Sprachsystemen, mit der systematischen Funktion der Laute in einer Sprache. Was darunter genauer zu verstehen ist, dies soll nun im Folgenden erläutert werden.

Ob man – um ein Beispiel aus Kapitel 2 wieder aufzugreifen – das Wort *raufen* mit einem „gerollten" Zungenspitzen-*r*, also dem [r], oder mit dem Zäpfchen-*r*, phonetisch als [R] symbolisiert, oder mit einem im Rachen gebildeten Reibelaut, dem [ʁ], artikuliert, ist im Hinblick darauf, was man mit einer Äußerung dieses Wortes in einem bestimmten Zusammenhang zu verstehen geben will, irrelevant: es handelt sich immer um das Wort *raufen*. Wenn man dagegen einen der *r*-Laute durch ein [t] oder ein [l] oder ein [z] ersetzt, ändert sich wesentlich mehr – man erhält andere Wörter mit anderen Bedeutungen: *taufen*, *laufen* und *saufen*.

Insofern kann man sagen, dass die Laute [t], [l] und [z] im Deutschen eine systematische Funktion haben, die verschiedenen *r*-Laute – das [r], das [R] und das [ʁ] – dagegen nicht. Und zwar besteht diese systematische Funktion darin, dass sie bedeutungsunterscheidend sind, d.h. dass der Austausch eines Lautes zu anderen Wörtern mit anderen Bedeutungen führt. Laute, die eine solche **distinktive Funktion** haben, nennt man **Phoneme**. Ermitteln kann man Phoneme, d.h. ermitteln, ob ein Laut, ein **Phon**, Phonemstatus, also distinktive, bedeutungsunterscheidende Funktion hat, auf die hier schon praktizierte Weise: nämlich dadurch, dass man in einem Wort ein Phon durch ein anderes ersetzt und testet, ob sich durch die Veränderung die Bedeutung ändert: Wenn sie sich ändert, handelt es sich bei den beiden Phonen um unterschiedliche Phoneme – wie beim Austausch des *r*-Lauts in *raufen* durch [t], [l] und [z] zu *taufen*, *laufen* und *saufen*. Wenn sich nichts ändert, wie z.B. dann, wenn man in *raufen* ein [r] durch ein [R] oder ein [ʁ] ersetzt, hat man es nicht mit Phonemen zu tun. Von Phonemen kann man also immer nur in Bezug auf einzelne Sprachen sprechen. Ob man von Lauten, von **Phonen**, also Einheiten der **Phonetik**, oder von **Phonemen**, also Einheiten der **Phonologie** spricht, kann man durch die unterschiedliche Notation kenntlich machen: Phone schreibt man in eckigen Klammern, Phoneme setzt man zwischen Schrägstriche. Mit [t] ist also das Phon, d.h. der Laut an sich gemeint, mit /t/ das Phonem, d.h. der Laut in seiner systematischen Funktion in einer bestimmten Sprache, in unserem Fall im Deutschen.

Wortpaare, die sich wie *raufen* und *laufen* oder *taufen* und *saufen*, aber auch wie *Wand* und *Land* oder *reiten* und *reiben* oder *Lauf* und *Laub* nur in einem Laut voneinander unterscheiden, nennt man **Minimalpaare**; und von den beiden Lauten, in denen sich die Minimalpaare unterscheiden, sagt man, dass sie in **Opposition** zueinander stehen. Entscheidend dafür, ob zwei Wörter ein Minimalpaar bilden oder nicht, ist – darauf sei ausdrücklich hingewiesen – nur die Lautung, nicht die Schreibung. Dementsprechend setzt die Minimalpaarbildung die phonetische Transkription voraus, die – bezogen auf die einzelnen Phone und ihre Transkription nach dem IPA-Alphabet – jedoch hier nicht behandelt wird. Dennoch möchte ich schon hier einige Beispiele nennen, bei denen die Schreibung Sie auf die falsche Fährte locken könnte, es sich also nicht um Minimalpaare handelt: *Moor* und *Mohr* sind nur in der Schreibung verschieden, lautlich aber identisch – sind also Homophone. *Tang* und *Tand* unterscheiden sich hinsichtlich der Zahl der Laute – die Buchstabenkombination <ng> bei *Tang* steht für einen Laut, das Phon [ŋ], so dass dem bei *Tand* durch das <d> graphisch repräsentierten Phon bei *Tang* gar nichts gegenübersteht, also auch nichts ersetzt werden kann. Ebenfalls kein Minimalpaar bilden *Tand* und *Tank*, denn das <n> bei *Tand* steht für das Phon [n], das <n> bei *Tank* dagegen für das schon erwähnte Phon [ŋ] – *Tand* und *Tank* unterscheiden sich also in mehr als einem Phon. Und auch *Rinne* und *Rinde* sind kein Minimalpaar, da das <nn> in *Rinne* nur für ein Phon, nämlich das [n] steht – warum [n] als <nn> geschrieben wird, ist graphematisch bzw. orthographisch motiviert –, so dass *Rinne* und *Rinde* – ebenso wie *Tang* und *Tand* eine unterschiedliche Zahl von Lauten aufweisen.

Die Bestimmung, dass Phoneme durch Minimalpaarbildung ermittelt werden, ist zwar völlig korrekt, bedarf aber noch einer Präzisierung. Denn wenn zwei Phone in einem Minimalpaar in Opposition stehen, bedeutet dies nicht automatisch, dass die beiden Phone auch Phoneme sind, d.h. dass sie auch Phonemstatus haben. Dies zeigen die folgenden Beispiele: Zweifelsfrei handelt es sich bei *Ball* und *Bach* um ein Minimalpaar – das durch <ll> graphisch repräsentierte Phon [l] steht in Opposition zu dem durch <ch> graphisch repräsentierten Phon [x], dem sog. *ach*-Laut. Und ebenso bilden *List* und *Licht* ein Minimalpaar – das durch <s>

repräsentierte Phon [s] steht in Opposition zu dem durch <ch> repräsentierten Phon [ç], dem sog. *ich*-Laut. Folglich müssten [l], [s], [x] und [ç] Phoneme des Deutschen sein. Allerdings – und hier liegt die Notwendigkeit für die Präzisierung – stehen [x] und [ç] in keinem Wort des Deutschen in Opposition zueinander; es gibt kein Minimalpaar im Deutschen, das nur durch den Unterschied zwischen [x] und [ç] charakterisiert ist, denn [x] und [ç] kommen im Deutschen nie in der gleichen lautlichen Umgebung vor: [x] steht nur nach den nicht vorne gebildeten Vokalen – also den *a*-, *o*- und *u*-Vokalen –, [ç] dagegen in allen anderen Umgebungen. Von Phonemen, davon, dass ein Phon Phonemstatus hat, kann man aber erst dann sprechen – und dies ist die notwendige Präzisierung –, wenn ein Phon bezogen auf a l l e Phone einer Sprache bedeutungsunterscheidende, also distinktive Funktion hat: und dies gilt bei [x] und [ç] eben nicht. In solchen Fällen geht man davon aus, dass die beiden Phone, die nie in der gleichen lautlichen Umgebung vorkommen, die – dies die übliche Bezeichnung für diese Erscheinung – **komplementär verteilt** sind, z u s a m m e n ein Phonem bilden und insofern lautliche Varianten e i n e s Phonems darstellen, sog. **Allophone** eines Phonems sind.

Gleichfalls Allophone sind die eingangs dieses Teilkapitels genannten verschiedenen *r*-Phone im Deutschen – das [r], das [R] und das [ʁ], denn auch diese Phone haben keine bedeutungsunterscheidende Funktion. Sie unterscheiden sich allerdings insofern von [x] und [ç], als sie alle in der gleichen lautlichen Umgebung vorkommen können. Solche Allophone bezeichnet man deshalb als **freie Allophone**, während man demgegenüber Allophone wie [x] und [ç] als **kombinatorische Allophone** bezeichnet, weil ihr Vorkommen jeweils von der lautlichen Umgebung abhängt. Die jeweiligen Phoneme, zu denen Allophone zusammengefasst werden, bezeichnet man in der Regel mit dem Transkriptionszeichen des Phons, das häufiger bzw. das in den meisten lautlichen Umgebungen vorkommt. Dementsprechend kann man auf die genannten Beispiele bezogen sagen, dass das Phonem /R/ durch die (freien) Allophone [r], [R] und [ʁ] und das Phonem /ç/ durch die (kombinatorischen) Allophone [ç] und [x] realisiert werden kann.

Noch einmal ausdrücklich betont sei, dass der Phonemstatus immer sprachspezifisch ist, d.h. dass ein und dasselbe Phon in einer Sprache ein Phonem sein kann, in einer anderen Sprache dagegen nicht. So verfügt das Deutsche beispielsweise – wie am Ende von 7.2 erwähnt – sowohl über ein behauchtes (aspiriertes) als auch ein nicht-behauchtes (nicht-aspiriertes) *p*, nämlich das [p] wie in *Spinne* und das [p^h] wie in *Pause* – das Gleiche gilt auch für andere Konsonanten. Bei diesen beiden Phonen handelt es sich im Deutschen aber nicht um zwei Phoneme, denn diese beiden Phone haben im Deutschen keine distinktive Funktion: es gibt kein Minimalpaar im Deutschen, dass sich nur durch [p] vs. [p^h] voneinander unterscheidet. Andere Sprachen wie z.B. das Hindi nutzen diese beiden Phone dagegen zur Bedeutungsdifferenzierung: [pal] hat dort die Bedeutung ´achtgeben auf`, [$p^h$al] die Bedeutung ´Klinge`. In solchen Sprachen haben [p] und [p^h] Phonemstatus, sind also nicht wie im Deutschen zwei Allophone eines Phonems – des Phonems /p/ –, sondern sind zwei Phoneme: /p/ und /p^h/.

Phoneme stellen also abstrakte Einheiten dar, die gegebenenfalls auf unterschiedliche Weise – durch verschiedene Allophone – lautlich realisiert werden können. Beschrieben werden können Phoneme durch die Angabe ihrer phonetischen Eigenschaften – aber entsprechend

ihrer Funktion als bedeutungsunterscheidende lautliche Einheiten nicht durch die Angabe all ihrer phonetischen Eigenschaften, sondern nur durch die Angabe der Eigenschaften, durch die sie sich eindeutig von allen anderen Phonemen der jeweiligen Sprache unterscheiden. Die Eigenschaften oder Merkmale, die in einer Sprache zur Abgrenzung aller Phoneme voneinander benötigt werden, nennt man distinktive Eigenschaften oder **distinktive Merkmale**. So ist z.B. [± rund] – als Kennzeichen für die Lippenrundung – ein distinktives Merkmal im Deutschen (Merkmale gibt man in eckigen Klammern an und kennzeichnet das Vorliegen bzw. Nicht-Vorliegen eines Merkmals durch ein Plus- bzw. ein Minuszeichen). Und zwar ist [± rund] deshalb ein distinktives Merkmal im Deutschen, weil sich die Vokalphoneme in *Tier* und *Tür* nur in diesem einen Merkmal, dieser einen phonetischen Eigenschaft voneinander unterscheiden. Gleiches gilt für das Merkmal [± stimmhaft], da sich z.B. die beiden Anfangskonsonantenphoneme in *Pein* und *Bein* nur darin unterscheiden. Demgegenüber ist [± aspiriert] im Deutschen – anders als im Hindi – kein distinktives Merkmal, da es keine zwei Phoneme gibt, die sich nur in Bezug auf die Behauchung unterscheiden. Aufgrund der verschiedenen distinktiven Merkmale lassen sich auch die verschiedenen paradigmatischen Beziehungen der Phoneme zueinander, also das jeweilige **Phonemsystem** der betreffenden Sprache erfassen.

Den unterschiedlichen Realisierungen eines Phonems in verschiedenen lautlichen Umgebungen liegen allgemeine **phonologische Regeln** zugrunde, die bestimmen, welche **phonologischen Prozesse** unter Bezug auf die jeweilige lautliche Umgebung erfolgen, d.h. welche lautlichen Veränderungen – man nennt solche Veränderungen auch **Alternationen** – vorgenommen werden müssen bzw. können. Ich möchte dies an zwei Beispielen veranschaulichen: Eine phonologische Regel des Deutschen besagt – wie gerade gesehen –, dass das Phonem /ç/ nach nicht vorne gebildeten Vokalen als [x], sonst als [ç] realisiert wird. Wenn nun ein Lexem wie das Verb BRECHEN in seiner Phonemstruktur das Phonem /ç/ aufweist, dann führt diese phonologische Regel dazu, dass dieses Phonem in Wortformen dieses Lexems wie z.B. *brechen*, *breche* oder *brichst* als [ç] realisiert wird, dass dagegen in Wortformen wie *brach*, *brachen* oder *gebrochen* das Allophon [x] realisiert, also eine lautliche Veränderung, eine lautliche Alternation vorgenommen wird; denn die <e> und <i> entsprechenden Vokale werden vorne, die <a> und <o> entsprechenden Vokale dagegen nicht vorne gebildet. Und bei dem /ç/ als Bestandteil der Phonemstruktur des Lexems BUCH – also /bu:ç/ – bewirkt diese phonologische Regel, dass das /ç/ zwar in den Wortformen *Bücher* und *Büchern* durch das Allophon [ç] realisiert wird, dass es in *Buch*, *Buchs* und *Buche* dagegen zu [x] verändert, also durch dieses Allophon des Phonems /ç/ realisiert wird.

Phonologische Regeln sind aber nicht nur in Fällen von Allophonie wirksam, sondern auch z.B. – und dies soll das zweite Beispiel sein – bei der Auslautverhärtung. Die phonologische Regel der Auslautverhärtung besagt, dass bestimmte stimmhafte Konsonanten im Auslaut von Silben – was darunter zu verstehen ist, werde ich im letzten Teil des vorliegenden Kapitels noch erläutern – zu stimmlosen Konsonanten werden, also z.B. [b], [d] und [g] zu [p], [t] und [k]. Bei einem Lexem wie etwa LIED, das in seiner Phonemstruktur das Phonem /d/ aufweist, wird nach der Regel der Auslautverhärtung das Phonem /d/ in den Wortformen *Liedes*, *Liede*, *Lieder* und *Liedern* als [d] realisiert, in den Wortformen *Lied* und *Lieds* dagegen als [t], d.h. es wird eine lautliche Veränderung vorgenommen, es erfolgt der phonologische Prozess der Entstimmlichung.

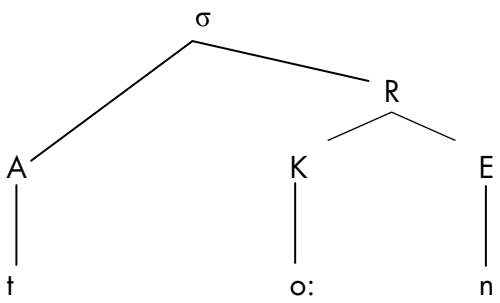
Die phonologische Regel der Auslautverhärtung unterscheidet sich insofern von der ersten phonologischen Regel, als es sich bei [d] und [t] – Entsprechendes gilt für die anderen Konsonantenpaare – nicht um Allophone eines Phonems handelt: Anders als [ç] und [x] haben die Phone [d] und [t] Phonemstatus, d.h. die Phoneme /d/ und /t/ stehen in Opposition zueinander. Die Auswirkung, die die Regel der Auslautverhärtung hat, ist hier also eine andere als die, die Verteilung von Allophonen zu sichern; die Regel der Auslautverhärtung hat als Ergebnis die teilweise Aufhebung, die – so der Terminus dafür – Neutralisation einer zwischen Phonemen bestehenden Opposition in einer bestimmten lautlichen Umgebung.

7.4 Prosodie

Wie in Teilkapitel 7.1 schon erwähnt, fasst man unter dem Begriff ‚Prosodie' all die lautlichen Phänomene zusammen, die sich auf größere lautliche Einheiten als die einzelnen Sprachlaute, d.h. – wie wir jetzt sagen können – die Phone bzw. Phoneme beziehen. Im vorliegenden Teilkapitel ist es natürlich nicht möglich, auf all diese verschiedenen Erscheinungen einzugehen. Stattdessen möchte ich mich auf den Begriff der Silbe konzentrieren, der nicht nur die wohl wichtigste lautliche Einheit ist, auf die sich prosodische Phänomene beziehen, sondern auch für andere Bereiche der Phonetik und Phonologie – aber auch darüber hinaus – von außerordentlicher Bedeutung ist. Außerdem möchte ich am Ende noch einige Bemerkungen zu Akzent und Intonation als besonders wichtigen prosodischen Phänomenen anfügen.

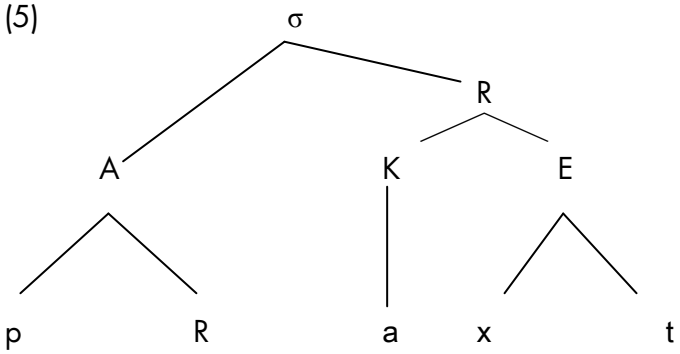
So klar der Begriff der Silbe intuitiv ist, so schwierig ist er zu definieren. Schon Kinder können Wörter in Silben zerlegen, und es gibt in vielen Sprachen silbenbezogene Wort- und Sprachspiele. Kaum ein Sprecher des Deutschen dürfte Probleme haben, Wörter wie *Lampe* oder *Blume* oder *Einwohnermeldeamt* in Silben zu zerlegen; dass es auch schwierigere Fälle gibt wie *Fenster* oder *Wanne* oder *Karpfen* oder *Adler*, steht der Behauptung nicht entgegen, dass es sich bei der Silbe um eine intuitiv relativ klare Erscheinung handelt. Definieren kann man die Silbe am ehesten mit Hilfe der artikulatorischen Phonetik. Wie jeder weiß – und sehen kann –, besteht das Sprechen aus Öffnungs- und Schließbewegungen des Mundes; und e i n e Phase innerhalb dieses Kontinuums, d.h. e i n e artikulatorische Einheit, die auf eine Öffnungs- und Schließbewegung zurückgeht, kann man in einer ersten Annäherung als **Silbe** bezeichnen. Auditiv entspricht dieser Einheit ein Anstieg und ein Abfall der Schallintensität, der Lautheit. Den Teil der Silbe, der – artikulatorisch – mit dem größten Öffnungsgrad produziert wird und – auditiv – die höchste Schallintensität aufweist, nennt man den **Silbenkern** (teilweise auch als Nukleus oder Silbengipfel bezeichnet); in der Regel ist dies ein Vokal. Dem Silbenkern können ein oder mehrere Laute vorangehen – dieser Teil der Silbe wird **Anfangsrand** (teilweise auch Silbenkopf, Silbenanlaut oder Onset) genannt – und/oder nachfolgen – dies ist der sog. **Endrand** (oder Silbenkoda, Silbenauslaut, Offset). Silbenkern und Endrand fasst man oft unter dem Begriff **Reim** zusammen. Diese **Silbenstruktur** lässt sich – wie im Folgenden gezeigt – auch graphisch darstellen, wobei σ das Symbol für die Silbe ist, *A* für den Anfangsrand, *K* für den Silbenkern, *E* für den Endrand und *R* für den Reim:

(4)



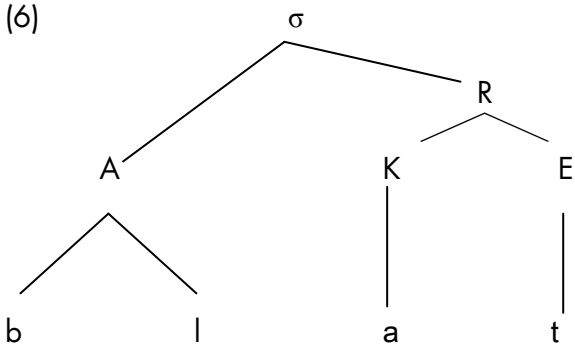
Ton

(5)



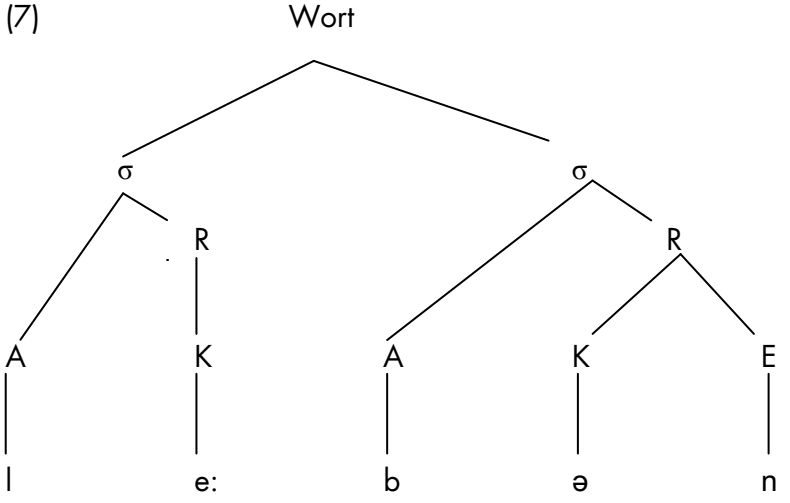
Pracht

(6)



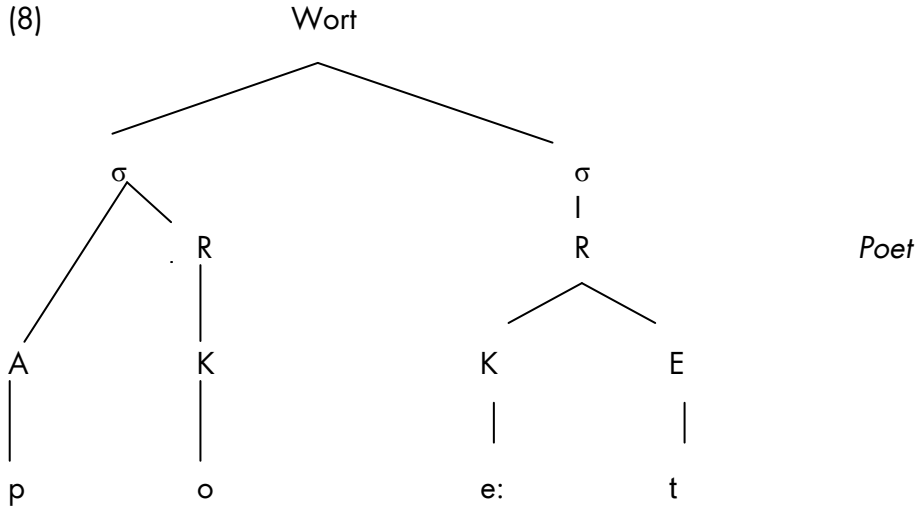
Blatt

(7)



Leben

(8)



Je nach Besetzung des Anfangs- bzw. Endrands spricht man von einem **einfachen Anfangs- bzw. Endrand** – wenn es sich nur um einen Laut handelt – oder von einem **komplexen Anfangs – bzw. Endrand** – wenn dort mehr als ein Laut steht. Und je nachdem, ob eine Silbe einen Endrand aufweist oder nicht, bezeichnet man eine Silbe – im ersten Fall – als **geschlossene Silbe**, im zweiten Fall als **offene Silbe**; Silben ohne Anfangsrand heißen **nackte Silben**. Dementsprechend handelt es sich bei *Ton* in (4) um eine geschlossene Silbe mit einem einfachen Anfangs- und einem einfachen Endrand, bei *Pracht* in (5) um eine geschlossene Silbe mit einem komplexen Anfangs – und einem komplexen Endrand, während bei der geschlossenen Silbe *Blatt* nur der Anfangsrand komplex, der Endrand dagegen einfach ist. Demgegenüber ist [le:] in (7) eine offene Silbe – mit einfachem Anfangsrand –, ebenso wie [po] in (8), während [e:t] in (8) ein Beispiel für eine nackte Silbe – mit einfachem Endrand – ist.

Ich komme damit zum ersten der beiden prosodischen Phänomene, die ich in diesem Kapitel thematisieren möchte, dem Akzent (teilweise auch als Betonung bezeichnet). Unter **Akzent** versteht man die Hervorhebung bestimmter Teile von Wörtern, Phrasen oder Sätzen durch die Intensivierung der Muskelaktivitäten bei der Artikulation, die zu einer Steigerung der Lautstärke, einem Anstieg der Tonhöhe und zu einer Längung der betreffenden Einheit führt. Die jeweilige Einheit, auf die sich ein Akzent bezieht, ist die Silbe. Je nachdem, ob sich die Hervorhebung gegenüber anderen Silben auf ein Wort, eine Phrase oder einen Satz bezieht, unterscheidet man zwischen **Wortakzent**, **Phrasenakzent** und **Satzakzent**. Die folgenden Beispiele sollen verdeutlichen, was damit gemeint ist.

In einem mehrsilbigen Wort wie z.B. *besuchen* ist die zweite Silbe durch einen Akzent hervorgehoben, in dem Wort *Mittwoch* dagegen die erste Silbe. In einsilbigen Wörtern ist natürlich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – immer diese Silbe betont; dass diese Silbe auch betont ist, zeigt sich in Sätzen wie denen unter (9):

(9) (a) Sie will den Park besuchen.
(b) Sie besucht den Park.
(c) Sie will den Park am Mittwoch besuchen.

Das einsilbige Wort *Park* ist in allen Fällen in jedem Fall stärker akzentuiert als Silben wie *be* oder *chen* in *besuchen*.

Von diesem **Wortakzent** ist der **Satzakzent** zu unterscheiden: In jedem Satz, in jeder Äußerung ist jeweils mindestens ein Wortakzent noch stärker hervorgehoben als andere Wortakzente; auch dies sei an einem Beispiel vorgeführt, dem Satz (9) (c). Wortakzente – dies zur Schreibweise in den folgenden Beispielen – werden entweder durch einen vorangestellten Strich wie in *be'suchen* oder durch einen Schrägstrich auf dem Silbenkern der betonten Silbe gekennzeichnet wie in *besúchen*; Satzakzente kennzeichnet man in der Regel durch Schreibung der besonders stark akzentuierten Silbe in Großbuchstaben. So wären in den folgenden Varianten des Satzes (9) (c) die Wortakzente jeweils gleich, der Satzakzent jedoch verschieden (auf die Kennzeichnung des Wortakzents bei einsilbigen Wörtern habe ich verzichtet):

(10) (a) Sie will den Park am MITTwoch besúchen.
(b) Sie will den PARK am Míttwoch besúchen.
(c) Sie will den Park am Míttwoch beSUchen.
(d) SIE will den Park am Míttwoch besúchen.
usw.

Manche Wörter haben außer dem Wortakzent noch einen zweiten Akzent – man unterscheidet dann zwischen Haupt- und Nebenakzent – wie etwa bei S*tudentenwohnheim*, wo die Silbe *den* den Hauptakzent und die Silbe *wohn* einen Nebenakzent trägt. Weitere Abstufungen betreffen z.B. den **Phrasenakzent** – so ist etwa in Satz (11) die Silbe *gar* in *Gartentor* stärker akzentuiert als die Silbe *nach* in Nachbarn, aber schwächer als *Brief*, das den Satzakzent trägt (unter der Voraussetzung, dass man *am Gartentor* als Attribut zu *Nachbarn* auffasst):

(11) Sie hat dem Nachbarn am Gártentor einen BRIEF gegében.

Sowohl für die Position des Wortakzents als auch des Phrasenakzents als auch des Satzakzents gibt es in den verschiedenen Sprachen jeweils bestimmte Regeln, auf die ich hier aber nicht eingehen kann. Wort- und Phrasenakzente dienen der rhythmischen Gliederung – und dadurch der besseren Wahrnehmbarkeit – von Sätzen bzw. Äußerungen, Satzakzente haben unterschiedliche Funktionen, wobei diese Funktionen jeweils auch an bestimmte phonetische Unterschiede bei der Akzentuierung gebunden sind. Die wichtigste Funktion des Satzakzents ist die Strukturierung der in einer Äußerung gegebenen Information, d.h. die Hervorhebung von in der jeweiligen Äußerungssituation als besonders wichtig betrachteten Teilen der Information – die Beispiele unter (10) können dies veranschaulichen. Daneben können Akzente aber auch emotional bedingt sein – man spricht dann von einem emphatischen Akzent –, teilweise können sie aber auch die pragmatische Funktion eines Satzes bzw. einer Äußerung kenntlich machen, wie etwa der Unterschied zwischen den Sätzen (12) (a) und (12) (b) zeigt:

(12) (a) Hat der einen Bart.
(b) Hat DER einen Bart!

In diesem Fall kennzeichnet der Akzent, dass es sich um einen Ausrufesatz, einen sog. Exklamativsatz handelt – dementsprechend nennt man diesen Akzent Exklamativakzent.

Die **Intonation** – darunter versteht man die Tonhöhe und den Tonhöhenverlauf – spielt im Deutschen insbesondere im Zusammenhang mit den verschiedenen Satzarten eine wichtige Rolle. So weisen Entscheidungsfragesätze wie (13) (a) in der Regel ansteigenden Tonhöhenverlauf auf, Aussagesätze wie (12) (b) fallenden Tonhöhenverlauf, ebenso Ergänzungsfragesätze wie (13) (c):

(13) (a) Kommt sie morgen?
(b) Sie kommt morgen.
(c) Wer kommt morgen?

Teilweise kann die Intonation auch die pragmatische Funktion von Sätzen bzw. Äußerungen beeinflussen bzw. verändern, wie z.B. in den folgenden Fällen:

(14) (a) Er hat das Buch gelesen.
(b) Er hat das Buch gelesen?

Hier wird durch den durch das Fragezeichen signalisierten ansteigenden Tonhöhenverlauf zum Ausdruck gebracht, dass es sich um eine Frage handelt – im Unterschied zu (14) (a) – mit fallendem Tonhöhenverlauf; Äußerungen wie (14) (a) würde man als Behauptungen, Feststellungen, Mitteilungen o.ä. verstehen.

Literaturhinweise

Zur Phonetik allgemein sei auf (2), (17), (21), (31) sowie (27), S. 72-80, (8), S. 21-31, und (12), S. 310-322, verwiesen. Das Problem der Abstraktion erörtert (38), S. 29-42, die Unterscheidung enge und weite Transkription behandelt (31), S. 29-42, Aussprachevarietäten sind Gegenstand in (8), S. 50-60, und in (21), S. 25-41.
Zur Phonologie seien (27), S. 81-87, (32), S. 43-50, (12), S. 310-322, sowie die etwas schwierigeren (38), S. 43-66, 75-88, und (17), S. 37-72, genannt, zum Silbenbegriff und zur Silbenstruktur (8), S. 37-39.

8. Graphematik/Orthographie

8.1 Gegenstandsbestimmung

Viele Sprachen werden nicht nur gesprochen, sondern auch geschrieben, d.h. es gibt in diesen Sprachen nicht nur Regularitäten für die lautliche Realisierung der Sprache – die Gegenstand der Phonologie sind –, sondern auch Regularitäten für die schriftliche Realisierung – die den Gegenstand der Graphematik darstellen. Dabei gibt es einerseits Parallelen zwischen den jeweiligen Regularitäten, andererseits aber auch Unterschiede. Parallelen gibt es insofern, als Sprachen nicht nur über ein Lautinventar, sondern auch über ein Inventar graphischer Einheiten verfügen, und Parallelen gibt es auch insofern, als Sprachen auch den phonotaktischen Regularitäten entsprechende graphotaktische Regularitäten aufweisen. Zum **Inventar der graphischen Einheiten** gehören – bezogen auf das Deutsche – zum einen die Buchstaben, zum anderen weitere Schriftzeichen wie die Interpunktionszeichen – Punkt, Komma, Ausrufezeichen usw. –, aber auch Ziffern, Sonderzeichen wie *§*, *%*, *+* oder *=*, in gewisser Weise aber auch der Zwischenraum (zwischen Schriftzeichen bzw. Wörtern). Ein Beispiel für eine **graphotaktische Regel** ist die für die Schreibung des Deutschen geltende Regel, dass im Anfangsrand von Schreibsilben vor <p> und <t> niemals <sch> stehen darf: Normalerweise ist <sch> die graphische Entsprechung für das Phonem /ʃ/ – wie z.B. in <schön>, <Schnee>, <schreiben>; demgegenüber entspricht dem Phonem /ʃ/ vor <p> und <t> im Anfangsrand von Schreibsilben das <s> – also nicht <Schprache>, sondern <Sprache>, nicht <schtill>, sondern <still> usw. Darüber hinaus – und hierin unterscheiden sich die lautliche und die schriftliche Seite – gibt es aber auch Regularitäten der Schreibung, also graphematische Regularitäten, die keine Entsprechung in auf die lautliche Realisierung bezogenen Regularitäten haben. Und zwar sind dies **Korrespondenzregeln**, d.h. Regeln, die festlegen, welchen sprachlichen Einheiten welche graphischen Einheiten jeweils entsprechen, d.h. welche sprachlichen Einheiten durch die graphischen Einheiten jeweils repräsentiert werden.

Im Alltag ist die Bezeichnung „Graphematik" weitgehend bis völlig unbekannt; stattdessen sind im Zusammenhang mit schriftlicher Realisierung von Sprache, mit Schreibung dort die Bezeichnungen „Orthographie" oder „Rechtschreibung" geläufig. Allerdings wäre es falsch, diese Ausdrücke als Synonyme zu verstehen: Während es der **Graphematik** um die Beschreibung der Regularitäten der Schreibung geht – so wie die Phonologie die Regularitäten der lautlichen Realisierung, die Syntax, die Regularitäten der Kombination von Wörtern miteinander bis hin zu Sätzen beschreibt usw. – ist das Ziel der **Orthographie** (der Rechtschreibung), Regeln, Normen für die Schreibung festzulegen, d.h. zu bestimmen, wie richtig geschrieben wird. Die Graphematik ist also deskriptiv, die Orthographie präskriptiv, normativ orientiert.

Graphematische Regularitäten können auch unabhängig von orthographischen Normierungen existieren – wie dies für die Regularitäten in den anderen Bereichen des Sprachsystems auch gilt, bei denen es gar keine kodifizierten Normen gibt (von der lautlichen Ebene – zumindest in gewisser – Weise abgesehen). So gab es auch im Deutschen über Jahrhunderte hinweg Schreibregularitäten, ohne dass es gleichzeitig eine O r t h o graphie, eine R e c h t-schreibung gegeben hätte; Normierungsbestrebungen haben im Grunde erst mit der Erfindung des Buchdrucks Mitte des 15. Jahrhunderts eingesetzt. Auf die Gegenwart bezogen gibt es im

Deutschen materialiter natürlich kaum einen Unterschied zwischen Graphematik und Orthographie, da die graphematischen Regularitäten, also die Regularitäten, die die Schreiber des Deutschen beim Scheiben befolgen, im Grunde die Regeln sind, die ihnen beim Schreibenlernen beigebracht wurden, denn wer – bezogen auf das Deutsche – schreiben lernt, lernt ja r i c h t i g schreiben. Und auch wenn viele Schreiber orthographische Fehler machen, ändert dies ja nichts an den in der Sprachgemeinschaft geltenden graphematischen Regeln – auch in der Syntax, der Morphologie, der Phonologie wird ja von Regeln abgewichen, werden Fehler gemacht. M.a.W.: Die Regularitäten der Graphematik sind im Wesentlichen die normativ fixierten Regularitäten der Orthographie. Allerdings gibt es – deshalb die Formulierung „im Wesentlichen" – auch Schreibungsregularitäten, die nicht den orthographischen Normen entsprechen und ggfs. zur Veränderung der orthographischen Normen führen können: als Beispiele seien die „Eindeutschung" der Schreibung von Fremdwörtern genannt – <Büro> statt <Bureau>, <Soße> statt <Sauce> oder <Telefon> statt <Telephon> –, die Tendenz zur Zusammenschreibung – <aufgrund>, <maschineschreiben>, <spazierengehen>, <erfolgversprechend> usw. – sowie Schreibungen wie <überschwänglich>, die lange Zeit nicht den orthographischen Normen entsprachen – im konkreten Fall war die normgerechte Schreibung <überschwenglich> –, aber aufgrund der Analogie zu <täglich>, <gegenständlich>, <bärtig> usw. einer klaren, systematischen graphematischen Regel folgen.

Wie die gerade vorgetragenen Überlegungen gezeigt haben, gibt es – aufgrund der Tatsache, dass es sich bei der lautlichen und der schriftlichen Realisierung von Sprache um die beiden Ausprägungen der Ausdrucksseite sprachlicher Einheiten handelt – zwischen gesprochener und geschriebener Sprache sowie der den beiden Realisierungsmöglichkeiten zugrunde liegenden Regularitäten offenkundig Gemeinsamkeiten und Parallelen, denen jedoch – auch dies ist teilweise schon deutlich geworden – auch Unterschiede gegenüberstehen. Diese Beziehungen, das Verhältnis von gesprochener und geschriebener Sprache sollen im folgenden Teilkapitel etwas genauer beleuchtet werden. Im Anschluss daran werden in 8.3 wichtige Grundbegriffe und Grundgedanken der Graphematik vorgestellt und erläutert, während es im abschließenden Teilkapitel 8.4 um die der Schreibung des Deutschen zugrunde liegenden Prinzipien geht, die an einigen Beispielen vorgeführt und veranschaulicht werden sollen. Dabei wird sich – wie ich hoffe – zumindest in ersten Ansätzen zeigen, dass die Schreibung des Deutschen weitaus systematischer ist als gemeinhin angenommen wird.

8.2 Gesprochene und geschriebene Sprache

Wenn von gesprochener und geschriebener Sprache die Rede ist, ist oft Unterschiedliches gemeint, ohne dass dies – auch terminologisch – differenziert wird: Einerseits ist damit das jeweilige Medium gemeint – also ob es sich um die mündliche oder die schriftliche Realisierung von Sprache handelt –, andererseits ist eine bestimmte Art der Ausdrucksweise gemeint– etwa die in einem informellen persönlichen Gespräch gegenüber der in einem offiziellen Schreiben, in einem Zeitungstext oder in einer wissenschaftlichen Abhandlung. Dass es sich hier um Unterschiedliches handelt, zeigt sich etwa an einem wissenschaftlichen Vortrag einerseits – vom Medium her gesprochen, von der Ausdrucksweise, der Konzeption her „geschrieben" – und einem persönlichen Brief, einer privaten Mail oder in Chat-Kommunikation andererseits – vom Medium her geschrieben, von der Ausdrucksweise, der Konzeption her „gesprochen". Man unterscheidet deshalb heute häufig – allerdings noch nicht durchweg – zwischen **medialer und konzeptioneller Mündlichkeit bzw.**

Schriftlichkeit: So wäre der wissenschaftliche Vortrag medial mündlich, aber konzeptionell schriftlich, der persönliche Brief, die private Mail, die Chat-Kommunikation medial schriftlich und konzeptionell mündlich, während etwa ein informelles persönliches Gespräch sowohl medial als auch konzeptionell mündlich und ein Zeitungstext oder ein offizielles Schreiben sowohl medial als auch konzeptionell schriftlich ist. Dabei ist der mediale Unterschied zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit natürlich eindeutig – entweder ist eine Äußerung mündlich oder schriftlich (von der Gebärdensprache einmal abgesehen) –, während der konzeptionelle Unterschied Mündlichkeit/Schriftlichkeit graduell ist, ein Kontinuum darstellt.
Um diesem Unterschied Rechnung zu tragen, werden die Begriffe ‚gesprochene Sprache' und ‚geschriebene Sprache' heute oft – und ich folge dieser Redeweise – nur auf den medialen Aspekt bezogen: unter **gesprochener Sprache** versteht man dann die mündlich artikulierte Repräsentationsform von Sprache, unter **geschriebener Sprache** die schriftlich fixierte Repräsentationsform von Sprache. Und je nach Repräsentationsform spricht man im Falle von Kommunikation mit lautlichen, mündlichen sprachlichen Äußerungen von **mündlicher Kommunikation**, im Falle von Kommunikation mit schriftlichen sprachlichen Äußerungen von **schriftlicher Kommunikation**.

Da es im Zusammenhang mit Graphematik und Orthographie nur auf den medialen Aspekt ankommt, werde ich mich bei der folgenden Darstellung von Unterschieden von mündlicher und schriftlicher Kommunikation auf die Unterschiede beschränken, die medial, d.h. im Hinblick auf die gesprochene und die geschriebene Sprache in dem erläuterten engeren Sinne relevant sind; von Unterschieden, die sonst oft im Zusammenhang mit der Gegenüberstellung von gesprochener und geschriebener Sprache – im weiten Sinne – ausgeführt werden, sehe ich ab, wenn sie nur den Unterschied von konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit betreffen. Zudem ist beim Herausarbeiten von Unterschieden zu beachten, dass es sehr unterschiedliche Formen sowohl mündlicher als auch schriftlicher Kommunikation gibt, es also eine sehr starke Vereinfachung, eine Konzentration auf prototypische Fälle ist, wenn man von „der" mündlichen bzw. „der" schriftlichen Kommunikation spricht.

Unterschiede, die generell zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation bestehen, sind natürlich die Unterschiede, die direkt mit dem jeweiligen Medium zu tun haben:

- Bei mündlicher Kommunikation wird Sprache lautlich realisiert und akustisch wahrgenommen, bei schriftlicher Kommunikation wird Sprache graphisch fixiert und visuell wahrgenommen, d.h. es besteht ein Unterschied in der Art der Realisierung und der Wahrnehmung.

- Lautliche Äußerungen haben eine zeitliche, schriftliche Äußerungen eine räumliche Ausdehnung.

- Lautliche Äußerungen bestehen – akustisch wie artikulatorisch – aus einem Lautkontinuum (ich verweise auf das letzte Kapitel), schriftliche Äußerungen bestehen aus klar voneinander abgegrenzten Einheiten (außer bei bestimmten Handschriften).

- Mündliche und schriftliche Kommunikation verfügen jeweils über spezifische Ausdrucksmittel: mündliche Kommunikation über prosodische Mittel wie Intonation, Akzent, Sprechtempo, Sprechrhythmus, Pausen, über Lautstärke usw., schriftliche Kommunikation über Mittel wie

Großschreibung, Interpunktion, Getrennt- und Zusammenschreibung, Unterstreichungen, Kursivsetzen, Sperren, Absätze usw.

Weitere Unterschiede zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation sind dagegen Unterschiede, die mit den prototypischen Fällen von mündlicher und schriftlicher Kommunikation in Zusammenhang stehen – mündliche Kommunikation ist prototypischerweise direkte Kommunikation, d.h. Kommunikation zwischen Partnern, die in unmittelbarem räumlichen Kontakt stehen und sich in der gleichen Äußerungssituation befinden, schriftliche Kommunikation ist prototypischerweise indirekte Kommunikation, d.h. Kommunikation, bei der die Partner sowohl räumlich als auch zeitlich in Distanz stehen. Dementsprechend

- ist mündliche Kommunikation räumlich und zeitlich gebunden, flüchtig, nicht fixierbar und bewahrbar – von den Möglichkeiten heutiger technischer Reproduzierbarkeit einmal abgesehen, die aber nur für einen kleinen Teil mündlicher Kommunikation in Frage kommen –, während schriftliche Kommunikation räumlich und zeitlich ungebunden ist und ein wesentliches Charakteristikum gerade in der Bewahrbarkeit und beliebig häufigen Wiederholbarkeit besteht.

- ist bei mündlicher Kommunikation der für das Verständnis sprachlicher Äußerungen so zentrale Äußerungs- und Situationskontext unmittelbar präsent, der bei schriftlicher Kommunikation fehlt.

- haben die Kommunikationspartner bei mündlicher Kommunikation jederzeit Möglichkeiten der Verständnissicherung – durch Rückfragen, Nachfragen usw. –, die bei schriftlicher Kommunikation nicht oder nur sehr begrenzt und mit größerer zeitlicher Verzögerung gegeben sind – auch dies gilt nur für die prototypischen Fälle und nicht z.B. für Vorlesungen, Vorträge, Predigten und andere Formen mündlicher Kommunikation, bei denen Rückfragen nur beschränkt oder gar nicht möglich sind, aber auch nicht z.B. für die – schriftliche – Chat-Kommunikation, bei der trotz des schriftlichen Mediums unmittelbare Möglichkeiten der Verständnissicherung bestehen.

- kann das, was man anderen sprachlich zu verstehen geben will, bei mündlicher Kommunikation zusätzlich durch Mimik, Gestik u.a. unterstützt werden, was bei schriftlicher Kommunikation ausgeschlossen ist.

Diese Unterschiede haben bedeutsame Auswirkungen auf die Art und Weise der Realisierung mündlicher und schriftlicher Kommunikation, und zwar sowohl im Hinblick auf die Konzeption als auch – was für unseren Zusammenhang wichtig ist – im Hinblick auf die formalen Aspekte der mündlichen bzw. schriftlichen Repräsentation von Sprache. In Bezug auf die schriftliche Kommunikation – die allein hier von Interesse ist – bedeutet dies, dass der fehlende Äußerungs- und Situationskontext, die fehlenden Möglichkeiten der Verständnissicherung, die fehlenden Mittel wie die Prosodie, wie Mimik und Gestik möglichst weitgehend kompensiert werden müssen, um dennoch ein möglichst gutes, angemessenes Verständnis zu sichern: durch teilweise Versprachlichung des Kontexts – dies ist eine Frage der Konzeption – sowie durch möglichst große Eindeutigkeit der Schreibung, also der graphischen, der schriftlichen Realisierung von Sprache. Dies erklärt zum einen, dass schriftliche Äußerungen im Unterschied zum Lautkontinuum mündlicher Äußerungen aus klar voneinander abgegrenzten Einheiten bestehen, zum andern, dass der Variationsspielraum in der Schreibung weit geringer ist als bei

mündlichen Äußerungen: Während die Aussprache, die lautliche Realisierung von Wörtern teilweise eine beachtliche Bandbreite haben kann (ich verweise auf das letzte Kapitel), besteht bei der Schreibung von Wörtern – ich meine hier nicht die Unterschiedlichkeit verschiedener Handschriften oder Schriftarten wie Antiqua, Fraktur usw. – weitgehend Übereinstimmung: eine Schreibung wie <Farrad> oder <ebenpfaltz> – statt <Fahrrad> bzw. <ebenfalls> – kann beim Lesen durchaus irritieren und das Verständnis beeinträchtigen bzw. erschweren.

Vor diesem Hintergrund ist es auch verständlich, dass der Bereich der Schreibung der Bereich des Sprachsystems ist, bei dem normierende Tendenzen am stärksten sind, dass es in vielen Sprachen eine verbindliche Orthographie, nur teilweise eine – auch weit weniger verbindliche – Orthoepie, aber keine „Orthosyntax" oder „Orthomorphologie" gibt. Allerdings – und dies ist noch ergänzend hinzuzufügen – ist bei orthographischen Regelungen, bei orthographischen Normierungen nicht nur die Leserperspektive, sondern auch die Schreiberperspektive zu berücksichtigen: die Schreibung hat nicht nur die Funktion, schriftliche Äußerungen zu verstehen und ihren Inhalt zu erfassen – die **Erfassungsfunktion** der Schreibung –, sondern auch – aus der Schreiberperspektive – die Funktion, gedankliche Inhalte in schriftliche Äußerungen zu überführen – die **Aufzeichnungsfunktion** der Schreibung. Und was für den Leser hilfreich sein mag – ein größerer Grad an Invarianz oder zusätzliche Normierungen –, kann für den Schreiber größeren Aufwand beim Erlernen der Regularitäten der Schreibung sowie bei der Verfertigung schriftlicher Äußerungen bedeuten. So führt die Großschreibung der Substantive im Deutschen möglicherweise zu besserer Übersichtlichkeit und besserem Verständnis – ich möchte dazu keine Stellung beziehen –, bedeutet in jedem Fall für den Schreiber aber eine Erschwernis, wie wohl jeder Schreiber des Deutschen weiß. Gleiches gilt z.B. für die Kommasetzung, die den Nachvollzug schriftlicher Texte wesentlich erleichtert, aber – und auch dies wird mir wohl jeder von Ihnen bestätigen – mit einem teilweise nicht geringen Aufwand des Schreibers erkauft ist.

8.3 Grundbegriffe der Graphematik

Gegenstand der Graphematik – so die Bestimmung im ersten Teil dieses Kapitels – sind die Regularitäten der Schreibung, die Regeln für die schriftliche Realisierung von Sprachen. Diese in einer Sprache jeweils geltenden Regularitäten bezeichnet man zusammenfassend oft als das **Schriftsystem** dieser Sprache. Von grundlegender Bedeutung für jedes Schriftsystem ist es, auf welche sprachlichen Einheiten sich die graphischen Einheiten in erster Linie beziehen, d.h. von welcher Art die sprachlichen Einheiten sind, die von den graphischen Einheiten repräsentiert werden. Von der Schreibung des Deutschen wie auch von der Schreibung der anderen europäischen Sprachen her denkt man natürlich sofort an die einzelnen Sprachlaute, denen jeweils bestimmte graphische Einheiten – Buchstaben – entsprechen. Dies ist jedoch keineswegs die einzige Möglichkeit: So können auch Silben eine Bezugsgröße graphischer Einheiten sein – dies ist z.B. die Basis für die Schriftsysteme des Japanischen und des Koreanischen –, aber auch Wörter bzw. Morpheme, also kleinste bedeutungstragende Einheiten – wie z.B. im Schriftsystem des Chinesischen. In der Regel beziehen sich die Schriftsysteme von Sprachen auf unterschiedliche Einheiten, allerdings ist jeweils ein Bezug der dominante, der primäre. Dementsprechend kann man die verschiedenen Schriftsysteme je nach ihrer dominanten Bezugsgröße jeweils einem **Schrifttyp** zuordnen. Hier unterscheidet man zwischen dem **logographischen Schrifttyp**, dem alle Schriftsysteme zugeordnet werden können, bei denen sich die graphischen Einheiten primär auf Wörter bzw. Morpheme, also bedeutungstragende Einheiten beziehen, dem **syllabischen Schrifttyp**, zu dem alle

Schriftsysteme gehören, bei denen die Bezugsgröße für die graphischen Einheiten primär die Silbe ist, und dem **alphabetischen Schrifttyp**, der all die Schriftsysteme umfasst, bei denen der Bezug zu den Sprachlauten dominant ist. Dabei sind der syllabische und der alphabetische Schrifttyp insofern enger miteinander verwandt, als sie sich beide – im Unterschied zum logographischen Schrifttyp – auf lautliche Einheiten beziehen; man fasst beide deshalb manchmal unter der Bezeichnung **phonographische Schrifttypen** zusammen.

Unter **Schrift** versteht man ein Inventar von Schriftzeichen, wie z.B. die lateinische, die kyrillische, die griechische Schrift, unter **Schriftzeichen** die formal unterscheidbaren Einheiten, die bei der Schreibung benutzt werden und zusammen das **Inventar eines Schriftsystems** ausmachen. Dazu gehören – wenn wir uns nur auf den alphabetischen Schrifttyp beschränken – die Buchstaben, Ziffern, aber auch Hilfszeichen wie Punkt, Komma, Ausrufezeichen, Strich (als Binde- und Trennungsstrich) und Sonderzeichen wie *§*, *%*, *+* oder *=*. Darüber hinaus zählt man auch diakritische Zeichen zu den Schriftzeichen, wie z.B. den Akut in frz. *été*, in ungar. *Bartók* oder in span. *habló* – im ersten Fall zur Bezeichnung der Vokalqualität, im zweiten Fall zur Bezeichnung der Wortquantität (der Länge), im dritten Fall zur Bezeichnung der Wortakzentstelle – oder den Haček z.B. in tschech. *Dvořák*. Außerdem stellt auch der Zwischenraum ein – sozusagen leeres – Schriftzeichen dar, das in Schriftsystemen – etwa bei der Getrennt- und Zusammenschreibung –genutzt wird. Weitere graphische Mittel, die aber keine Schriftzeichen im genannten Sinne sind – da es für sie keine schriftsystemspezifischen Regeln gibt – sind z.B. Kursivschreibung, Fettdruck, Sperren, Unterstreichen, aber auch die Zeile, der Textabsatz usw. Im Alltag wird auch oft im Zusammenhang mit Schreibschrift, Druckschrift, Antiqua, Fraktur usw. von Schriften gesprochen; in der Sprachwissenschaft ist hier von **typographischen Varianten** des Schriftzeicheninventars die Rede.

Um die eingeführte, in der Sprachwissenschaft mittlerweile weit verbreitete Terminologie noch einmal an Beispielen zusammenzufassen: Das Deutsche bedient sich der gleichen Schrift wie das Englische, das Französische, das Dänische usw., nämlich der lateinischen Schrift. Hinsichtlich ihrer Schriftsysteme unterscheiden sich diese Sprachen aber voneinander – zum einen hinsichtlich ihres Schriftzeicheninventars, d.h. hinsichtlich ihrer Auswahl aus dem Schriftzeicheninventar, dass die lateinische Schrift zur Verfügung stellt (so gibt es im Deutschen, aber nicht im Englischen oder Französischen ein <ä>, ein <ö> und ein <ü>, im Französischen ein <é> und im Dänischen ein <ø> und ein <å>, die es alle im Deutschen nicht gibt), zum andern – und vor allem – hinsichtlich ihrer Korrespondenzregeln zu den Sprachlauten (entsprechende Beispiele habe ich schon im letzten Kapitel im Zusammenhang mit der Transkription gegeben). In all diesen Sprachen können die Schriftzeichen in unterschiedlichen typographischen Varianten auftreten und all diese Sprachen gehören dem gleichen Schrifttyp an, nämlich dem alphabetischen Schrifttyp. Das Russische, Bulgarische oder Serbische bedienen sich zwar einer anderen Schrift – der kyrillischen Schrift –, also eines anderen Inventars von Schriftzeichen, bei denen es wieder unterschiedliche typographische Varianten geben kann, und diese Sprachen weisen auch je unterschiedliche Schriftsysteme auf – sie gehören jedoch zum gleichen Schrifttyp wie das Deutsche, Englische, Französische, Dänische usw., nämlich dem alphabetischen, weil auch in diesen Sprachen die Sprachlaute die primäre Bezugsgröße für die Schriftzeichen sind. Demgegenüber weist das Chinesische nicht nur ein anderes Schriftsystem auf, das sich einer anderen Schrift als die bisher genannten

Sprachen bedient, sondern es gehört auch einem anderen Schrifttyp, nämlich dem logographischen, an.

Das Deutsche – genauer: das Schriftsystem des Deutschen –, auf das ich mich im folgenden beschränken möchte, gehört – wie schon erwähnt – dem alphabetischen Schrifttyp an, d.h. die Schriftzeichen beziehen sich in erster Linie auf die Sprachlaute. Dass es jedoch falsch wäre, einfach von einer Entsprechung von Lauten und Buchstaben zu sprechen, zeigen die folgenden Überlegungen:

1.) Unabhängig davon, ob in einem Wort wie *rufe*n das *r* als [r], als [R] oder [ʁ] realisiert wird, bleibt die Schreibung immer gleich – nämlich <r>. Und obwohl es sich auch bei *ich* und *ach* – [ɪç] und [ax] in phonetischer Transkription – um unterschiedliche Phone, um kombinatorische Allophone des Phonems /ç/ handelt, entspricht ihnen jeweils die gleiche Buchstabenverbindung, nämlich <ch>.

2.) Wie das letzte Beispiel gezeigt hat, entspricht einem Laut teilweise mehr als ein Buchstabe. Dies lässt sich auch an <sch> für [ʃ] wie in *schön*, <ie> für [i:] wie in *Biene* oder an <ng> für [ŋ] wie in *Tang* sehen. Dabei entspricht die Buchstabenfolge <sch> aber nicht immer dem [ʃ]: in einem Wort wie *Häuschen* entspricht – im Unterschied etwa zu *täuschen* – das <s> dem Laut [s], das <ch> dem Laut[ç].

3.) In manchen Fällen steht auch ein Buchstabe für eine Lautverbindung, z.B. das <z> für das [t͡s] wie am Ende des Wortes *Pelz*.

4.) Ein und derselbe Laut kann auf unterschiedliche Weise graphisch repräsentiert werden: So wird das [o:] in *Ton* durch ein <o> graphisch repräsentiert, das [o:] in *Moor* durch ein <oo> und das [o:] in *Kohl* durch <oh>, das [n] in *Sahne* durch ein <n>, in *Tanne* durch <nn>, und das [a] in *arm* durch <a>, das [a] in *Arm* durch <A>.

5.) Und auch das Umgekehrte lässt sich konstatieren: dass ein Buchstabe der graphische Repräsentant für mehrere verschiedene Laute ist, und zwar – anders als in 1. – auch für Laute, die keine Allophone eines Phonems sind: So ist <o> sowohl der graphische Repräsentant für [o:] wie in *Ton* als auch für [ɔ] wie in *Woche*, und das <n> steht sowohl für das [n] wie in *Sahne* als auch für das [ŋ] wie in *Tank*.

Aus den vorangehenden Überlegungen folgt zunächst – ich beziehe mich auf 1. –, dass nicht die Phone, sondern die Phoneme die Bezugsgrößen der graphischen Einheiten sind, vereinzelt sogar – siehe 3 – Phonemverbindungen. An 2. zeigt sich, dass nicht nur Buchstaben, sondern auch Buchstabenverbindungen mit Phonemen korrespondieren, wobei sich bei *Häuschen* gegenüber *täuschen* – wie auch bei den Beispielen unter 5. – erkennen lässt, dass ein und derselbe Buchstabe bzw. ein und dieselbe Buchstabenfolge unterschiedliche Funktion, unterschiedlichen systematischen Wert haben kann: einmal entsprechen das <s> und das <ch> den Phonemen /s/ bzw. /ç/, einmal entsprechen sie zusammen, als Ganzes, dem Phonem

/ ʃ /; und <o> bzw. <n> entsprechen einmal /o:/, einmal /ɔ/ bzw. einmal /n/, einmal /ŋ/. Also gibt es auch – dies beweist von der anderen Richtung her auch 4. – auch keine 1:1-Entsprechung zwischen lautlichen und graphischen Einheiten.

Die an 2 bis 5 angesprochenen Probleme versucht man durch den in Analogie zum Begriff ‚Phonem' gebildeten Begriff **Graphem** in den Griff zu bekommen: So wie man von Phonen, die eine bestimmte Funktion innerhalb des Sprachsystems haben, sagt, dass sie Phoneme sind, dass sie Phonemstatus haben, spricht man dann auch bei Buchstaben und Buchstabenverbindungen – wie z.B. <sch>, <ch> oder <ie> –, die eine bestimmte Funktion innerhalb des Sprachsystems haben, von Graphemen. So wie die Phoneme die funktionalen Einheiten in der Phonologie sind, sind die Grapheme die funktionalen Einheiten in der Graphematik. Die Beziehungen in alphabetischen Schriftsystemen, also Schriftsystemen des alphabetischen Schrifttyps, bestehen folglich nicht zwischen Lauten (Phonen) und Buchstaben, sondern zwischen Phonemen und Graphemen.

Welche Funktion Grapheme aber haben, d.h. aufgrund welcher Funktion Buchstaben und Buchstabenverbindungen Graphemstatus zukommt – dies ist ein in der Graphematik höchst strittiger Punkt. Ich möchte im gegebenen Zusammenhang jedoch darauf verzichten, darauf – einschließlich der Argumente Für und Wider – näher einzugehen, sondern mich darauf beschränken, die zwei grundlegend verschiedenen Auffassungen – bei denen es jeweils noch unterschiedliche Ausprägungen gibt – kurz an Beispielen zu erläutern und kurz die Position zu umreißen, die mir als die plausibelste erscheint. Nach der einen Auffassung besteht die Funktion von Graphemen darin, dass sie die Phoneme graphisch repräsentieren; dementsprechend werden Grapheme als die Buchstaben bzw. Buchstabenverbindungen definiert, die Phoneme graphisch repräsentieren. Diese Auffassung nennt man die **Repräsentanzkonzeption**. Die zweite Auffassung geht davon aus, dass die Grapheme nicht unter Bezug auf die lautliche Ebene zu bestimmen sind, sondern dass lautliche und schriftliche Ebene prinzipiell gleichberechtigte Ebenen darstellen, so dass Grapheme unabhängig von der lautlichen Ebene, nur im Hinblick auf ihre systematische Funktion auf der schriftlichen Ebene zu ermitteln sind. Und diese Funktion sehen die Vertreter dieser Auffassung – in Analogie zur Ermittlung der Phoneme – in der distinktiven, also der bedeutungsunterscheidenden Funktion. Demnach werden Grapheme im Rahmen dieser Konzeption – die man als **Distinktivitätskonzeption** bezeichnet – als kleinste bedeutungsunterscheidende Einheiten der schriftlichen Ebene bestimmt. Bezogen auf Beispiele bedeutet dies, dass z.B. <ng> nach der Repräsentanzkonzeption ein Graphem darstellt, da es das Phonem /ŋ/ graphisch repräsentiert, für die Distinktivitätskonzeption dagegen nicht, denn <ng> ist noch weiter in kleinere bedeutungsdifferenzierende Einheiten zu zerlegen, wie die graphischen Minimalpaare <Tang> und <Talg> sowie <Tang> und <Tand> belegen. Unterschiede gibt es auch in Fällen wie <Wahl>: hier wäre <ah> für die Repräsentanzkonzeption ein Graphem – es repräsentiert das Phonem /a:/ graphisch –, für die Distinktivitätskonzeption aufgrund der Minimalpaare <Wahl> und <Wohl> bzw. <Wahl> und <Wall> dagegen nicht.

Ein weiterer strittiger Punkt, den ich nur ganz kurz erwähnen möchte, weil er für meinen Vorschlag von Bedeutung ist, betrifft einen andern Aspekt: Sind Grapheme Buchstaben bzw. Buchstabenverbindungen (in systematischer Funktion) oder sind Grapheme abstrakte Einheiten, die durch Buchstaben bzw. Buchstabenverbindungen realisiert werden? Die weit häufiger

vertretene Auffassung ist hier die erste; die zweite Auffassung ist die, die genau analog zum Phonembegriff ist – Phoneme hatte ich im letzten Kapitel ja als abstrakte Einheiten bestimmt, die gegebenenfalls auf unterschiedliche Weise – durch verschiedene Allophone – lautlich realisiert werden können (ich erinnere an die *r*- und die *ch*-Allophone). Wenn man dieser Analogie folgt – und ich halte dies für sinnvoll –, dann sind die **Grapheme** den Phonemen entsprechende abstrakte graphische Einheiten, die gegebenenfalls unterschiedlich graphisch realisiert werden können, durch – auch dies analog zur Phonologie – **Allographe**: So wie z.B. das Phonem /ç/ entweder als [ç] oder als [x] lautlich realisiert werden kann, könnte man dann z.B. sagen, dass das Graphem <ng> entweder als <ng> oder als <n> graphisch realisiert werden kann. (Eigentlich müssten – so wie Phonem und Phon – auch Graphem und Graph in der Notation unterschieden werden. Früher ist dies auch manchmal gemacht worden, indem man Grapheme in einfache, Graphe in doppelte Spitzklammern gesetzt hat. Da dies heute nicht mehr üblich ist, werde ich im Folgenden auch auf diese
– eigentlich sinnvolle – Differenzierung verzichten und – wenn notwendig – verbal zwischen Graphem und Graph unterscheiden). **Graphe** sind also solche Buchstaben und Buchstabenverbindungen, die graphische Realisierungen der abstrakten Grapheme sind. Die Analogie zur Phonologie ist hier aber noch nicht zu Ende: Welches Allophon ein Phonem realisiert, ist – abgesehen von den freien Allophonen – durch eine phonologische Regel bestimmt, und ebenso liegt der Realisierung eines Phonems wie /d/ im Silbenendrand als [t] eine phonologische Regel zugrunde. In gleicher Weise gibt es auch – graphematische – Regeln dafür, ob ein Graphem wie <ng> als <ng> oder als <n> realisiert wird, oder dafür, wann <a>, wann <ah> die Realisierung des Graphems <a> ist bzw. sein kann. Welcher Art solche graphematischen Regeln sind, welche Faktoren die jeweilige graphische Realisierung bestimmen, soll im folgenden letzten Teil dieses Kapitels behandelt werden.

8.4 Prinzipien der Schreibung

Für alle Schriftsysteme des alphabetischen Schrifttyps – damit auch für das Schriftsystem des Deutschen – sind die Regeln für die Beziehungen zwischen den Phonemen und den Graphemen grundlegend, die sog. **Graphem-Phonem-Korrespondenzregeln** (GPK), d.h. dass z.B. dem Phonem /a/ das Graphem <a>, dem Phonem /n/ das Graphem <n>, dem Phonem / ʃ / das Graphem <sch>, dem Phonem /i:/ das Graphem <ie> entspricht usw. Diese Graphem-Phonem-Korrespondenzregeln sind sozusagen Konkretisierungen des **phonographischen Prinzips** der Schreibung, das besagt, dass graphische Einheiten lautliche Einheiten, Sprachlaute graphisch repräsentieren sollen. Unter **Prinzipien der Schreibung** versteht man also Grundsätze für die Beziehung zwischen Einheiten des Schriftsystems und Einheiten anderer Ebenen des Sprachsystems. Wenn die Schreibung einer Sprache – wie dies im Deutschen der Fall ist – normiert ist, kann man auch von orthographischen Prinzipien und statt von graphematischen Regeln auch von orthographischen Regeln sprechen. Im Folgenden werde ich jedoch weiter neutral von Prinzipien der Schreibung und graphematischen Regeln sprechen, da der präskriptive, normative Charakter der orthographischen Regeln für die Erfassung der Systematik des Schriftsystems irrelevant ist.

Die Graphem-Korrespondenzregeln geben jeweils den Standardfall für die graphische Repräsentation eines Phonems an, d.h. das Graph, mit dem das Graphem benannt wird – z.B. <a> , <n> oder <sch> –, ist im Standardfall – in der Sprachwissenschaft spricht man statt von Standardfall in Anlehnung an eine Redeweise aus der Künstlichen Intelligenz von Defaultfall –

die graphische Entsprechung des jeweiligen Phonems – also von /a:/, /n/ und / ʃ /. Dies entspricht genau der Praxis in der Phonologie, in der auch der Standardfall der lautlichen Realisierung eines Phonems zur Benennung eines Phonems verwendet wird – z.B. bei /ç/, weil [ç] gegenüber [x] in mehr lautlichen Umgebungen vorkommt.

Für eine andere graphische Realisierung eines Graphems sind – wie entsprechend in der Phonologie – jeweils graphematische Regeln verantwortlich. So ist z.B. die graphische Realisierung des <ng> als <n> wie in <Tank> auf die jeweilige Umgebung zurückzuführen, auf eine Graphem-Phonem-Korrespondenzregel, die – im Unterschied zu den meisten anderen – auf die lautliche Umgebung Bezug nimmt, den lautlichen Kontext, also kontext-sensitiv ist: vor /k/ im gleichen Wort bzw. Morphem ist nicht <ng>, sondern <n> die graphische Realisierung des Graphems <ng>. Während diese graphematische Regel auch auf Sprachlaute, auf Phoneme Bezug nimmt – ihr also auch das phonographische Prinzip zugrunde liegt –, nehmen andere graphematische Regeln, die für andere vom Defaultfall abweichende Schreibungen verantwortlich sind, auf andere Einheiten als Phoneme Bezug: Sie gehen also auf andere Prinzipien der Schreibung zurück. So entspricht beispielsweise dem Phonem / ʃ / das Graphem <sch> – wie z.B. in <schön> und <Schnee>. Wie am Anfang des Kapitels schon erwähnt, kann dieses Graphem aber auch nur durch ein <s> graphisch realisiert werden, wie z.B. in <Sprache>, <still>, <Strich> oder <spalten>. Diese Schreibung ist aber nur vor <t> und <p> möglich – bzw. erforderlich –; aber nicht generell, sondern nur dann, wenn es um die graphische Repräsentation von / ʃ t/ oder / ʃ p/ im Anfangsrand von Silben geht – im Silbenendrand wird phonographisch, d.h. nur aufgrund der Graphem-Korrespondenzregeln geschrieben, wie z.B. bei <wäscht> oder <gehuscht>. Die entsprechende graphematische Regel nimmt also auf die Silbe als Einheit Bezug, folgt somit also dem **silbischen Prinzip**, das besagt, dass graphische Einheiten silbische Eigenschaften graphisch repräsentieren sollen. Weitere Beispiele für die Wirksamkeit des silbischen Prinzips, also für graphematische Regeln, die auf die Silbe Bezug nehmen, sind – ohne dass dies hier näher ausgeführt werden kann – die Verdopplung der Konsonantenbuchstaben bei Schreibungen wie <Sonne>, <kommen>, <Wasser> oder <Mutter>, die graphische Realisierung des Graphems <e> durch <eh> wie in <Mehl>, des <o> als <oh> wie in <Kohl> oder das ohne lautliche Entsprechung in Schreibungen wie <sehen>, <drohen> oder <Ruhe> erscheinende <h>.

Wieder anders motiviert sind Schreibungen wie <bäckt>, <sänge>, <Wälder>, <sächlich>, <Wächter>, <Bräute> oder <läuten> sowie Schreibungen wie <kommt> oder <droht>. Nach den Graphem-Korrespondenzregeln wäre der Defaultfall jeweils <beckt>, <senge>, <Welder> usw., da bei diesen Wörtern jeweils das Phonem /ɛ/ wie in *Berg*, *Welt* oder *Hemd* vorliegt, das im Defaultfall – wie in diesen Wörtern – graphisch als <e> realisiert wird; und im Fall von <Bräute> und <läuten> wäre der Defaultfall <Breute> und <leuten>. Dass hier so geschrieben wird, wie geschrieben wird, ist darin begründet, dass Wörter bzw. Morpheme über ihre lautlichen Veränderungen hinweg graphisch gleich oder zumindest ähnlich geschrieben werden sollen, dass der Zusammenhang verschiedener Wortformen bzw. – wie bei *sächlich*, *Wächter* und *läuten* – der Zusammenhang mit der Wortbildungsbasis graphisch zum Ausdruck kommen soll. Graphematische Regeln dieser Art nehmen also Bezug auf Wörter bzw. Morpheme – also Einheiten der morphologischen Ebene, d.h. sie folgen dem **morphologischen Prinzip**.

Dies gilt auch für die Schreibungen – bzw. für die diesen Schreibungen zugrunde liegenden graphematischen Regeln – <kommt> und <droht>, die noch in einer anderen Hinsicht bedeutsam sind. Die Verdopplung des Konsonantenbuchstabens in <kommt> und das <h> in <droht> sind – wie schon erwähnt – silbisch motiviert, d.h. gehen auf graphematische Regeln zurück, die dem silbischen Prinzip folgen – ohne dass ich dies allerdings näher begründen konnte. Relevant in unserem Fall ist, dass die silbischen Bedingungen, die zu diesen Schreibungen geführt haben, in den Fällen <kommt> und <droht> nicht mehr gegeben sind; dass die Verdopplung des Konsonantenbuchstabens bzw. das <h> aber dennoch beibehalten wird, ist wieder – wie eingangs schon gesagt – auf das morphologische Prinzip zurückzuführen. Noch in einer anderen Hinsicht bedeutsam sind diese Beispiele deshalb, weil man an ihnen sehen kann, dass Schreibungen auch mehrere graphematische Regeln zugrundeliegen können, die in einer bestimmten, festgelegten Reihenfolge wirksam werden können.
Die Beispiele haben – so hoffe ich – zumindest ansatzweise deutlich gemacht, dass die Schreibung des Deutschen, dass die Orthographie des Deutschen nicht so unsystematisch ist, wie oft angenommen wird. Die fehlende 1:1–Entsprechung von Lauten und Buchstaben, die Tatsache, dass Phoneme oft auf unterschiedliche Weise repräsentiert werden können, sind keine Anzeichen mangelnder Systematizität, sondern darin begründet, dass das für das Schriftsystem des Deutschen – als alphabetisches Schriftsystem – grundlegende phonographische Prinzip vom silbischen und vom morphologischen Prinzip flankiert bzw. ergänzt wird: Schreibungen, die vom Defaultfall der Graphem-Korrespondenzregeln abweichen, liegen sehr häufig graphematische Regeln zugrunde, die durch das silbische oder morphologische Prinzip der Schreibung motiviert sind. So wie viele andere Schriftsysteme ist also auch das Schriftsystem des Deutschen ein Mischsystem, das zwar auf dem phonographischen Prinzip basiert – deshalb zählt es auch zum alphabetischen Schrifttyp –, in dem aber auch auf Silben und Wörter bzw. Morpheme Bezug genommen wird.

Abschließend sei noch erwähnt, dass es außer den graphematischen Regeln, die auf die drei zentralen Prinzipien der Schreibung des Deutschen zurückgehen – das phonographische, das silbische und das morphologische Prinzip –, auch noch andere graphematische Regeln gibt, die z.T. andere Bezugsgrößen haben: die Regeln der Großschreibung, die u.a. auf Wortarten bzw. lexikalische Kategorien, auf syntaktische und textuelle Phänomene (Satz- und Textanfang) zurückgreifen, die Regeln der Getrennt- und Zusammenschreibung, für die u.a. syntaktische und prosodische Eigenschaften zentral sind, die Regeln der Worttrennung, die sich auf Silben und Morpheme beziehen, und die Regeln der Interpunktion, die Einheiten der syntaktischen und der phonologischen Ebene (Prosodie) als Bezugsgrößen haben.

Literaturhinweise

Zum Verhältnis gesprochene – geschriebene Sprache allgemein sei auf (10) verwiesen, zum Unterschied medial – konzeptionell auch auf (37), S. 19-21, zu den medialen Unterschieden auf (16), S. 6-17. Die in 8.3 eingeführte Terminologie wird auch in (10) sowie (16), S. 40-45, thematisiert; ebd., S. 64-68, findet sich auch eine Übersicht über die verschiedenen Schriftzeichen und graphischen Mittel.
Der Graphembegriff und seine Problematik wird u.a. in (10), (16), S. 68-79, (28), S. 102-107, sowie (12), S. 331-333, behandelt, mit den Prinzipien der Schreibung beschäftigen sich u.a. (10), (13), S. 5-6, und (8), S. 66-85.

9. Literatur

(1) Achilles, Ilse/Pighin, Gerda, Vernäht und zugeflixt. Von Versprechern, Flüchen, Dialekten & Co., Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 2008.
(2) Altmann, Hans/Ziegenhain, Ute, Phonetik, Phonologie und Graphematik fürs Examen, Wiesbaden 2002.
(3) Aronoff, Mark/Fudeman, Kirsten, What is Morphology?, Oxford 2005.
(4) Bauer, Laurie, Introducing Linguistic Morphology, Edinburgh 2001.
(5) Becker-Mrotzek, Michael/Brünner, Gisela/Cölfen, Hermann, Hgg., Linguistische Berufe. Ein Ratgeber zu aktuellen linguistischen Berufsfeldern, Frankfurt/M. 2000.
(6) Brockhaus Enzyklopädie, 30 Bde, Leipzig/Mannheim [21]2005.
(7) Crystal, David, Die Cambridge Enzyklopädie der Sprache, Frankfurt/M. 1995.
(8) Duden. Die Grammatik, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich [8]2009.
(9) Dürscheid, Christa, Syntax. Grundlagen und Theorien, Wiesbaden [4]2007.
(10) Dürscheid, Christa, Einführung in die Schriftlinguistik, Wiesbaden [3]2006.
(11) Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild, Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen [3]2007.
(12) Fleischer, Wolfgang/Helbig, Gerhard/Lerchner, Gotthard, Hgg., Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache, Frankfurt/M. 2001.
(13) Fuhrhop, Nanna, Orthografie, Heidelberg [3]2009.
(14) Geier, Manfred, Orientierung Linguistik. Was sie kann, was sie will, Reinbek 1998.
(15) Grewendorf, Günther/Hamm, Fritz/Sternefeld, Wolfgang, Sprachliches Wissen. Eine Einführung in moderne Theorien der grammatischen Beschreibung, Frankfurt/M. [11]1999.
(16) Günther, Hartmut, Schriftliche Sprache. Strukturen geschriebener Wörter und ihre Verarbeitung beim Lesen, Tübingen 1988.
(17) Hall, T. Alan, Phonologie. Eine Einführung, Berlin/New York 2000.
(18) Haspelmath, Martin, Understanding Morphology, London [2]2009.
(19) Helbig, Gerhard, Geschichte der neueren Sprachwissenschaft, Opladen [8]1989.
(20) Katamba, Francis, Morphology, Houndsmills 1993.
(21) Kohler, Klaus J., Einführung in die Phonetik des Deutschen, Berlin [2]1995.
(22) Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus/Portmann, Paul R., Studienbuch Linguistik, Tübingen [5]2004.
(23) Löbner, Sebastian, Semantik. Eine Einführung, Berlin/New York 2003.
(24) Macheiner, Judith, Das Grammatische Varieté oder die Kunst und das Vergnügen, deutsche Sätze zu bilden, Frankfurt/M. 1991.
(25) Macheiner, Judith, Übersetzen. Ein Vademecum, Frankfurt/M. 1995.
(26) Meibauer, Jörg, Pragmatik. Eine Einführung, Tübingen [2]2001.
(27) Meibauer, Jörg u.a., Einführung in die germanistische Linguistik, Stuttgart/Weimar [2]2007.
(28) Nerius, Dieter u.a., Duden. Deutsche Orthographie, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich [4]2007.
(29) Pafel, Jürgen, Einführung in die Syntax. Grundlagen – Strukturen – Theorien, Stuttgart/Weimar 2011.
(30) Pittner, Karin/Berman, Judith, Deutsche Syntax. Ein Arbeitsbuch, Tübingen [4]2010.
(31) Pompino-Marschall, Bernd, Einführung in die Phonetik, Berlin/New York [3]2009.
(32) Ramers, Karl Heinz, Einführung in die Phonologie, München 1998.
(33) Ramers, Karl Heinz, Einführung in die Syntax, München [2]2007.

(34) Saussure, Ferdinand de, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin ^{3}2001 (zuerst erschienen als: Cours de linguistique générale, Lausanne/Paris 1916).
(35) Schippan, Thea, Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen 1992.
(36) Schwarz, Monika/Chur, Jeannette, Semantik. Ein Arbeitsbuch, Tübingen ^{5}2007.
(37) Schwitalla, Johannes, Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung, Berlin ^{3}2006.
(38) Ternes, Elmar, Einführung in die Phonologie, Darmstadt ^{2}1999.
(39) Volmert, Johannes, Hg., Grundkurs Sprachwissenschaft. Eine Einführung in die Sprachwissenschaft für Lehramtsstudiengänge, München ^{5}2005.